# Die Pilger des Rheins.

Ein Roman

von

**Eduard Lytton Bulwer.**

Aus dem Englischen

von

**Friedrich Notter.**

**Neue Kabinets-Ausgabe.**

Erstes bis drittes Bändchen.

**Stuttgart.**

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

**1845.**

Wird dir der Stunden Gedächtniß entweichen,
Die wir begruben in seliger Laube,
Häufend auf ihre entschlafenen Leichen
Blüthe und Duft statt der Decke von Staube?

Shelley.

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Göthe im Faust.

## Vorerinnerung des Verfassers.

Könnt' ich der Kritik und dem Publikum vorschreiben, so wünschte ich, vorliegendes Werk möchte eher nach den Gesetzen der Poesie als der Prosa beurtheilt werden, denn im Bereich jener lagen Idee und Ausführung desselben, und ich fühle, daß ein gewisser Anklang zu Dem, was dem Verfasser vorschwebte, nöthig ist, um ihm für die Mährchen, die er seiner Erzählung einverleibt hat, für die Buntheit seiner Darstellung und die Ueberfülle seiner Gemälde Nachsicht zu gewinnen. Indessen kann man sich bei einem Versuch, die Umgebungen des Rheins zu schildern und einige der dortigen Sagen in unsre Welt einzuführen, vielleicht bei dem besten Willen nicht erwehren, der Phantasie den Zügel, wenn auch nur leichtweg, schießen zu lassen, oder dem überwältigenden Einfluß des romantischen deutschen Geistes, den ich in eine kältere Sprache zu übertragen gesucht, einigermaßen anheimzufallen.

Ich habe den Versuch gewagt, zum Grundzug meines Werkes den allereinfachsten Stoff auszulesen und darüber hin den Schmuck zu verweben, der Gegenständen von mehr phantastischer oder idealer Natur zukommt. Wie weit mir

Dies gelungen, weiß ich nicht, wohl aber haben sich verschiedene Gründe vereinigt, mir diese Arbeit zu der angenehmsten in meiner bisherigen schriftstellerischen Thätigkeit zu machen (obwohl sich Wehmuth dem Vergnügen beigesellte) und mein Gemüth am vollständigsten in dieselbe zu versenken. Indessen steht die Lust des Schaffens nicht immer in gleichem Verhältniß mit dem Werth der Schöpfung und das Publikum rächt bisweilen nicht unbilliger Weise jenes Vergessen seiner Existenz, welches den Hauptreiz in der Einsamkeit eines Autors, und die beglückendste, wenn nicht die weiseste, Entäußerung in seinen Träumen bildet.

---

# Einleitung.

## An die Ideale.

I.

Gleich der Najade in der Griechen Träumen
Wohnt unsichtbar ein Kind der Poesie
In unsrer Lebensfluten dunkelm Strom —
Der Seele Nymphe, unsres Tages Botin;
Sie läßt den Strom in Melodieen fließen,
Sie macht den Sturm der Saite unterthan,
Läßt Tempes Veilchen um die Zelle sprossen,
Wo still der Mond dem grünen Rasen kost;
Das Ideal im tiefen Born der Wahrheit
Haucht sie um Alles jugendliche Klarheit.

II.

Ein Engel ob der dunkeln, blinden Erde,
Der uns in bleicher Höh die Heimath zeigt, —
Besiegerin der Zeit und Angst, entstammst du
Dem Morgen; und die menschgewordne Liebe,
Dieselbe Macht, die einst in Galiläa,
Als mit der grimmen See das Schifflein rang,
Auf zorn'ges Dunkel milde Stille goß
Und schweigen hieß der Tiefe wilden Aufruhr, —
Sie ist dir nah mit hellen Sonnenblicken,
Zu lächeln in den Sturm, die Nächte zu erquicken.

III.

'S gibt eine Welt jenseits der Sichtbarkeit,
Wo die Erinn'rung Hoffnungsfarben trägt.
Der Jugend frischem Blick mag geisterhaft
Dies Leben dünken, aber innig süß —
Ein Herz nur und ein Traum. Wenn Nebeldunst
Die Erde drückt, entfliehen wir dorthin;
Die Luft weht sanft und golden glüht der Tag,
Und Blumen blühen, Wälder rauschen, Vögel
Erwiedern sich mit frohem Ruf. Der Mittag
Lacht laut hinab die lust'gen Wasserfälle.
Kein Mensch ist dort, doch immer findest du
Die Nixe, ihre goldnen Locken flechtend;
Und ist der Tag hinunter und die Sterne

Sind aus des Himmels duft'ger Nacht gebrochen.
Erblickst du oft im fernen Dämmerlicht
Die hellen Elfen auf dem Silbergrün;
Und wenn des Morgens rosenfarb'nen Urnen
Der junge Thau entperlt, wenn in den Himmel
Ihr frohes Lied in wildverschlung'nen Kreisen
Die erste Lerche webt, kommt lustig flötend
Der bärt'ge Faun durchs würz'ge Laub daher,
Und nebelähnlich sinken Dunstgestalten
Hinab in den krystall'nen Quell, und still
Zerfließt die Oreade in des Bergs
Umgrünter Höhle.
Dein Werk ist dies, und deine Welt, du holde
Bewohnerin der Herzen; jedes Glaubens
Gebild, wenn schön es oder wunderbar,
Ist dein; von dir geboren, doch unsterblich;
Und jeder Drang der sehnsuchtvollen Seele,
Der Ewigkeiten Saame eingestreut
Vom Himmel in die unfruchtbare Erde;
Die Thräne, die dem Gram nicht, und das Lächeln,
Das nicht der ird'schen Lust entstammet, — Keime,
Die, wärest du nicht, all' begraben lägen
Bis man uns einscharrt, steigen aus der Gruft,
Wo deines Oheims hold Gebot sie ruft.

## IV.

Wir lieben, liebend täuschen wir uns ewig,
Denn die Gewohnheit nimmt, was uns das Schicksal
Gelassen, und in gleichem Maße wie
Die heiße Glut der Leidenschaft sich nüchtert
Erbleicht der Engel vor dem Menschenblick.

Umsonst, daß wir hienieden sehnend schmachten
Nach unsres Busens eingebornem Bild;
Du, die Egeria unsrer innern Welt,
Aus Lenzeshauch und Sonnenstrahl geboren,
Du Abklang unsrer süß'sten Herzenstöne,
Du scheinst, doch bist nicht, in der Menschenliebe;
Ein Stern erglänzst du über'm tiefen Meer,
Und unerreichbar bist du wie ein Stern.
Stets wenden wir das Aug von deinem Licht,
Die Last der Erdenbürde mehr zu fühlen,
Nach fernem, dämmerigen Glück zu seufzen
Und von dem Staub des Himmels Fund zu fordern!

So hängt an deine Freuden sich der Schmerz,
Wie Töne uns durch Wohllaut Thränen rauben.
Doch wenn die Qual, kommt auch der Lohn von dir
Und Phantasie besiegt die Erdenklage.
Und stets, wie Persiens zärtster Dichter sprach,

Durchströmt der Rose Hauch gemeinen Lehm. *
Entsproßt für uns das Himmelsblümchen nicht,
So hängt sein Balsam doch an unsrem Staub,
Am süßen Duft zeigt sich die bess're Erde,
Und Werth wird ihr durch eine fremde Würze.
So gab dein Zauber ewig helle Namen
An Seelen, denen Schwachheit ward zum Ruhm;
So schlug er aus dem Schmerze heil'ge Thränen
Und füllte Rousseaus unbefriedigt Herz
Mit reiner Flamme des Prophetenthums.

Und er, der irre Held, der trübe Weise,
Um den das Urtheil, das ihn richtet, klagt,
Der junge, schöne, dessen Melodie
Ein Echo nachließ, wo sein Schatten ging,
Und der mit Wehmuth halb und halb mit Hohn
Das stumme Herz der Welt mit Dichterketten
Band an sein wandernd Haus: war er nicht dein?
Ganz dein? Nach Schwäche, Irrthum, Kraft,
Nach Ruhm und Allem, was Gedächtniß ihm
In unsrer Brust erschuf? Sein Leben war
Von dieser Erde nicht: der Luft, die er
Als Odem sog, gab dein Erscheinen Licht,
Dein Untergehen sonnenlose Nacht.
Beschlich ihn schlangengleich der Erde Weh,
Erzeugte Argwohn staubverwandte Sünde,
Schwand sein Gemüth in einen kranken Traum,
Bis ihm das Ich sein Gott ward wie sein Stoff:
So schilt sein gramvoll Antlitz unsre Rüge,
Als thäten Schmach wir eines Freundes Grab.
Wie Mondenlicht der Fluten Sturm beherrscht,
Beherrschtest wilder Sänger du die Brust,
Und machtest uns zu deinen Bundsgenossen.
Und als dein pilgernd Herz zur Ruhe kam
Schien die Natur im ew'gen Lauf zu stocken:
Betäubt, erschrocken standen wir; dein Leben
War von uns selbst ein Theil, ein Seyn geworden!

Und Wer kann sagen, welche Labe dennoch
Die stille Nacht der tiefverborg'nen Seele
Dir bot als du an Rheines Wogen standst,
In Neros Thurm der Winde Klagen horchtest,
Den Mond auf des Ilyssus schmales Bett
Sein träumend Licht als Jüngling werfen sahst?
Des Ideales Opfer und sein Priester!
Kein Anderer wird deine Freuden messen,
In deinen Schmerz kein Andrer niedersteigen.

* „Eines Tages ward ich entzückt durch den Duft eines Stückes Erde. Bist du Moschus? fragte ich. Bist Ambra? Es erwiederte: ich bin nur gemeine Erde, aber eine Rose entsproßte aus mir und ihre wohlthätige Kraft durchdrang mein Wesen. Wäre die Rose nicht, so wär' ich eine gemeine Scholle. —

Saadi.

Zerschmettert ist die Harfe, fort der Geist,
Und aus der Luft schwand eine Himmelshälfte!

Doch ewig wird Venedigs rauschend Meer
Zu Tasso's Sang dein wildes Lied gesellen;
Dein Schatten wird Ravenna's Flur durchwandern,
„Bis selbst das Laub von Andacht scheint bewegt."
Und wenn die Zukunft, neidisch auf die Vorwelt,
Einst des Argeiers ehernen Schlaf zerbricht,
Wird feiervoll dein Name in dem Mund
Der Albaneser-Jünglinge erklingen.
Dein Bild den Traum der Mädchen Joniens
Durchwandeln, und, „der Oreadenhügel,"
„Der Liebe Insel," und der alte „Quell
Der Töne" deinem Lied zur Heimath werden,
Und grau ein früher nicht genannter Ort
Die wilde Oede Missolonghi's zeichnen.

V.

Doch nicht des Leiergottes Söhnen nur
Ward zugetheilt des Ideales Himmel;
Gewaffneten und strengern Seelen auch
Gebeut dein Ruf, und jede Erdenwahrheit
Trinkt ihre Frische nur aus deiner Urne.
Im finstern Kerker, drin der hohe Sidney
Die Stunden zählte bis zum Morgen, wo
Mit sicherm, ungebeugtem Schritte er
Die alte, nimmer wanke Brücke trat,
Die übers schauerliche Unsichtbare —
Den Abgrund, der vergangner Zeit Geheimniß
In seinem Schooße trägt, zu unsrem Ziel
Hinüberführt: welch göttliche Gedanken,
Welch weiß verhüllte Träume wachten hier,
Gleich Priesterinnen Vesta's vor der Glut,
Am lichten Altar seines hohen Sehnens!
Sein ungefunden Ideal, deß Glanz
Durch Erdenschranken in sein Auge brach,
Du seines Herzens angebetete
Erschaffene und Schöpferin, o Freiheit,
Du die um des Atheners Schwert den Zweig
Einst wandte, der Hipparchos Tod geweiht,
Bist du mit ihm im Kerker nicht gewesen?
Erfülltest du die Finsterniß ihm nicht
Mit hellen Bildern, mächtigen Gesichten
Der künft'gen Zeiten? Liebe für dich schuf
Ihm Fesseln, doch die Flügel, welche du
Mit Adlerfittichen besetzt, vermochte
Nicht Kettenlast zu beugen, ein Gefängniß
Bracht'st du ihm ein und schlossest ihm die Thore
Des Himmels auf; der Todesstreich ward ihm

Durch dich und todentrückter Ruhm. Der Donner
Zog weit umher, doch durch der Wetterwolken
Zerriss'ne Klüfte kam der Zukunft Engel
Und kündete in des Gefangnen Zelle
Der Menschheit lichterfüllten Gang voraus.
Ja! wenn des Lebens letzte Hoffnung sinkt
Und schreckenvoll die Seele von dem Ufer
Hinausschifft auf die Nacht der ew'gen Tiefe,
Glimmst du in einem fernen Stern und leitest
Den steuerlosen Kahn. — Vom Blutgerüst,
Vor dem gehobnen Beil erhebt der Freund
Des Vaterlands zu dir das feste Aug,
Sieht nicht die Menge drunten, nicht den Henker,
Das Gaffen — Schweigen — Beben — Weinen nicht.
Hell durch die Wüste strahlt die Feuersäule
Auf das gelobte Land, das Kanaan
Der Träume seiner Brust. Der Freiheit Blut
Befreit dem künftigen Geschlecht den Pfad
Und jeder Tropfen zeugt die Drachensaat.

## VI.

Heißt du nicht Trösterin? Verlangen wir
Ein Gut, so wirst du liebend uns geschweigen
Mit seinem goldnen Schein. Das Leben ist
Ein weinend Kind, und deine Muttersorge,
Es stets in süße Träume einzuwiegen.
Erheberin und Trösterin! Hast du
Der Größe ihren Tempel nicht gebaut
Im Menschenbusen? Deines Diensts entbehrend
Was wären menschliche Gedanken? was
Dies dunkle Eiland in dem Meer der Zeit,
Umhegt von kleinen Nöthen, niederm Streben?
Stand nicht dein Wort in Sternenschrift am Himmel?
Begeisterst du uns doch für Alles, was
Wir edel achten! Poesie und Glauben;
Der Seele mächt'ger Engel, Ruhm; die Freiheit,
Die nie erliegt; der Wunsch nach einem Seyn,
Das besser ist und lichter als das unsre;
Der Drang die Menschen groß zu seh'n und glücklich;
Und unsres Gleichen zu den Strahlenbildern
Des Himmels zu erheben; das Verlangen
Hinaus zu dringen über Sterblichkeit
Und zu erklimmen den Olymp: ist Dies
Nicht all von dir gegeben, nicht dein Werk?
Ists nicht der Wunsch dem Götterruf zu folgen,
Der unsern Staub durchbebt? das Unsichtbare
Zur Glorie der Wirklichkeit zu bringen?
Das Ideal ins Leben zu beschwören?
Die Träume in dem Haus von Elfenbein

Sind dein, die ungezählte Schaar der Nacht,
Der großen Mutter dieser dunkeln Erde,
Die lieblichen Despoten, deren Throne
Sich bünden gegen jede Lebensangst,
Und wunderkräftig, mächtiger als je
Der Menschen harsches Wort, die Zähren hemmen!
Sie decken auf des Herzens bittre Thränen,
Ein lächelnd Luftgespenst; vom Grab zurück
Entbieten sie die Lieben und umgaukeln
Mit unsres Busens alten Lenzesfarben
Die kurze Stunde; wie ihr weinend Kind
Die Amme gängelt oder lullt in Schlaf,
So leiten oder stillen sie die Seele.
Sie herrschen, deine Sklaven, über uns:
Was Wunder, daß dem süß verwirrten Munde
Die fromme Vorzeit lieh der Zukunft Kunde?

## VII.

Sieh auf dem Sarg Oestreichs entkrönten Sohn,
Den Hektoriden der gefallnen Troja:
Welch hohe Hoffnung stand an seiner Wiege!
Ein Traum von Thronen bis zur fernsten Zukunft,
Und Frankreichs Veilchenau und Perlenwein.
Hoch schwoll die Leier, jubelnd stieg das Lied;
Und Frauen, Krieger mit benarbter Stirn,
Der alte Stamm von Austerlitz, die Schaaren,
Die durch der Alpen Kluft den Rachekrieg
Ins Heimathland des Siegeraars getragen,
Sie alle drängten sich umher und riefen:
Heil Frankreich, Mutterland, dir ist ein Sohn gefunden!
Ergraute Mächte bebten ob dem Ruf
Auf ihren schwachen, angeerbten Thronen,
Und gattenlose Mütter kündeten
Den Mord voraus dem Knäblein an der Brust:
„Soll dies Geschlecht dem Blut verfallen seyn,
„Die Menschheit fortan Ate's Erbtheil werden?
„Wird dieser stolzen Loose Ruhe nie
„Gerüttelt in der Urne?" — Abwärts zogen
Die Jahre; — tritt, erblaßte Fragerin,
Herbei und lern!
Auf jenem Felsen stirbt der Adler Herr!
Des Sohnes Leben ist des Vaters Buße!
Was wissen wir von deinem wahren Selbst,
Entschlafner Knab', ob tapfer du, ob feige;
Ob deine Seele feurig, ob zufrieden
Mit niedrer Lust; ob diese schöne Stirn
Ein Haus des Geistes, oder stumpfer Sinn
Sich schüchtern sperrte in die Formenregel

Von einem Hofgefangenwart; ob rasch
Dein Blut durch stolze Adern tanzte, oder
Vom trägen Herzen dumpfig nieder schlich;
Ob, wie in seinem mildern Guß dein Antlitz
Bekundete, du Züge deines Vaters
Im Innern trugst, die, hätte deinen Faden
Geschont das Schicksal, wohl verheißen mochten
Des Holzstoßs Asche, der auf Helena's
Einsamen Strand gelodert, werd' ein Phönix
Entsteigen; oder ob dir Zungenhüter
Und Augenwächter, ob entmannte Weichheit,
Die zwischen Höfe und Gedanken, wie
Dem Vater in der kräft'gen Luft des Lebens
Sie zugeweht, lichtlose Mauern zieh'n —
Ob sie den Funken löschten, der den einz'gen,
Den scepterlosen Sohn Napoleons
Zum Kampf entflammte, noch einmal die Schwingen
Des dunkeln Adlers auf die alten Thürme
Geborner Könige im Sturme trieb?
Wer kanns jetzt sagen, kann es fernher ahnen?
Des Schicksals trübes Dunkel schließt selbst Träume
Von deinem lorbeerlosen Grabe aus.
Das lockere Geweb der Schmeichelei,
Des Vorgemachs Geträtsch, Lakaienlug,
Der Höflingsherzen überreiche Milde,
Gleich freundlich gegen Berrys Kind und dich,
Sind deine einz'ge Kronik. So verschwand
Des großen Korsen weltbegrüßter Sohn!

Doch bleibt uns mindestens Dies von dir zu denken,
Dem — im Gedankenreich — der Thron noch steht,
Daß Nachts, wenn wir in Schlaf begraben lagen,
Der Geisterheimath leichtbeschwingte Träume
Zu deinem unbemerkten Pfühle kamen
Und auf die Zukunft, die dir niemals ward,
Ein Licht sich goß. Denn Jedem theilt die Jugend
Von ihren Schätzen eine Gabe mit,
Und du, das Kind des Schwertes, (das zuerst
Den Königen ihr göttlich Recht errang!)
Du mochtest mindestens den Wunsch und Traum,
Die Phantasie, die gern zur That erwüchse,
Als Jugendmitgift in dem Busen nähren.
Dann strahltest du vor der erbleichten Welt,
Es hielt der Ruhm das düstere Versprechen,
Das er an deiner Wiege zugesagt,
Aufs Neue ward des Adlers Fahn' entrollt,
Ein Herrschermund rief: „kämpfe!" zu der Erde,
Ein neu Philippi bot den Weltbesiegern Hohn
Und Cäsars Schicksal rächte Cäsars Sohn!

## VIII.

Ja, du der Seele mächtige Armida
Verlachst der Kön'ge Witz und Wehr. Sie theilen
Die sichtbar'n Reiche unter sich, beherrschen
Die Oberfläche auf der Erdenflut; —
Der tiefre Quell — der höhre Aether, ja
Die Sterne selbst und all die lichte Welt
Befreiter Hoffnungen, des Himmels Himmel,
Sind dein, und Riegel nicht, noch Ketten,
Nicht Fürstenhöfe, nicht Gesetze können
Dies Feld beschränken; selbst das Schicksal kann
Kein Blatt in deinen winterlosen Gärten
Verdorren; fruchtlos klopft die Parze
An deine Thore. Uebertünchte Liebe,
Der Herzdurchbohrer Gram, das schwanke Glück,
Die Schaam, die hinter dürft'gem Stolze schleicht,
Die Eifersucht (der Leidenschaft Gefährtin),
Sie können deine Lauben nicht beschleichen!
Als aus Edens
Verfehmtem Raume die gefall'ne Menschheit
Der Herr verbannte, ließ er einen Fleck
Im Herzen — (dich, du heilig Ideal
In unsrer Lebenswüste —) unbewacht
Von jenen Schaaren mit dem Flammenschwerte:
Des Paradieses Nachklang auf der Erde!

## IX.

Du meines Busens Seraph, holder Tröster,
Apostel, der mir heilige Gedanken
Und einen Himmel bringt: zu irren
Ist unser Loos, der Irrthum aber mag
Verziehen werden, wenn er edel ist;
Doch Eine niedrige Begier verscheucht
Den Engel aus der Stätte, die er hütet.
Drum nähr' ich deinen Altar mit der Flamme,
Die nur in priesterlicher, reiner Tracht
Gewartet werden darf und seh mit heit'rem,
Geheiligtem Gemüth die helle Lohe
Der Dünste Qualm von jedem Ort verdrängen.
Der Schönheit bring ich meinen Opferdienst,
Sey sie auf Erden, sey's im Menschenherzen,
Und suche in dem Schattenthal die Blumen,
Von denen ich die holde Kunst erlerne,
Den Weihrauch stiller Andacht auszustreuen,
So hab' ich Tugend als ein sichtbares,
Fühlbares Gottbild mir gestaltet, und
Mit Liebe — wie einst unsre Brust der Herr
Erfüllen wird — die Quellen all erfüllt,
Woraus das Weltall in das Leben strömt.

Sieh! weil ich schreibe rauscht vor meinem Fenster
Der wilde Wald, des Nachtwinds freud'ge Lust,
Und auf dem Bach, der an die grünen Ufer
Mit Geistertönen klagt, steht Stern an Stern,
Geheiliget von deiner Gegenwart,
Nicht die gemeine Aue, Woge, Luft —
In jedem Gräschen seh ich deine Hoheit,
In jedem Weben flüstert deine Stimme.
Mein Herz neigt sich zur Trübe, meinen Gliedern
Entschwand das Mark der kräft'gen Jugendtage,
Und Viel, deß Name schon einst meine Seele
Entzückt erhob, verlor, zu spät gewonnen,
Die Kräfte der Erquickung; aber du
Unangeweht vom Todeshauch der Zeit,
Deckst fort und fort die Winterflur mit Grün!
Sey du die Meine auf der Bahn der Kämpfe.
Der Müh, vielleicht des Unrechts für den Staat,
Auf welcher ich zum Lebensende schreite. *
Heb' mir das dunkle Herz durch deinen Sang:
Zeige der Ruhmbegier ihr edler Ziel —
Den Ni-dern zu erheben, nicht den Starken
Zu fürchten. Laß mich hoffen, daß mein Name
Als eines Freien mit den Hoffnungen
Des Vaterlandes fest verbunden bleibe,
Und meinem Grab die Inschrift sey beschieden:
„Den Menschen half er; seinem Irrthum Frieden!“

## X.

Genug! mein Lied schließt ab und dir, dem Land
Des Nordens, sey sein ernster Klang geweiht,
Wie ich geweiht die einfache Geschichte,
Das Drama dieses Vorspiels.
Ferne rollt
Der schnelle Rhein im Mondenlichte hin,
Doch rauscht vor meines Geistes Ohr und Aug
Die Tanne, dran di: blaue Woge schlägt;
Durch Rheingaus weinbekränzte Thäler seh'
Ich dunkle Bilder auf dem Strome gleiten,
Ich hör' der Lurlei-Jungfrau Klage zu
Und wandle still um Rolands alte Burg.

Gepränglos ist und einfach traurig, was
Aus wohlverwahrten Angedenken, die
Nicht klanglos sterben sollen, meine Seele
Gewoben. — Sterben — nimmermehr! die Fluth,
Die des Gedankens Strom aus seinen Höhlen

* Der Verfasser ist Parlamentsmitglied, jedoch mit seinem Bruder Heinrich, ebenfalls einem Gliede des Unterhauses, der häufiger als öffentlicher Redner auftritt, z. B. unlängst in der Sache der Polen, nicht zu verwechseln.
Der Verfasser.

Hervortreibt an das Licht — und flöße sie
Bis zu der Erde letztem Tag — kann nie
Dies Schmerzensangedenken überdauern.
Sind unsre Seelen frei von Sterblichkeit,
So trage ich in meiner Jugend Gruft
Gedanken, die entsprossen sind der Seele,
Und wenn Verwesung fordert ihre Habe
Mit jener siegreich steigen aus dem Grabe.

## XI.

Gepränglos ist was ich erzähl' und nimmer
Würd' es das Ohr gemeiner'm Erdenton
Entlocken, lieh die helle Phantasie
Nicht ihre Regenbogenbilder, gäbe
Des Ideales Färbung der Geschichte.
Von einem schönen Mädchen bringt sie Kunde,
Durch dessen jungen Mai der Sturm gebraust
Und als er rasch mit dieser zarten Blüte
Der Hoffnung Knospen einem Herz geknickt,
Es einsam ließ im weiten Grab der Welt!
All dies begab sich wirklich, aber du
Sollst freundlich während unsrer Pilgerfahrt
Die Luft durchdüften, sollst mit mancher Sage
Den bunten Weg verkürzen, ja den Tod
Mit frischem Liebeslächeln überstrahlen.
Und wie die Kranke mehr und mehr verwelkt,
Ruft aus den grünen Hallen Oberons
Dein Zauber zarte Magdgestalten vor,
Läßt milde Feen ob dem Leben wachen,
Mit holden Träumen seinen Abend schmücken,
Den Pfad erhellen, unter Obhut nehmen
Das müde Herz und endlich von dem Pfeil
Das Bittre wischen; läßt den letzten Odem
Schmerzlos verhauchen an der Liebe Mund
Und leiht dem Tod des Schlummers süße Farben.
Und wenn die Brust nun ausgeschlagen, rufen
Die Elfen stets nach Blumen um die Gruft,
Entbieten zarten Mondschein auf das Gras
Und sänft'gen zur Musik die schnelle Woge.
Und immer wird die Phantasie in Dem,
Der dieser Blumen kurzen Frühling sich
Zum Strauß gewunden, deinen Hauch erkennen,
Hast du ihm zugeschaut vom Sternensaum,
Ward ihm dann Kraft von Oben nicht verliehen,
Von trüber Wirklichkeit zu holdem Traum
Die bange Welt mit Zauberklang zu ziehen,
Verwebend in die Nacht des mühevollen Strebens
Das kurze Mondlicht eines schönern Lebens?

## Erstes Kapitel.

Worin der Leser bei der Königin Silpelit eingeführt wird.

In einem der grünen Wäldchen, die unserer Insel so eigenthümlich angehören (der Kontinent hat Forsten, England Gehölze!) wohnte vor nicht gar langer Zeit eine reizende kleine Elfin, genannt Silpelit. Sie stammte, glaub' ich, von einem jüngern Zweig des Hauses Mab; doch mag dies auch blos eine genealogische Mythe seyn, denn die Elfen scheinen sehr empfänglich für Ahnenstolz, und wirklich läßt sich nicht leugnen, daß sie sich den freisinnigern Ansichten, die heutigen Tags so sehr im Schwung sind, nur mit einigem Widerstreben bequemen.

Wie dem seyn mag, so ist ausgemacht, daß alle hofgerechte Personen in Silpelits Landen (sie war nämlich eine Königin der Elfen) sich eifrigst befleißigten die Ansprüche ihrer Gebieterin auf diese erlauchte Abkunft außer Zweifel zu setzen, weßhalb die Fürstin denn auch das mabische Wappen neben dem ihrigen führte, nämlich drei grüne Eicheln neben einer aufgerichteten Heuschrecke. Es war ein so lustiger kleiner Hof, als man sich irgend vorstellen konnte, und wohl verlohnte sichs in einer schönen Sommernacht einen Ball der Königin mit anzusehen, d. h. wenn man eine Eintrittskarte zu erhalten vermochte; eine Gunst, die nur gegen schwere Gebühren ertheilt ward.

So lang jedoch Elfen wie Menschen den Vorschlag des trefflichen Herrn Owen, in Parellelogrammen zu leben, nicht annehmen, werden sie stets die Opfer der Langenweile seyn. In der That war Silpelit, die eine unglückliche Liebe gehabt und noch stets im unvermählten Stande verharrte, in den letzten fünf oder sechs Monaten sogar des Ballgebens höchst

überdrüssig geworden. Sie gähnte sehr häufig und das Gähnen ward demgemäß eine Mode.

„Warum haben wir doch keine neue Tänze, Pipali?" fragte Silpelit ihre begünstigte Ehrendame. „Diese Walzer sind schon entsetzlich lang an der Tagesordnung."

„Entsetzlich lang!" erwiederte Pipali.

Die Königin gähnte — Pipali folgte dem Beispiel.

Es war Gallanacht; das Hoflager wurde in einer einsamen schönen Höhle gehalten, um welche sich von allen Seiten wildes Gesträuch herzog, so daß nicht leicht ein menschlicher Fuß an den Ort gelangen konnte. Wo irgend ein Schatten auf das Gebüsch fiel, da machte sichs jedesmal ein Johanniswürmchen zum Geschäft, sein Licht glänzen zu lassen, und oben zog der helle Augustmond langsam hin, erfreut auf eine so reizende Lustbarkeit niederzublicken; denn man thut dem Mond Unrecht, wenn man behauptet, er habe einen Widerwillen gegen den Spaß; für den Spaß der Elfen fühlt er alle erdenkliche Sympathie. Da und dort im Dickig rollte etwas übrig gebliebenes Geisblatt — im August ist die Zeit des Geisblatts ziemlich zu Ende — seine üppigen Gänge herab, in diesem Augenblick der Sammelplatz der ältern Elfen, die das Tanzen aufgegeben und das Verlästern angefangen hatten. Neben dem Geisblatt sah man die gelbe Wegwarte und die weiße Winde gegen das sanfte Grün des Gebüsches abstechen; Pilze, die im Ueberfluß im ganzen Umkreis umher standen, flimmerten im silbernen Mondlicht und waren den Tanzenden über die Maßen willkommen; weiß doch Jedermann wie angenehm ein Zeltdach bei einer Fête champêtre ist! Doch ich irrte, wenn ich sagte, das Gesträuch habe den Kreis ringsum eingeschlossen, denn eine Sterblichen kaum bemerkbare Oeffnung war da. Durch sie konnte mindestens ein Elfe einen Blick auf einen nahen Bach werfen, der im Sternenschein plätscherte und von Zeit zu Zeit durch das reiche, in seinen Spiegel tauchende Gras, worin sich wiederum das zarte Pfeilkraut oder die glänzende Wasserlilie einwob, eine wechselnde Schattirung bekam. Dann die Bäume selbst, mit der verschwenderischen Mannigfaltigkeit

ihres bunten Schmelzes geschmückt: — blaue — rothe — gelbe Tinten; — das zarte Silbergrün und die tiefen, ins Schwarz übergehenden Schattenmassen; die Weide, Ulme, Esche, Föhre, Linde und vor Allem Altenglands heimathliche Eiche: all diese Farben brachen sich wiederum in tausend dünnere, zärtere Hauche, je nachdem die funkelnden Sterne durch das Laub schimmerten, oder der Mond mit vollerem Licht auf irgend einer Lieblingsstelle ausruhte.

Es war Gallanacht; die ältern Elfen plauderten, wie schon gesagt, im Geisblatt; die jungen schwärmten und tanzten und liebelten; die Leute von mittleren Jahren politisirten unter den Pilzen, und die Königin mit einem Halbdutzend ihrer Günstlinge gähnte ihre Lust von einem kleinen, mit dem dichtesten Moos bedeckten Hügel herab.

„Wars doch nie mehr amüsant, Eure Majestät, seit Prinz Faisenheim uns verlassen hat!“ bemerkte der Elfe Schnipp.

Die Königin seufzte.

„Wie hübsch der Prinz war;“ sagte Pipali.

Die Königin erröthete.

„Auf der Welt kleidete sich Niemand geschmackvoller — und welch ein Schnurrbart!“ rief Pipali, indem sie sich mit ihrem linken Flügel fächelte.

„Ein Geck war er!“ sagte der Großschatzmeister griesgrämig. Der Großschatzmeister war der ehrlichste und unangenehmste Elfe vom ganzen Hof; ein trefflicher Gatte, Bruder, Sohn, Vetter, Oheim. Diese Tugenden hatten ihn zum Großschatzmeister gemacht; unglücklicher Weise machten sie ihn zu keinem scharfsinnigen Mann. In einer Beziehung glich er Karl dem Zweiten; denn er that nie etwas Weises; aber in der andern glich er ihm nicht, denn er sagte sehr häufig etwas Thörichtes.“

Die Königin faltete die Stirn.

„Ein junger Prinz büßt deßhalb nichts an seinem Werth,“ entgegnete Pipali. „Glaubt Eure Majestät, Seine Hoheit werde zu uns zurückkehren?“

„Belästige mich nicht mit Fragen!“ erwiederte Silpelit ärgerlich.

Dem Gespräch eine angenehme Wendung zu geben, erinnerte der Großschatzmeister Ihro Majestät, daß die Geschäfte sich zum Erschrecken angehäuft hätten, besonders hinsichtlich der schwierigen Angelegenheit mit dem Ameisenanlehen. — Ihro Majestät stand auf und verfügte sich, auf Pipalis Arm gelehnt, hinab ins Speisezelt.

„Sagen Sie mir doch,“ fragte die Elfin Tripp den Elfen Schnipp, „was soll all das Gerede vom Prinzen Faisenheim? Entschuldigen Sie meine Ignoranz, Sie wissen, ich bin eine Neulingin in den Salons.“

„Hm!“ erwiederte Schnipp, ein junger Höfling, nicht aufs Heirathen bedacht, aber höchst verführerisch: „die Geschichte ist diese. Vorigen Sommer besuchte uns ein Fremder, der sich Prinz Faisenheim nannte, einer von den deutschen Elfen, mein' ich; eben nichts Sonderliches, walzte aber zum Entzücken. Er trug lange Sporen, aus den Stacheln der Roßmücken im Schwarzwald gemacht; die Mütze saß auf der einen Seite des Kopfs, und sein Schnurrbart kräuselte sich wie die Lippe der Drachenblume. Er war auf Reisen und vertrieb sich die Zeit damit, der Königin den Hof zu machen. Sie haben keine Idee, liebe Tripp, mit welcher Begierde sie ihn von den wunderlichen Geschöpfen Deutschlands erzählen hörte — von wilden Jägern, Undinen und Waare von dergleichen Stoff,“ fügte Schnipp verächtlich hinzu, denn Schnipp war ein Freigeist.

„Und das Ende?“ fragte Tripp.

„Und das Ende? sie verliebte sich!“ rief Schnipp pathetisch aus.

„Und der Prinz?“

„Packte seine Kleider zusammen und schickte seinen Reisewagen voraus, um nach Bequemlichkeit oben auf einer Posttaube abreisen zu können; und das Ende — wie Sie sich ausdrücken — das Ende vom Lied war, daß er die Königin sitzen ließ, und sie hat seitdem das Gähnen aufgebracht.“

„Das war sehr schlecht von ihm!" bemerkte die mitleidige Tripp.

„Hui, mein liebes Kind," rief Schnipp, „ich wollte sehen, wenn er Ihnen die Cour gemacht hätte!"

Tripp lächelte verschämt, und die alten Elfen auf ihren Sitzen im Geisblatt bemerkten, sie habe eine üble Conduite; aber freilich seyen die Tripps nie allzu ehrbar gewesen.

Mittlerweile hatte die Königin nach kurzem Stillschweigen zu der unterstützenden Pipali gesagt: „Du mußt wissen, daß ich einen Plan gemacht habe!"

„Wie herrlich!" rief Pipali. „Eine neue Galla!"

„Pah! sicherlich mußt selbst Du dieser Possen satt seyn; der Zeitgeist dreht sich nicht länger um Frivolitäten, und ich darf wohl voraussagen, daß wir mit dem Vorschreiten eines ernsten Lebens dieser Gallanächte ganz los werden dürften." Die Königin sprach Dies mit einem Ausdruck unendlicher Verständigkeit, denn die „Gesellschaft für Verbreitung allgemeiner Verdutzung" war kürzlich unter den Elfen gegründet worden, und ihre Abhandlungen hatten alle leichtere Lektüre aus dem Markt getrieben. Nicht wenig hatte auch die „Pfenningprosa" zur Vermehrung der Kenntnisse und des Gähnens beigetragen, die beide damals am Hof so sichtbare Fortschritte machten.

„Nein," fuhr Silpelit fort; „ich habe mir was Besseres als Galla's ausgedacht; — laßt uns auf Reisen gehen!"

Pipali schlug die Hände jubelnd zusammen.

„Wohin werden wir reisen?"

„Fahren wir den Rhein hinauf," bemerkte die Königin mit abgewandtem Gesicht. „Wir werden zum Erstaunen gut aufgenommen werden; es leben dort Elfen ohne Zahl, den ganzen Weg am Ufer entlang; desgleichen verschiedene entfernte Verwandte von uns, deren Natur und Eigenschaften einem philosophischen Gemüth Interesse und Belehrung darbieten."

„Der kleine Däumling zum Beispiel!" rief die muntere Pipali.

„Der rothe Mann," erwiederte die ernstere Silpelit.

„O meine Königin, was für ein herrlicher Plan!" und Pivali war die übrige Nacht hindurch so aufgeregt, daß die alten Elfen in den Geisblattblüthen sich zuflüsterten, die Ehrendame habe einen Becher Maienthau zu viel getrunken.

---

## Zweites Kapitel.

### Die Liebenden.

Ich wünsche mir blos solche Leser, die sich mir mit Herz und Seele hingeben; — fangen sie an zu kritisiren, so sind wir geschiedene Leute; ihre Einbildungskraft muß sich meiner Führung gänzlich unterwerfen; und sollten sie endlich nicht selbst froh seyn dieser trübseligen Alletagswelt los zu werden, und sich von einem Autor kopfüber forttragen zu lassen, der ihnen etwas Neues verspricht?

Von der Höhe bei Brügge blickten ein Sterblicher und seine Verlobte auf den Schauplatz vor ihnen nieder. Langsam sahen sie die Sonne unter purpurnen Wolkenmassen versinken, und der Liebende wandte sich zur Geliebten und seufzte tief. Denn ihre Wange voll gedrängter Rosen war zärter als die Blüthe, die den Farben der Gesundheit angehört, und als er die Sonne vor der Welt hinabtauchen sah, kam der Gedanke über ihn, daß die neben ihm Stehende s e i n e Sonne sey und der Glanz, den sie über sein Leben warf, in Kurzem hinübergehen dürfte in den Schoos der ewigen Nacht. Aber gegen die Wolken erhob sich einer von den vielfachen Thürmen, welche ein bezeichnendes Merkmal der Stadt Brügge sind, und an dieser in den Himmel verschwebenden Spindel hing das Auge von Gertrud Vane. In den verschiedenen Gegenständen, welche die Blicke der Beiden fesselten, drückten sich wie in einem Sinnbild der verschiedene Gang ihrer Gedanken und die verschiedenen Elemente ihres Wesens aus: er dachte an Schmerzen, sie an Trost; sein Herz verkündete den Weggang von der Erde, das ihrige das Aufsteigen zum

Himmel. Der tiefere Theil der Landschaft war in Schatten gehüllt; aber eben wo sich das Ufer zu einer scheinbaren Bucht einründete, fiel das Scheidelächeln der Sonne auf das Wasser und in kaum bemerkbaren Wellen schlug es gegen das grüne Kraut auf, welches das Gestad überkleidete. Zwei der zahlreichen Windmühlen, die einen so malerischen Zug jener Gegend bilden, standen am aufsteigenden Rand des Gewässers in geringer Entfernung von einander; ihre Flügel, in der Stille des Abends vollkommen bewegungslos, bildeten eine Zugabe zu dem ringsumher athmenden ländlichen Frieden. Für mich wenigstens liegt in den unbewegten Flügeln eines solchen Geschöpfs der menschlichen Geschäftigkeit ein besonders bezeichnender Ausdruck der Ruhe; ihr Stillstand scheint ein Bild der Stille unseres eigenen Herzens; — kurz und ungewiß, der natürlichen Bestimmung entgegen; und doppelt eindringlich wird dieser Gedanke durch das Gefühl, das uns erinnert, wie unzuverläßig solche Rast ist, — wie abhängig vom leisesten Hauch, der sich in jedem Augenblick und von jeder Seite des Himmels her erheben kann! — Jene sahen keine lebende Gestalten vor sich, ausgenommen ein paar Landleute, die noch am Ufer weilten.

Trevylyan schmiegte sich fester an seine Gertrud, denn er liebte sie auf unendlich zarte Weise; die wachsame Sorge um sie machte seinem kräftigen Körper die erste Abendkühle noch früher bemerklich, als ihr selbst.

„Geliebte! laß mich Deinen Mantel fester um Dich hängen!“

Gertrud lächelte ihren Dank.

„Mir ist wohler, als seit Wochen,“ sprach sie; „und kommen wir erst auf den Rhein, so wirst Du mich so gesund werden sehen, daß Deine ganze Theilnahme für mich aufhören dürfte.“

„Wollte der Himmel, meine Theilnahme für Dich würde auf eine solche Probe gestellt!“ erwiederte Trevylyan; und langsam kehrten sie nach dem Gasthof zurück, wo Gertrudens Vater ihrer bereits wartete.

Trevylyan war von wilder, entschlossener, thatkräftiger

Natur. Mit sechszehn Jahren in die Welt geworfen, hatte er seine Jugend abwechselnd unter Vergnügungen, Reisen und einsamen Studien zugebracht. In dem Alter, worin der Mann für phantastische Einfälle vielleicht am wenigsten, für wahre Leidenschaft am meisten empfänglich ist, überwältigte ihn die Liebe zu dem holdesten Wesen, das je in die Entzückung eines Dichters herabgedämmert hat. Ich sage Dies ohne Uebertreibung, denn Gertrud Vane hatte in der That die Schönheit, aber auch die Vergänglichkeit eines Traums. Höchst seltsamer Weise begegnete es Trevylyan (der freilich auch ein seltsamer Mensch war) daß er, dessen Neigungen von Natur sehr schwer zu erregen schienen, beim ersten Blick eine Person lieben mußte, deren bereits zweifellose Krankheit jedes andere Herz abgeschreckt haben dürfte seine Schätze einer Barke anzuvertrauen, die sich zur Lebensreise so gänzlich ungeeignet auswies. Schwindsucht, aber Schwindsucht in ihrer schönsten Gestalt hatte Gertruden ihren Stempel aufgedrückt, als Trevylyan sie zum erstenmal sah und beim ersten Sehen liebte. Er kannte die Gefahr des Uebels; er täuschte sich, einzelne Momente abgerechnet, nicht; er kämpfte gegen die aufkeimende Leidenschaft, vermochte sie aber bei aller Stärke seiner Natur nicht zu bewältigen. Er liebte, gestand seine Liebe, und Gertrud erwiederte sie.

In einer solchen Liebe liegt etwas unendlich Schönes — die reine Poesie des Herzens. Das Verlangen durch die Furcht geheiligt, und fast ohne die Möglichkeit auf dem gewöhnlichen Weg der Sinne seinen Zündstoff zu verzehren, bricht sich seinen Erguß in jenem unbestimmten Schmachten — jenem erhabenen Streben nach dem Hellen — Fernen — Unerreichten. Es ist „die Sehnsucht des Staubs nach den Sternen“ — es ist die Liebe der Seele!

Die Aerzte hatten Gertrud gerathen, den Einfluß eines südlicheren Klimas zu versuchen; aber Gertrud war die Tochter einer deutschen Mutter und ihre junge Phantasie hatte sich mit all den dichterischen Sagen und lockenden Träumen genährt, die den Ufern des Rheins angehören. Ihr Gemüth, mehr romantisch als klassisch, sehnte sich nach den rebenbe-

kränzten Hügeln und geisterrüchigen Wäldern, die einen so fruchtbaren Zauber über Alle ausüben, die selbst nur wenige Züge aus der Literatur des Nordens gethan haben. Ihr mit Nachdruck ausgesprochener Wunsch, ihre erklärte Ueberzeugung, daß wenn irgend ein Ortwechsel den Fortschritt ihrer Krankheit noch aufhalten könne, es die Gestade des Stromes seyen, nach deren Anblick sie so lang geschmachtet, hatten bei den Aerzten und dem Vater den Ausschlag gegeben, und beide Theile zur Einwilligung in die Pilgerschaft am Rhein bewogen, auf welcher Gertrud, ihr Vater und ihr Geliebter jetzt begriffen waren.

An der grünen Uferkrümmung, welche die Liebenden von der Höhe von Brügge aus sahen, trafen auch unsere Elfenwanderer zusammen. Pipali, Schnipp, Tripp und der Großschatzmeister (dies war die ganze Gesellschaft, die von der Königin zum Reisegefolg ausgelesen worden) lehnten sich behaglich an den Rand des Wassers, spielten Domino mit Augentrost und den schwarzen Flecken des Klees, und warteten auf Ihro Majestät, die, eine neugierige kleine Fee, sich auf Rekognoscirung in der Stadt befand.

„Gott behüte!“ rief der Großschatzmeister, „was für ein toller Einfall! Ueber diese unermeßliche Wasserwüste zu setzen! — und gab es je so erbärmliches Gras, wie dies da? — man sieht, daß es hier sehr übel um die Elfen stehen muß!“

„Sie sind immer unzufrieden, Mylord,“ entgegnete Pipali. „Aber freilich scheinen Sie auch ein Bißchen zu alt zum Reisen; — Sie müßten denn etwa in Ihrer Nußschale und mit Vieren fahren.“

Dem Großschatzmeister behagte diese Antwort nicht; er brummte ein ärgerliches „Pah!“ und nahm eine Prise Geisblattstaub als Tröstung gegen die Nothwendigkeit, sich so viel Frivolität gefallen lassen zu müssen.

In diesem Augenblick, ehe der Mond noch seine Mittelhöhe erreicht hatte, langte Silpelit bei ihren Unterthanen an.

„Eben kehr' ich von einer Scene zurück,“ hob sie mit dem Ausdruck der Wehmuth auf den Zügen an, „die in mir jene Anmuthung zu den menschlichen Wesen beinah' von Neuem

hervorgerufen hat, von welcher unser Geschlecht in den letzten Jahren fast ganz abgekommen ist."

„Ich durcheilte die Stadt, ohne sonderlichen Stoff zu einem Abenteuer zu bemerken. Einen Moment hielt ich auf dem Pfühl eines fetten Bürgers still, und ließ ihn von Liebe träumen. Entsetzt wachte er auf und rannte hinunter, ob nicht etwa seine Käse Schaden genommen hätten. Mit leichter Schwinge streifte ich über die Augen eines Politikers, und straks träumte er von Theater und Musik. Einen Leichenbesorger traf ich im ersten Schlummer und ließ ihn in den Wirbeln eines Walzers zurück. Denn was wäre der Schlaf, bildete er keinen Gegensatz gegen das Leben? Sofort kam ich in ein einsames Gemach, worin ein Mädchen in der zartesten Jugend betend neben ihrem Bett kniete, und ich sah, daß der Geist des Todes über sie hingegangen, und der Mehlthau auf die Blätter der Rose gefallen war. Das Zimmerchen still und ruhig! — der Engel der Reinheit hielt darin Wache. Des Mädchens Herz war voll Liebe und doch voll heiliger Gedanken, und ich ließ sie von dem ihr versagten langen Leben träumen, von einem glücklichen Haus, von den Küssen ihres jungen Geliebten, von ewiger Treue und nie schwindelnder Zärtlichkeit. Möge sie mindestens im Traum genießen was das Schicksal der Wirklichkeit versagt hat! Aus dem Zimmer tretend fand ich ihren Freund im Mantel neben der Thür ausgestreckt; denn er liest mit zuckender, verzweifelter Voraussicht das Loos, das ihrer wartet, und so sehr liebt er selbst die Luft, die sie athmet, den Boden, den sie tritt, daß wenn er sie nicht mehr sieht, er still und unbemerkt zu dem ihrer heiligenden Gegenwart nächsten Ort schleicht, damit so lang sie noch auf Erden weilt, keine Stunde, keine Minute einem andern Gedanken zugewiesen sey, als ihr. In der Verminderung des Zwischenraums, der ihn für jetzt nur augenblicklich von ihr trennt, liegt für ihn ein Gefühl der Sicherheit, ein furchtbarer Trost. Solche Liebe erschien mir nicht wie die Liebe der gemeinen Welt; ich hielt meine Schwingen an, und betrachtete sie wie Etwas, für dessen Schönheit und düstere Wahrheit Jahrhunderte vielleicht kein

Gegenbild aufweisen können. Aber den Schlummer wehrte ich von den Augen des Liebenden ab, denn wohl wußte ich, daß der Schlaf für ihn ein Tyrann ist, der, während er sein Leben fristet, die kurze Zeit des liebenden Bewußtseyns beschränkt; und ein trüber, ängstlicher Gedanke an die Geliebte ist süßer für den Armen, als der lachendste Elfentraum. So hielt ich ihn denn wach und blieb bei ihm durch die lange Nacht und fühlte, daß, so lang die Kinder der Erde die wahre Liebe unter sich gegenwärtig erhalten, sie immer noch etwas haben, was sie den Geistern edlerer Abkunft verbündet."

Und ach! liegt denn in unsern Dichtungen von der unsichtbaren Welt nicht doch eine Wahrheit? Gibt es nicht wirklich holde Bewohner der Forsten und Ströme? Blicken Mond und Sterne nicht auf zarte, beschwingte Gestalten herab, die sich in ihrem Licht baden? Sind Elfen und unsichtbare Begleiter blos die Kinder unserer Träume, nicht ihre Schöpfer? Ist Alles, was aus dem goldenen Buch des Schlafs zu uns spricht, nur eitel Trug? Gehört die Welt blos rauhen, angsterfüllten Arbeitern, die in der Verfolgung nicht zarter Schatten hin und wieder wandeln? Sind die Gespenster der Leidenschaft die einzigen Geister im Weltall? Nein! indem meine Erinnerung zu ihren verborgensten Schätzen hinabsteigt, wurde das Bild Einer, die nicht mehr ist, — die „nicht der Erde irdisch Kind" war, — Einer, in welcher die Liebe als Inbild göttlicher Gedanken erschien, — Einer, deren Gestalt und Geberde, deren Herz und Sinn, hätte auch früher nie ein Dichter davon geträumt, die Vorstellung von Geistern erzeugt haben müßte, die den Sterblichen gleichen aber nicht zu ihnen gehören .... nein, Gertrude, indem ich Deiner gedenke, klammert sich der Glaube an hellere Gestalten und schönere Naturen, als die, wovon die Welt weiß, an mein Herz, und fort und fort will ich denken, Elfen hätten über Deinen Schlaf gewacht und Geister seyen Deiner Träume Diener gewesen.

## Drittes Kapitel.

### Gefühle.

Gertrud und ihre Begleiter fuhren in langsamen, für Erstere freudereichen Tagreisen nach Rotterdam. Trevylyan saß neben ihr; stets lag ihre Hand in der seinigen und fühlte sich ihr zarter Körper etwas ermüdet, so sank ihr Haupt auf des Freundes Schulter als seinen natürlichen Ruheplatz. Ihr Vater war ein Mann, der lang genug gelebt, um manche Stöße des Schicksals zu erfahren. Diese hatten ihn, wie meines Bedünkens lange Widerwärtigkeiten ihr Opfer in der Regel zurücklassen, etwas kalt und verhärtet gegen die Empfindungen des Herzens gemacht — passiv und resignirt, gefaßt auf das Schlimmste als auf das Gewöhnliche und Natürliche, und vom Besten, als einem unvorhergesehenen Zwischenakt im regelmäßigen Lauf der menschlichen Leiden, wenig erwartend. Er bemerkte die Gefahr seiner Tochter nicht, denn er gehörte nicht zu Denen, welche die Angst der Liebe mit einer Voraussicht der Zukunft begabt. Gleichwohl liebte er sein Kind, sein einziges Kind mit der ganzen Wärme, die ihm nach den mannigfaltigen Schlägen, die sein Herz getroffen, noch übrig blieb, und Gertrudens bevorstehende Verbindung mit einem so reichen und angesehenen Mann, wie Trevylyan, rief ihm sogar ein Gefühl hervor, das der Freude nah' kam. In den affektlosen Gleichmuth seines Wesens gehüllt, lehnte er sich über den Wagen, genoß das schöne Wetter, das die Reise begleitete, und empfand — wie er denn wirklich einen feinen und gebildeten Geschmack besaß — jede Schönheit der Natur oder Schöpfung der Kunst, zu welcher die Gesellschaft ihre wechselnde Bahn führte. Ein Gefährte dieser Art war der Angenehmste, den zwei Menschen, die nie einen Dritten brauchen, sich wünschen konnten. Ungestört überließ er sie dem Entzücken über ihre gegenseitige Nähe: er merkte nicht auf den Austausch ihrer Blicke, horchte nicht auf das Gelispel, das leise süße Gelispel, womit das Herz dem Herzen sein Mitge-

fühl ausspricht. Nicht brach er die wonnige Stille, die uns überkommt, wenn das Gemüth voll ist und die Worte nichts mehr zu erläutern brauchen — jene Ruhe der Empfindung, jene Gewißheit, daß wir ohne Schall und Ton verstanden werden, in welcher eigentlich die Schwelgerei eines geselligen Verkehrs und der wahre Genuß des Reisens besteht. Welche Erinnerung lassen solche Stunden zurück, wenn wir uns einmal zum ruhigen Geschäft des gemeinen Lebens niedergesetzt haben! wie reizend erscheint uns durch die Fernsicht der Jahre hindurch dieser kurze Streifen Mondlicht auf den Wellen unserer Jugend!

Trevylyans Natur, wie schon gesagt, ursprünglich hart und rauh, war heftig, reizbar, ehrgeizig, und Weltklugheit und Welterfahrung hatten früh in ihr nachgeklungen; aber sein jetziger Gemüthszustand schien ihn gänzlich umgewandelt zu haben; jede Stunde, jede Minute brachte ihm ein Ereigniß; jeder Blick Gertrudens grub sich in das Buch seines Herzens, so daß seine Leidenschaft nicht die leiseste Stockung kannte, keines Wechsels bedurfte; er lebte nur in seiner Liebe; seine Liebe war er selbst! Er war sanft und wachsam, wie der Schritt der Mutter am Bett ihres kranken Kindes; das unbezähmbare Herz hatte den Löwen in ihm gezähmt. Zudem erfüllte ihn die Trauer, die Ahnung, die sich der Zärtlichkeit für Gertrud beigesellte, mit jener Poesie der Empfindungen, dem Ergebniß eines mächtig auf uns lastenden Gedankens, den wir in der gewöhnlichen Sprache nicht ausdrücken dürfen. Während dieses ersten Abschnitts ihrer Reise wurden, wie ich aus dem Datum ersehe, nachstehende Zeilen geschrieben; sie müssen als das Werk eines Menschen betrachtet werden, für welchen Schmerz und Wirklichkeit die einzige Begeisterung waren.

Wie dunkelnd sich ein Blatt verschließt dem Licht,
Wenn froher Mittag gaukelt in den Zweigen,
Seh' ich der Erde strahlend Lenzgesicht
Zu mir allein die trüben Schatten neigen.

Was ist des Maies Hauch der Knospe Bruch,
Was Frühlings Wohllaut, Lebens Stolz und Labe
Wenn jede Sonne spinnt am Leichentuch,
Und Zeit nur ewig tändelt mit dem Grabe?

So rein, so jung! — wenn auf des Himmels Grund
Noch lachend junge Morgenrosen wallen!"
Der Ton — das Aug' — der liebesüße Mund,
Sind sie nicht Seelen? — und dem Tod verfallen?

Gilt auch für uns der strenge Spruch: dahin!
Muß auf so sanfter Flut die Barke sinken?
Bringt dir dein kurzer Lenz nur den Gewinn
Der Blumen, die von deinem Sarge winken?

O, Gott! daß mich nicht fassen soll die Gruft —
(Hat doch die Welt genug von dunkelm Staube!)
Und sie, die Rose, deren holder Duft
Die Flur beseelte, wird dem Sturm zum Raube!

Und ich, an dessen liebetrunken Herz
In deinem Hauch des Himmels Wellen beben,
Ich muß hinunterlächeln meinen Schmerz,
Daß er nicht trübt dein letztes, süßes Leben!

Ja, ich will freundlich an der stillen Brust
Den Wurm, den überwundenen, verstecken,
Brich, brich, mein Herz; — laß mir die arme Lust,
Daß meine Klagen sie vom Traum nicht wecken!

Wo ihn der Sterne Engel mild bewacht
Zieht leis der Meerstrom über seine Höhle:
So auch mein Geist! — da unten tiefe Nacht,
Doch auf den Wassern schwebet deine Seele!

Gertrud selbst hatte das Vorgefühl, das Trevylyans Gemüth füllte, nicht. Sie dachte zu wenig an sich, um ihre Gefahr zu kennen, und die jetzigen Stunden waren für sie Stunden ungemischter Wonne. Mitunter jedoch drückte die Erschöpfung ihrer Kräfte ihren Lebensgeistern eine gewisse Schwermuth ein; sie ward in sich gekehrt und suchte vergebens gegen eine krankhafte Verstimmung anzukämpfen. Diese Anfälle von Niedergeschlagenheit und Verdüsterung griffen Trevylyan in die Seele; unaufhörlich merkte sein Auge auf dieselben, suchte sein Herz sie zu sänftigen. Oft wenn er sie herankommen sah, bemühte er sich Gertrudens Aufmerksamkeit von Dem, was er irriger Weise für Mitempfindung seiner eigenen Ahnungen hielt, abzuleiten und ihre junge, romantische Einbildungskraft auf einige Zeit durch den lieblichen Trug der Dichtung zu führen. Denn Gertrud stand noch in der ersten Jugendblüthe, und noch perlte der ganze Thau der

schönen Kindheit frisch aus der jungfräulichen Blume ihres Gemüths. Trevylyan, der einige seiner frühern Jahre unter den Studenten in Leipzig zugebracht hatte und in der bunten Mährchenwelt tief bewandert war, durchwühlte sein Gedächtniß nach solchen Geschichten, die ihm am ansprechendsten für die Geliebte dünkten; oft begann er mit erkünsteltem Lächeln einen lustigen Schwank, öfter noch, mit mehr eigenem Antheil, die ernstere Sage von Herzensproben, welche Verschleierinnen wie — Verkünderinnen derjenigen waren, die ihnen selbst bevorstand. Von solchen Erzählungen habe ich nur wenige ausgelesen; ich glaube nicht, daß sie der Wiederholung am mindesten werth sind; jedenfalls sind sie diejenigen, zu deren Wiedergebung mannigfache Erinnerungen mich am geneigtesten machen. Gertrud liebte diese Geschichten, denn noch hatte ihr die Kälte der Welt kein Blättchen aus der stillen, romantischen Poesie ihrer schönen Seele geraubt. Und mehr noch als die Geschichte liebte sie den Ton der Stimme, die ihrem Ohr täglich mehr zur Musik ward.

„Soll ich Dir," fragte er eines Morgens, als er jene Schwermuth der Geliebten Züge beschleichen sah, „soll ich Dir, eh' wir in das dumpfe Holland gelangen, eine Geschichte von Mecheln erzählen, dessen Thürme wir in Kurzem erblicken werden?" Gertrudens Gesicht leuchtete plötzlich auf; sie lehnte sich in dem schnell dahin fliegenden Wagen zurück, heftete ihre tiefblauen Augen auf Trevylyan, und er begann.

---

## Viertes Kapitel.

### Das Mädchen von Mecheln.

Es war Mittag in der Stadt Mecheln; die Sonntagsglocke hatte die Bewohner zum Gottesdienst gerufen und die Menge, die um die St. Remboldi-Kirche geschlendert, war allmälig in den geräumigen Hallen des großen Gebäudes verschwunden.

In der Straße stand ein junger Mensch, die Augen an

den Boden geheftet und offenbar nach irgend einem Ton hinhorchend; denn ohne die Blicke vom rauhen Pflaster zu erheben, wandte er sich mit gespanntem, ängstlichem Ausdruck der Miene nach allen Seiten hin. In der einen Hand hielt er einen Stock, in der andern eine lange, dünne Schnur, deren Ende auf der Erde nachschleppte, und hie und da rief er mit kläglicher Stimme: „Fido, Fido, daher! Warum hast du mich verlassen?“ — Fido stellte sich nicht ein; seiner Fessel müde war der Hund aus der Schlinge geschlüpft, und unterhielt sich jetzt mit seines Gleichen in einem entfernten Stadttheil, es dem Blinden überlassend, wie er den Weg zu seinem einsamen Gasthaus zurückfinden wollte.

Nach einiger Zeit kam ein leichter Schritt die Straße daher, und das Gesicht des jungen Fremdlings heiterte sich auf.

„Verzeihen Sie,“ hob er nach dem Ort gewandt an, wo sein leises Gehör den Ton vernommen hatte, — „möchten Sie mich, wenn Sie nicht etwa zu sehr beeilt seyn sollten, um einen Augenblick verlieren zu wollen, nicht nach dem Gasthof le mortier d'or weisen?“

Die also Angeredete war ein junges Mädchen, deren Kleidung zu erkennen gab, daß sie dem Mittelstand angehöre.

„Er ist nicht weit von hier entfernt, mein Herr,“ sprach sie. „Verfolgen Sie Ihren Weg noch etwa vierzig Schritte weit grad' aus, und wenden sich dann um die zweite Ecke rechts“ . . . .

„Ach!“ unterbrach sie der Fremde mit trübem Lächeln: „Ihre Weisung wird mir wenig helfen; mein Hund ist mir entlaufen — und ich bin blind.“

In diesen Worten und in der Stimme des Fremdlings lag Etwas, das dem jungen Mädchen unwiderstehlich ins Herz griff. „Ach vergeben Sie mir,“ erwiederte sie fast mit Thränen in den Augen, „ich hatte nicht bemerkt“ — daß Sie ein solches Unglück haben, wollte sie sagen, hielt aber mit instinktartiger Zartheit an. „Fassen Sie mich an, ich will Sie an das Haus bringen; wirklich mein Herr“ — sehend, daß er zögerte — „ich habe Zeit genug, ich versichere Sie.“

Der Fremde legte seine Hand auf den Arm des Mädchens,

und obwohl Lucilie von Natur so schüchtern war, daß selbst ihre Mutter ihr das Uebermaß weiblicher Zurückgezogenheit lachend vorwarf, fühlte sie nicht das geringste Zucken der Schaam, als sie sich so plötzlich allein mit einem jungen Mann, dessen Kleidung und Benehmen einen höheren Rang als den ihrigen andeuteten, in die Straßen von Mecheln versetzt sah.

„Ihre Stimme lautet sehr sanft," sprach er nach einigem Stillschweigen; „und daran allein," fügte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „erkenn' ich was jung und schön ist."

Jetzt erröthete Lucilie, und dem Erröthen gesellte sich ein leichter Schmerz bei, denn sie wußte wohl, daß sie keine Ansprüche auf Schönheit habe.

„Sind Sie in dieser Stadt zu Haus?" fuhr er fort.

„Ja, Herr, mein Vater hat ein kleines Amt beim Zollwesen, und meine Mutter und ich helfen seinem Einkommen durch Spitzenmachen nach. Man nennt uns arm, aber wir selbst empfinden nichts davon."

„Sie sind glücklich; kein Reichthum geht über den Reichthum des Herzens — die Zufriedenheit," erwiederte der Blinde wehmüthig.

„Und ist Monsieur," fragte Lucilie, auf sich selbst böse, im Herzen des Fremden das Gefühl seines Unglücks aufgeregt zu haben, und sich bestrebend, den Gegenstand des Gesprächs abzuändern: „und ist Monsieur schon lang in Mecheln?"

„Erst seit gestern. Ich bin auf einer Reise durch die Niederlande begriffen. Vielleicht lächeln Sie über die Reise eines Blinden, aber selbst der Blinde wird es überdrüssig, ewig an einerlei Ort zu bleiben. Ich dachte während der Kirchzeit, wo die Straßen leer sind, mit Hülfe meines Hunds wenigstens die Luft der Stadt, deren Anblick mir versagt ist, mit Sicherheit genießen zu können; aber es gibt, glaub' ich, Menschen, denen es nicht einmal so gut wird, einen Hund zum Freund zu haben!"

Der Blinde sprach bitter — die Treulosigkeit seines Hun-

des war ihm durchs Herz gegangen. Lucilie wischte die Augen. „Reist Monsieur denn allein?“ fragte sie. Dabei sah sie ihn aufmerksamer an, als sie es bisher gewagt, und bemerkte, daß er kaum über zwei und zwanzig Jahre zähle. „Ist sein Vater oder seine Mutter“ fügte sie, mit Nachdruck auf dem letzten Wort hinzu — „nicht bei ihm?“

„Ich bin verwaist,“ antwortete der Fremde, „und Bruder oder Schwester hab' ich nicht.“

Der verlassene Zustand des Blinden rührte Lucilien tief; nie war sie so seltsam ergriffen gewesen. Sie fühlte eine wunderbare Unruhe im Herzen — eine geheime, tiefe Sympathie, die sie mit einem Mal zu ihm hinzog. Sie wünschte, der Himmel hätte sie seine Schwester werden lassen.

Der Gegensatz der Jugend und Gestalt des Fremden mit dem Gram, welcher aus jener die Hoffnung, aus dieser die Regsamkeit weggenommen, vermehrte ihr Mitleid. Seine auffallend regelmäßigen Züge trugen in ihren Umrissen einen gewissen Adel; sein Körperbau war anmuthig und fest, obwohl er vorsichtig und nicht mit heiterem Tritt einherging.

Sie hatten jetzt in eine enge Straße eingebeugt, die auf den Gasthof zuführte, als sie hinter sich Hufschlag vernahmen. Lucilie wandte sich hastig um, und sah, daß ein Trupp belgischer Reiterei durch die Stadt zog.

Sie drängte ihren Schützling fest an die Mauer, und stellte sich, vor Angst zitternd, neben ihn. In vollem Trab ritt die Schaar durch die Straße, und hätte Lucilie dem Blinden ins Gesicht geschaut, so würde sie bemerkt haben, daß beim Laut der klirrenden Waffen und tönenden Hufe Begeisterung die gramvollen Züge überflog und das Haupt sich stolz von der gewohnten, wehmüthigen Beugung erhob. „Gott sey Dank!“ rief sie, als der Trupp beinah vorüber war, „die Gefahr ist zu Ende!“ — Nicht so! einer der beiden letzten Soldaten, die neben einander ritten, hatte zum Unglück ein junges, schwer zu bändigendes Pferd. Die Flüche und der einbohrende Sporn des Reiters vermehrten nur das Feuer und die Ungeduld des Thiers; es schlug nach beiden Seiten des engen Gäßchens aus.

„Gardez-Vous!" rief Jener, als er an die Stelle kam, wo Lucilie und der Fremde sich an die Mauer drückten. „Seyd Ihr toll? warum geht Ihr nicht aus dem Weg?"

„Ums Himmels willen, um des Erbarmers willen, er ist blind!" rief Lucilie und schmiegte sich fest an den Fremden.

„Retten nur Sie sich, meine gütige Führerin!" sagte der Fremde. Aber ihn so zu verlassen, kam ihr nicht zu Sinn. Der Reiter zwängte den Kopf des Pferdes von der Stelle, wo das Paar stand, weg; schnaubend schlug das wüthende Thier, als es den Sporn fühlte, mit den Hinterbeinen aus, und Lucilie, unfähig sich selbst und den Blinden zu sichern, stellte sich vor Diesen und empfing den Schlag, der gegen Jenen gerichtet gewesen; zerschmettert sank ihr zarter, dünner Arm an ihr nieder — der Reiter aber gelangte von der Stelle.

„Gott sey Dank! Sie sind in Sicherheit!" war der Ausruf der Getroffenen; und überwältigt vor Schrecken und Schmerz sank sie in die Arme, die der Fremde mechanisch zu ihrem Empfang öffnete.

„Meine Führerin, meine Freundin!" rief er, „Sie sind verletzt, Sie ...."

„Nein, mein Herr," unterbrach ihn Lucilie mit schwacher Stimme, „mir ist besser, mir ist wohl. Fassen Sie gefälligst diesen Arm; wir sind jetzt nicht mehr weit von Ihrem Gasthof."

Aber des Fremden Ohr, für jede Beugung der Stimme eingeschult, unterrichtete ihn sogleich von den Schmerzen, die sie duldete; stufenweis entlockte er ihr das Geständniß des Schadens, den sie genommen; daß sie derselbe aber blos in Folge seiner Beschützung getroffen, sagte ihm das großmüthige Mädchen nicht. Er bestand jetzt darauf, daß sie Dienst gegen Dienst austauschten und er sie nach ihrer Wohnung begleiten dürfe; und seine Führerin, die vor Schmerz fast ohnmächtig wurde und kaum gehen konnte, sah sich zur Einwilligung genöthigt. Indessen stand das kleine Haus ihres Vaters nur wenige Schritte um die nächste Ecke; sie erreichten es, und kaum hatte Lucilie die Schwelle hinter sich, als

sie niedersank und mehrere Minuten unempfindlich für ihr Leiden war. Dem Fremden verblieb es, den Auftritt zu erklären und zu bitten, daß man gleich nach einem Wundarzt schicke. „Nach dem geschicktesten, dem angesehensten in der Stadt!“ rief er. „Seht, ich bin reich und Das ist das Geringste, was ich thun kann, Eure edelmüthige Tochter dafür zu belohnen, daß sie einen fremden Mann in der Gefahr nicht verlassen hat.“

Mit diesen Worten hielt er seine Börse hin; der Vater aber schlug das Dargebotene aus, und dem Blinden ward einige Beschämung erspart, sofern er das Erröthen des ehrlichen Unwillens, womit man eine so dürftige Belohnung abwies, nicht sehen konnte.

Der junge Mann blieb, bis der Wundarzt ankam und der Arm wieder eingerichtet war. Auch schied er nur, als er von der Mutter das Versprechen erhalten hatte, daß man ihn am nächsten Morgen benachrichtigen wolle, wie die Leidende die Nacht zugebracht.

Zwar hatte er beabsichtigt, am folgenden Morgen eine Stadt zu verlassen, die dem Reisenden nur geringen Reiz darbietet; aber er zögerte Tag für Tag, bis Lucilie selbst ihre Mutter begleitete, um ihn von ihrer Wiederherstellung zu versichern.

Du weißt, oder wenigstens ich weiß, theuerste Gertrud, daß es eine Liebe beim ersten Blick, ein Geheimniß, eine nicht weiter zu erklärende Verwandtschaft zwischen sich vorher fremden Menschen gibt, die Beide unwiderstehlich an einander zieht. Wäre Wahrheit in Platos schöner Dichtung, wonach unsere Seelen ein Theil der Sterne sind, so könnte es seyn, daß Geister, die so aneinander hängen, ihr Urlicht aus demselben Stern gezogen haben, und jetzt nach Erneuung des alten Bundes schmachten. Ohne jedoch unsere Zuflucht zu einer so metaphysischen Lösung eines alltäglichen Mysteriums zu nehmen, war es nicht mehr als natürlich, daß ein Mensch in der verlassenen, unerquicklichen Lage Eugen St. Amands eine gewisse Zärtlichkeit für eine Person fühlen mußte, die so großmüthig für ihn gelitten hatte.

Die Finsterniß, zu welcher er verdammt war, verschloß sein geistiges Aug nicht gegen vorüberhuschende Bilder frei erschaffener Schönheit; im Gegentheil, in seiner fortwährenden, unbeschäftigten Einsamkeit empfand er mächtig die Träume einer von Natur warmen Phantasie und eines nach Mitgefühl und Mittheilung schmachtenden Herzens.

Mit Recht hatte er geäußert, daß das einzige Probezeichen der Schönheit für ihn in der Melodie der Stimme liege, und nie hatte ein sanfterer, oder sein Innerstes mehr ergreifender Ton sein Ohr berührt als der des jungen Mädchens. Ihr das eigene Selbst so schön verläugnender, frommer Liebesruf: „Gott sey Dank, Sie sind in Sicherheit!" im Augenblick, wo der Schmerz sie selbst erfaßt hatte, klang fortwährend vor seiner Seele. Er gab sich unbestimmten, köstlichen Empfindungen, die bis jetzt in seiner jungen Brust noch nicht erwacht waren, hin, ohne sich die Natur derselben zum klaren Bewußtseyn zu bringen. Und Lucilie? — eben der Unfall, der ihr um seinetwillen zugestoßen, vermehrte nur die Theilnahme, die sie schon vorher für einen Menschen empfunden, der in der ersten Jugendblüthe von den hellen Bildern des Lebens so ausgeschlossen, so einsam und trostlos einer ewigen Nacht zugewiesen war. Dein schönes und freundliches Geschlecht hat immer den liebevollen Drang, für Andere zu sorgen. Vermöge desselben ist es der Schutzengel der Kranken, der Trost des Alters, die Pflege der Kindheit; diese in Lucilien besonders entwickelte Empfindung hatte ihre mitleidige Natur bereits mehr, als ich auszudrücken im Stand bin, an das Loos des unglücklichen Reisenden gefesselt. Bei einem glühenden Herzen und bei einer Denkweise, die über ihren Stand und ihre Jahre hinausging, war sie nicht ohne jene bescheidene Eitelkeit, die ihr den Mangel an eigener Schönheit auf eine empfindliche Weise fühlbar machte. Sich instinktmäßig bewußt, mit welcher Leidenschaft sie selbst lieben könnte, hielt sie es für unmöglich, von einem Andern je in gleichem Grad geliebt zu werden. Dieser Fremde, der in ihren Augen so hoch über Allem

stand, was sie je gesehen, hatte sie zum ersten Mal mit der Stimme angeredet, die durch Töne, nicht durch Worte, jede Bewunderung ausdrückt, die dem weiblichen Herzen so theuer ist. Für ihn war sie schön, und zu ihm sprach ihr liebevolles Gemüth, ohne durch die Unvollkommenheit ihrer Züge Eintrag zu erleiden. Wirklich fehlte Lucilie nicht jeder körperliche Reiz; ihr leichter Schritt und ihre anmuthige Gestalt bewegten sich mit der Elasticität der ersten Jugend; in ihrem Mund, ihrem Lächeln lag ein so milder, zarter Ausdruck, daß es Augenblicke gab, wo nicht nur ein Blinder sie für schön gehalten haben würde. In frühester Kindheit hatte sie wirklich hübsch zu werden versprochen, aber von den Pocken, einer damals noch furchtbaren Seuche, waren diese Keime unerbittlich zerstört worden. Nicht nur die glatte Haut und die glänzenden Farben wurden versengt, sondern auch der Charakter des Gesichts gänzlich abgeändert. Zufälligerweise stand ihre Familie im Ruf der Schönheit und that sich auf diesen Ruf etwas zu gut, und so bitterlich hatten ihre Eltern die Wirkungen der grausamen Krankheit beklagt, daß sich das arme Mädchen schon früh gewöhnte, dieselben weit höher anzuschlagen, als sie es in der That verdienten, und die Vorzüge der Reize zu überschätzen, deren Verlust ihren Eltern ein so schweres Unglück dünkte. Zudem hatte Lucilie eine Verwandte Namens Julie, die ihrer körperlichen Vollkommenheiten wegen für das Wunder von ganz Mecheln galt. Da beide Bäschen viel zusammen kamen, sprach sich der Gegensatz zu schneidend aus, um nicht bei der Ersten manches peinliche Gefühl zu veranlassen; aber jedes Unglück hat eine Art Gegengewicht: das Bewußtseyn der äußerlichen Unzulänglichkeit hatte ihr Gemüth mild gestimmt, ohne ihr Bitterkeit zu geben, hatte einem Geist, der unter andern Verhältnissen vielleicht zu hochfahrend geworden seyn dürfte, Sanftheit, einem Herzen, das von Natur fest, leidenschaftlich und energisch war, Demuth eingebracht.

Uebrigens war derjenige Nachtheil, der ihr als furchtbarste Folge des Schönheitmangels vorschwebte, längst von ihr beseitigt. Wer Lucilien kannte, der liebte sie auch.

Wohin sie kam, verbreitete ihr lieblicher, sanfter Geist einen unausdrückbaren Zauber, und wo sie fehlte, vermißte man Etwas, das selbst Juliens Schönheit nicht ersetzen konnte.

„Ich habe mir vorgenommen," sagte St. Amand zu Madame Le Tisseur, Luciliens Mutter, als er in ihrem kleinen Salon saß — denn schon war er auf jenen Grad der Vertraulichkeit mit der Familie gekommen, die ihm erlaubte, sich nach ihrer Wohnung führen zu lassen und die Besuche zurückzugeben, die Madame ihm gemacht; und der Hund, der sich als bußfertiger Sünder bei seinem Herrn wieder eingefunden hatte, leitete seine Schritte stets sicher nach dem bescheidenen Häuschen und hielt instinktmäßig vor der Thür still; — „ich habe mir vorgenommen," sagte St. Amand nach einer Pause mit einiger Verlegenheit, — „etwas länger in Mecheln zu bleiben. Die Luft schlägt mir zu und die Stille des Ortes gefällt mir, aber Sie fühlen wohl, Madame, daß in einem Gasthof unter lauter Fremden meine Lage nicht ganz behaglich ist. Ich dächte" — St. Amand hielt wieder inn — „ich dächte, wenn ich eine freundliche Familie bereden könnte, mich als Miethsmann aufzunehmen, so möcht' ich wohl noch einige Wochen hier verweilen. Ich bin leicht befriedigt."

„Ohne Zweifel gibt es viele Leute in Mecheln, die sichs zum höchsten Glück schätzen würden, einen solchen Miethsmann zu bekommen."

„Wollten Sie mich aufnehmen?" fragte St. Amand plötzlich. „Eben an Ihre Familie hatte ich gedacht."

„An uns? Monsieur ist sehr schmeichelhaft, aber kaum haben wir ein Zimmer, das gut genug für Sie wäre."

„Was für einen Unterschied zwischen einem Zimmer und einem andern kann es für mich geben? Für mein Bedürfniß ist dasjenige das beste Gemach, worin die Menschenstimme am freundlichsten erklingt." — Die gewünschte Einrichtung wurde getroffen und St. Amand kam unter Ein Dach mit Lucilien zu wohnen. Und war sie nicht glücklich, daß er einer so fortwährenden Aufmerksamkeit bedurfte? war

sie nicht glücklich, daß sie ihm stets einen Dienst leisten konnte? St. Amand liebte die Musik leidenschaftlich; er selbst spielte die Flöte mit einer Fertigkeit, die nur noch von der Melodie seiner eigenen Stimme übertroffen ward: und war Lucilie nicht glücklich, wenn sie stumm dasaß und auf Töne hörte, wie sie in Mecheln noch nie vernommen worden? War sie nicht glücklich, wenn sie auf ein Gesicht blickte, dessen schwermüthigem Ausdruck ihre Stimme augenblicklich ein Lächeln abgewann? War sie nicht glücklich, wenn die Musik endigte und St. Amand rief: „Lucilie!“ Dünkte ihr, ihr Name von diesem Munde ausgesprochen, nicht süßer als selbst die Musik? War sie nicht glücklich, wenn sie an stillen Sommerabenden ausgingen, und ihr Arm unter der leichten Berührung des Menschen, der sie so wenig entbehren konnte, bebte? War sie nicht stolz in ihrem Glück, und lag in der Dankbarkeit, daß er ihren demuthsvollen Geist zum Triumph sich geliebt zu fühlen, erhoben hatte, nicht etwas wie Verehrung für ein höheres Wesen?

St. Amand stammte von französischen Eltern. Sie hatten in der Gegend von Amiens gewohnt, wo ihnen ein einträgliches Gut durch Erbschaft zugefallen war. Zwei Jahre vor dem Beginn meiner Geschichte folgte er ihnen in dem Besitzthum nach.

Seit seinem dritten Lebensjahr war er blind. „Ich weiß nicht,“ sprach er, als er sich eines Abends mit Lucilien allein befand und ihr die eben berichteten Einzelnheiten erzählt hatte — „ich weiß nicht, wie die Erde, oder der Himmel, oder die Ströme, deren Laut ich wenigstens vernehme, aussehen mögen, denn ich habe keine Erinnerung, außer an einen wirren aber herrlichen Zusammenfluß von tausend strahlenden Farben — an eine glänzende, mich durchblitzende Empfindung des Jubels — eine *sichtbare Musik*. Aber erst am Schluß meiner Kindheit trauerte ich um das Tageslicht und traure seitdem unabläßig. Meine Knabenzeit verstrich in ruhiger Heiterkeit; die unbedeutendste Kleinigkeit vermochte damals der Leere meines Gemüths Lust, Beschäftigung zu geben. Als ich jedoch Geschmack daran gewann, wenn man

mir vorlas, als ich auf die lebendigen Gemälde der Dichter horchte, als ich beim Vernehmen großer Thaten erglühte, als ich durch Bücher mit der Kraft der Thätigkeit, der Wärme, der Pracht, der Begeisterung des Lebens bekannt ward, öffnete sich mir allmälig der Sinn für all das, was mir auf immer abging. Ich fühlte, daß ich nur da war, aber nicht lebte, und mitten in der allgemeinen Freiheit zu einem Kerker verdammt blieb, aus dessen kahlen Mauern es keine Flucht gab. So lang jedoch meine Eltern noch lebten, hatt' ich stets noch eine Art Trost; mindestens stand ich nicht allein. Sie starben und eine plötzliche, furchtbare Einsamkeit, eine ungeheure, öde Nacht legte sich auf mein Gefängniß. Nur ein alter Diener, der mich von Kindheit an gepflegt, mich während meines kurzen Lichtbesitzes gekannt hatte, an dessen Erinnerungen meine Seele ihren Weg durch die dunkeln, engen Schachte des Gedächtnisses zu einem schwachen Sonnenschimmer zurücktasten konnte, war Alles, was mir von Anklängen unter der Menschheit übrig blieb. Indessen reichte es nicht hin, mir Frieden in einem Haus zu schaffen, wo meines Vaters und meiner Mutter freundliche Stimmen nicht mehr tönten. Eine rastlose Ungeduld, ein Trieb ins Weite faßte mich; ich zog aus meiner Heimath aus, ohne mich um das Ziel meiner Reise zu kümmern; konnte ich doch mindestens die Luft ändern, die wie eine körperliche Bürde auf mir lastete. Blos jenen alten Bedienten nahm ich zum Begleiter mit; auch er starb vor drei Monaten in Brüssel an Altersschwäche. Ach! ich hatte vergessen, daß er alt war, denn ich sah die Zunahme seines Verfalls nicht; und jetzt stand ich bis auf meinen treulosen Hund ganz allein, bis ich hieher kam und — Dich fand."

Lucilie bückte sich, den Hund zu liebkosen; sie segnete seine Flucht, die ihr einen Freund zugeführt, der nie entfliehen konnte.

Aber so innig, so dankbar St. Amand Lucilien liebte, so reichte ihre Macht doch nicht hin, die Schwermuth von seiner Stirn zu verjagen und ihn mit seinem hoffnungslosen Zustand zu versöhnen.

„Ach, daß ich Dich sehen könnte! daß ich auf ein Gesicht blicken könnte, dessen Umrisse sich zu entwerfen mein Herz vergebens strebt!"

„Wenn Du es könntest," seufzte Jene, „so würdest Du mich nicht mehr lieben." — „Unmöglich!" rief St. Amand leidenschaftlich. „Wie Du auch der Welt erscheinen magst, mir würdest Du der Maßstab der Schönheit seyn, und ich würde Dich nicht nach Andern, sondern Andere nach Dir beurtheilen."

Gern hörte er, wenn Lucilie ihm vorlas, und vor Allem liebte er die Beschreibungen von Krieg, Reisen, wilden Abenteuern, und doch erregten ihm gerad solche Gegenstände den meisten Schmerz. Oft hielt sie in dem Buch an, wenn sie ihn seufzen hörte, und empfand, daß sie fähig wäre, selbst der Wonne, von ihm geliebt zu werden, zu entsagen, wenn sie ihm das Glück, dessen Vorstellung ihn wie ein Gespenst verfolgte, zurückgeben könnte.

Luciliens sämmtliche Familienglieder waren katholisch und hatten, wie viele Menschen ihres Standes, eben so wohl den Aberglauben als die Frömmigkeit dieses kirchlichen Bekenntnisses. Zweilen unterhielten sie sich Abends von den verschiedenen Legenden und Mirakeln ihres Kirchenkalenders, und als man einmal mit ein paar Nachbarn in einem solchen Gespräch begriffen war, wurde das Grab der heiligen drei Könige in Köln Hauptgegenstand der Unterredung. Bei aller Schärfe des Verstandes entging Lucilie, wie Du leicht begreifen wirst, doch den Ansichten derer nicht, die mit ihr von der Wiege an aufgezogen worden, und so horchte sie auf die Wundergeschichten von dem heiligen Grab so ernsthaft und zweifellos wie die Uebrigen.

Auch gehörten die Könige aus Morgenland nicht zu den gewöhnlichen Fürbittern. Ueberresten der drei Weisen, welche dem Stern von Bethlehem gefolgt und die ersten Machthaber auf der Erde gewesen, die ihren Erlöser angebetet, mochte ein frommer Katholik wohl eine besondere Kraft und Heilfähigkeit zuschreiben. Jeder aus der Gesellschaft — (St. Amand, der den Tag ungewöhnlich schweigsam und selbst

traurig zugebracht, hatte sich nach seinem Zimmer zurückgezogen, denn es gab Augenblicke, wo er in der Verdüsterung seiner Gedanken die Einsamkeit suchte, die er zu andern Zeiten so ungeduldig floh,) — Jeder von der Gesellschaft hatte irgend einen gleich wahren und unbestreitbaren Bericht zu liefern von einer am heiligen Grab geheilten Krankheit oder erhörten Bitte oder vergebenen Sünde. Auf Lucilien machte besonders Eine Geschichte tiefen Eindruck; der Erzähler, ein ehrwürdiger, alter Mann mit grauem Haar erklärte feierlich, er selbst könne die Wahrheit alles dessen, was er sage, bezeugen.

Eine Frau in Antwerpen hatte als Frucht einer unerlaubten Verbindung einen taubstummen Knaben geboren. Die unglückliche Mutter hielt dieses Mißgeschick für eine Strafe ihrer Sünde. „Ach!" rief sie, „wäre der Jammer doch auf mich allein gefallen! Elende, die ich bin; mein unschuldiges Kind muß für meinen Frevel büßen!" Dieser Gedanke verfolgte sie Tag und Nacht. Nichts vermochte ihren Kummer zu trösten. Als das Kind größer wurde und ihr Herz mehr und mehr in Anspruch nahm, gaben seine Liebkosungen ihrer Reue neue Stiche, und endlich — fuhr der Erzähler fort — beschloß sie barfuß zum Grab in Köln zu pilgern, dessen heiliger Ruf ihr so vielfach zu Ohr gekommen. „Gott ist barmherzig," sprach sie, „und der, welcher Magdalenen seine Schwester nannte, mag der Mutter Fluch vom Kinde nehmen." So wanderte sie denn nach Köln, ließ ihren Thränen, ihrer Zerknirschung, ihren Bitten am heiligen Grab vollen Lauf. Was glich aber ihrem Schrecken, als sie bei der Rückkehr in die Vaterstadt ihr Häuschen als Trümmerhaufen erblickte! — seine geschwärzten Balken und gähnenden Fenster deuteten auf Zerstörung durch Brand. Gänzlich überwältigt sank die arme Frau auf den Boden. War ihr Knabe umgekommen? In diesem Augenblick vernahm sie den Ton einer Kinderstimme, und siehe! ihr Sohn stürzte in ihre Arme und nannte sie Mutter!

Er war aus dem Feuer gerettet worden, das vor sieben Tagen ausgebrochen; im Schrecken, den er erlitten, hatte sich

das Band, das seine Zunge fesselte, gelöst, er hatte deutliche Klagetöne von sich gegeben, der Fluch war weggenommen und schon hatten ihn die gutmüthigen Nachbarn mindestens ein Wort gelehrt, um die Rückkunft der Mutter zu begrüßen. Was kümmerte sie's nun, daß ihre Habe dahin, daß ihr Obdach Asche geworden? Sie beugte sich in dankbarer Unterwerfung unter eine so milde Strafe; ihr Gebet hatte Erhörung gefunden, und der Mutter Sünde wurde nicht länger am Kinde gerächt.

Ich sagte, theure Gertrud, diese Geschichte habe einen tiefen Eindruck auf Lucilien gemacht. Die Aufhebung eines dem Unglück St. Amands so verwandten Falles durch das Gebet einer dritten Person erfüllte sie mit frommen Gedanken und schöner Hoffnung. „Steht nicht das Grab noch?" dachte sie: „Ist nicht Gott noch im Himmel? — er, der die Schuldige gehört, wird er nicht die Schuldlose hören? Ist er nicht der Gott der Liebe? Sind nicht die Ausströmungen des Herzens das Opfer, welches ihm am besten gefällt? und war auch die Mittlerin des Kinds seine eigene Mutter: kann selbst eine Mutter ihr Kind zärtlicher lieben, als ich Eugen liebe? — Wenn aber, Lucilie, deine Bitte dir gewährt wird, wenn er sein Gesicht wieder erlangt, so ist dein Zauber dahin: er wird dich nicht länger lieben. Gleichviel! sey's d'rum — hab ich dann doch wenigstens ihn glücklich gemacht!"

Dies waren die Gedanken, die Luciliens Seele füllten; sie nährte sie, bis sie zum Entschluß gediehen, und sie gelobte, heimlich die Pilgerfahrt der Liebe zu thun. Weder St. Amand, noch ihren Eltern sagte sie etwas von ihrer Absicht; sie kannte die Hemmnisse, welche eine solche Anzeige hervorrufen würde. Glücklicherweise wohnte eine ihrer Muhmen in Brüssel, bei der sie jedes Jahr einen Monat auf Besuch zu seyn pflegte, und wohin sie in der Regel auch das Ergebniß ihres zwölfmonatlichen Fleißes mitnahm, das in Brüssel eher als in Mecheln seine Käufer fand. Bereits waren sie und St. Amand verlobt; die Hochzeit sollte in Kurzem stattfinden, und da die allgemeine Landessitte auch armen Eltern den ehrenvollen Stolz einflößte, ihren Töchtern etwas

zur Aussteuer mitgeben zu wollen, ward es Lucilien leicht, den Zweck ihrer Reise unter dem Vorwand zu verbergen, ihre und ihrer Mutter Arbeit vom letzten Jahr nach Brüssel zu bringen; der Verkauf schien hinreichend, um mindestens die Ausrüstungen für die Hochzeit zu bezahlen.

„Du hast in der That Recht, mein Kind," sagte Madame Le Tisseur. „Je reicher St. Amand ist, um so weniger darfst Du sein Haus als eine Bettlerin betreten."

Wirklich war der Ehrgeiz der guten Leute aufgeregt, ihr Selbstgefühl durch den Neid der Stadt und die gewöhnlichen Glückwünsche über eine so vortheilhafte Heirath gekränkt, und emsig beschäftigten sie sich damit, das Vermögen, das sie ihrem einzigen Kind mitgeben könnten, aufzuzählen und ihrer verzeihlichen Eitelkeit mit der Ansicht zu schmeicheln, daß endlich kein so gar großes Mißverhältniß in der Verbindung liege. Sie hatten Recht, aber nicht nach dem Maßstab desjenigen Werthes, den sie anlegten: den Reichthum, den Lucilie mitbrachte, konnte kein Schicksal mindern, kein Unfall erreichen; — Böswilligkeit konnte seine reichen Erndten nicht verderben, — kein Körnchen aus seinen schwellenden Scheunen konnte Unklugheit verschleudern oder Betrug entwenden! gleich der Börse im Feenmährchen konnte er jeden Augenblick angewandt, aber nie erschöpft werden.

St. Amand allein war für ihre Abreise nicht zu gewinnen; er schalt über den Gedanken an eine Mitgift; selbst Luciliens Bemerken, daß selbige blos eine Zufriedenstellung, nicht ein Opfer für ihre Eltern seyn sollte, beruhigte ihn nicht. „Und noch dazu willst Du mich verlassen," fragte er mit jener klagenden Stimme, die den ersten Zauber auf Luciliens Herz geübt. „Das ist eine zweite Blindheit."

„Nur für kurze Zeit, höchstens vierzehn Tage, geliebter Eugen."

„Vierzehn Tage! Du missest die Zeit nicht wie die Blinden," erwiederte St. Amand bitter.

„Höre, höre mich, theurer Eugen!" rief Jene weinend.

Der Ton ihres Schluchzens erinnerte ihn auf einmal an seine Undankbarkeit. Ach er wußte nicht, wie dankdurchdrun-

gen er hätte seyn sollen. Er breitete die Arme gegen sie aus: „Verzeih mir," sprach er, „die, welche eine Außenwelt sehen können, wissen nicht, wie schrecklich es ist, allein zu seyn."

„Aber die Mutter wird Dir nicht von der Seite weichen."

„Sie ist nicht Du."

„Auch Julie nicht," bemerkte Lucilie zögernd.

„Was ist Julie für mich?"

„Ach! Du bist außer meinen Eltern der Einzige, der in ihrer Gegenwart noch an mich denken konnte."

„Wie das, Lucilie?"

„Nun, sie ist schöner als ein Engel."

„Sprich nicht so. Könnt ich sehen, ich wollte der Welt beweisen, wie viel schöner Du bist. In ihrer Stimme ist keine Musik."

Am Abend vor Luciliens Abreise blieb sie mit St. Amand und ihrer Mutter noch lang in die Nacht hinein auf. Man sprach über die Zukunft, man machte Plane; in der weiten Oede der Welt legten sie den Garten häuslicher Liebe an, und füllten ihn mit Blumen, nicht gedenkend des abschüttelnden Sturms und des tödtenden Frostes. Und als St. Amand am Arm der Geliebten nach seinem Zimmer gegangen war, und sie sich vor der zuklappenden Thür getrennt hatten, fiel sie neben der Schwelle auf die Kniee, und strömte das volle Herz in einem Gebet um seine Rettung und die Erfüllung ihrer schüchternen Hoffnungen aus.

Mit Tagesanbruch begleiteten sie die Ihrigen an das Gefährt, das auf dem kurzen Weg zwischen Mecheln und Brüssel regelmäßig hin und her ging. In Brüssel begab sie sich nicht zu ihrer Tante, sondern in eine Herberge in der Vorstadt, vertraute ihr kleines Spitzenkörbchen der Obhut der Wirthin an, und zog allein und zu Fuß fort, wohin der liebliche Ueberglauben ihres Herzens sie sandte. Und lag demselben auch ein Irrthum zu Grund, so versöhnte das fromme Vertrauen mit der Schwäche des Urtheils — so erhob ihre Liebe diese Schwäche zur Heiligkeit. Und wohl dürfen wir annehmen, daß das Aug, das alle Geheimnisse liest, kaum miß-

billigend auf eine Schwärmerei geblickt, deren einzige Schwachheit Liebe war.

Da sie besorgte, dem Zweck der Reise durch Minderung ihrer Mühen Eintrag zu thun, so gestattete sie sich kaum Ruhe oder Nahrung. In der Mittaghitze beugte sie bisweilen ein wenig von der Straße ab und gab sich unter den breiten Lindenbäumen süßen und bittern Gedanken hin; aber immer stieß sie ein ruheloser Drang wieder vorwärts, und schwach — müd — mit blutenden Füßen fuhr sie auf und setzte ihren Weg fort. Endlich erreichte sie die alte Stadt, wo eine heiligere Zeit aus den Gewohnheiten und Gestalten der Menschen die Römerspur kaum verwischt hat. Sie warf sich vor dem Grab der Weisen nieder; sie sandte ihr heißes aber demüthiges Gebet zu dem, vor dessen Sohn diese entfleischten (aber wenigstens dem Glauben erhaltenen) Häupter sich vor beinah achtzehn Jahrhunderten anbetend gebeugt hatten. Zweimal täglich fand sie sich eine ganze Woche lang an dem Ort ein und ergoß sich in dieselben Bitten. Ein alter Priester hatte beim Ab- und Zugang in der Kirche ihre ununterbrochene Andacht mit jener väterlichen Theilnahme bemerkt, welche die bessern Diener des katholischen Bekenntnisses (des Bekenntnisses, das die Erde mit Häusern des Erbarmens bedeckt hat) für Unglückliche fühlen. Als Lucilie am letzten Tag mit feuchten, niedergeschlagenen Augen sich entfernte, trat er auf sie zu, grüßte und nahm das Vorrecht seines Standes in Anspruch, sich zu erkundigen, ob da etwas sey, worin sein Rath oder Beistand förderlich seyn könnten. In der ehrwürdigen Miene des alten Mannes lag eine Ermuthigung für die Gefragte; sie öffnete ihm ihr Herz; sie sagte ihm Alles. Ihre Einfalt und ihr Ernst rührten den guten Priester innig. Er befragte sie umständlich über die besondere Art von Blindheit, woran St. Amand leide, und nach einem kleinen Nachdenken sprach er: „Tochter, Gott ist groß und barmherzig; wir müssen auf seine Macht vertrauen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß er gewöhnlich durch sterbliche Vollstrecker seines Willens handelt. Da Du auf Deinem Heimweg über Löwen kommst, so versäume nicht, dort

einen gewissen Arzt Namens Le Kain aufzusuchen. Er ist durch ganz Flandern wegen der Heilungen berühmt, die er unter den Blinden vollbracht hat, und sein Rath wird von allen Ständen aus der Ferne und Nähe gesucht. Er wohnt hart neben dem Stadthaus; übrigens kann Dich Jedermann nach seiner Thür weisen. — Halt, mein Kind, ich will Dir einige Zeilen an ihn mitgeben, er ist ein wohlwollender, gütiger Mann: Du mußt ihm genau dieselbe Geschichte (und mit derselben Stimme) erzählen, die Du mir erzählt hast."

Damit hieß der Priester Lucilien ihn nach seiner Wohnung begleiten, und nachdem er sie erst genöthigt, sich minder kärglich zu erfrischen, als sie seit ihrer Abreise von Mecheln gethan, gab er ihr seinen Segen und einen Brief an Le Kain, der ihr, wie er richtig dachte, ein geduldiges Gehör bei dem Arzt verschaffen würde. Der Name des Priesters war unter allen Gelehrten wohl bekannt, und ein empfehlendes Wort von ihm that da, wo Tugend und Weisheit in Ehren standen, mehr, als der längste Brief vom vornehmsten Sieur in Flandern.

Mit unterwürfigem und hoffnungsvollem Sinn wandte die junge Pilgerin Köln den Rücken und jetzt, auf dem Heimweg zu St. Amand, fühlte sie weder die Sonnenhitze noch die Rauhigkeit der Straße. Es war an einem Mittag, als sie wieder durch Löwen zog, und bald zu dem edeln Gebäude des Stadthauses gelangte. Stolz stiegen seine zarten Spindeln gegen den Himmel und hell schien die Sonne auf seine gothischen Fenster und reichen Schnörkelverzierungen. Die breite Straße füllten Personen von allen Ständen; nicht ohne einige Verschämtheit ließ Lucilie ihren Schleier fallen und mischte sich unter die Menge. Es war, wie der Priester gesagt, leicht, Le Kains Haus aufzufinden. Sie bat den Diener, seinem Herrn den Brief des Priesters zu überbringen, und durfte nicht lang warten, bis sie bei dem Arzt vorgelassen wurde. Er war ein hagerer, langer Mann mit einer kahlen Stirn und einem ruhigen, freundlichen Aussehen. Nicht weniger als den Priester rührte ihn die Art, wie sie ihre Geschichte erzählte, den Kummer ihres Angelobten und

die Hoffnung beschrieb, die ihr die eben zurückgelegte Pilgerfahrt eingeflößt.

„Gut," sprach er ermuthigend, „wir müssen unsern Patienten sehen. Sie können ihn zu mir hieher bringen?"

„Ach, mein Herr, ich hatte gehofft —" Lucilie hielt plötzlich an.

„Was, meine Liebe?"

„Daß ich den Triumph haben würde, Sie nach Mecheln zu bringen. Ich weiß, mein Herr, was Sie mir erwiedern wollen; ich weiß, mein Herr, Ihre Zeit muß sehr kostbar seyn; aber ich bin nicht so arm, als ich scheine, und Eugen, das heißt Monsieur St. Amand, ist sehr reich — und in Brüssel hab' ich, was mir, wie ich gewiß weiß, eine große Summe einträgt; es sollte für die Hochzeit ausgelegt werden, aber von ganzem Herzen steht es zu Ihren Diensten, mein Herr."

Le Kain lächelte; er gehörte zu denen, die gern im Menschenherzen lesen, wenn seine Blüthen frisch und unbefleckt sind; um einem Blinden das Gesicht zurückzugeben, würde der wohlwollende Künstler noch eine längere Reise gemacht haben, als von Löwen nach Mecheln, und wäre St. Amand auch ein Bettler gewesen.

„Gut, gut!" sprach er, „aber Sie vergessen, daß Monsieur St. Amand nicht der Einzige in der Welt ist, der meiner bedarf. Ich muß einen Blick in mein Taschenbuch werfen, und sehen, ob ich mich auf einen oder zwei Tage frei machen kann."

Damit überschaute er sein Portefeuille. Alles lächelte Lucilien; für die nächsten Tage lag kein Geschäft vor, das nicht auch der Gehülfe vollziehen konnte. Le Kain willigte ein, Lucilien nach Mecheln zu begleiten.

Freundlos und dumpf war einstweilen die Zeit für St. Amand verstrichen; fortwährend fragte er Madame Le Tisseur, welche Stunde es sey; es war fast seine einzige Frage. Ihm schien keine Sonne am Himmel, keine Frische in der Luft zu seyn, und selbst die geliebte Musik ließ er liegen; das In-

strument hatte seinen Zauber verloren, seit Lucilie nicht mehr auf dasselbe hörte.

Natürlich mußten die Gevatterinnen von Mecheln einige Mißgunst über die Heirath Luciliens mit einem Mann empfinden, dessen Vermögen das Gerücht zu übermäßigem Reichthum gesteigert hatte, dessen Geburt vom angesehenen zum vornehmen Stand erhöht, und dessen Gestalt durch die Theilnahme, die sein Unglück erweckte, mit der Schönheit eines Antinous überkleidet worden war. Eben dieses Unglück, durch welches jede andere Auszeichnung wieder herabgedrückt worden seyn sollte, vermochte den allgemeinen Neid nicht zu beschwichtigen; — vielleicht daß einigen Damen von Mecheln die Blindheit eines Ehemanns wirklich nicht die am wenigsten angenehme Eigenschaft dünken mochte! In Einer jedoch wucherte diese Mißgunst mit besonderer Schärfe; es war die schöne, allbesiegende Julie. Daß Lucilie, deren Daseyn man neben Julie ehedem fast vergaß, so jählings eine Bedeutung bekommen, daß es einen Menschen in der Welt geben sollte, und vollends gar einen jungen, reichen, hübschen Menschen, für welchen sie in Vergleichung mit Lucilien weniger als nichts war, stach eine Eitelkeit, die bis dahin keine Wunde erhalten, ins innerste Mark. „Gut," konnte sie mit bitterem Scherz sagen, „daß Luciliens Liebhaber blind ist. Um das Eine zu werden, muß man nothwendig das Andere seyn!"

Während Luciliens Abwesenheit war sie beständig in Madame Le Tisseurs Haus gewesen; — in der That hatte sie Erstere hierum gebeten. Mit einer Emsigkeit, die sie selbst in Erstaunen setzte, suchte sie die Stelle der Verlobten auszufüllen, und das so seltsam widersprechende Menschenherz wollte, daß sie unter ihren Anstrengungen zu gefallen wirklich Liebe zu dem Gegenstand ihrer Anstrengungen gewann, wenigstens so weit sie der Liebe überhaupt fähig war.

Gegen Lucilien faßte sie einen wirklichen Haß; hartnäckig bildete sie sich ein, daß nur der Zufall der ersten Bekanntschaft ihr eine Eroberung geraubt, womit, wie sie sich überredete, ihr Glück zusammenhänge. Hätte St. Amand Lucilien nie geliebt und sich Julien angetragen, so würde sie

ihn seines Unglücks halber trotz Jugend und Reichthum abgewiesen haben; aber daß er Luciliens Freund war und Lucilie einen Sieg davon getragen hatte, gab ihm augenblicklich einen Werth, der ihm sonst nicht zugekommen wäre. Sicher jedoch in seiner Betrübniß blieb St. Amands Treue ungefährdet vor Juliens Künsten und Schönheit. Ja sie gefiel ihm weniger als je, denn die Sorge und Wachsamkeit seiner Braut nachahmen zu wollen, schien eine zudringliche Ungebühr.

„Es ist Zeit, es ist gewiß Zeit, Madame Le Tisseur, daß Lucilie rückkehrte. Sie könnte unterdessen alle Spitzen in Mecheln selbst verkauft haben," bemerkte St. Amand eines Tags übellaunig.

„Geduld, theurer Freund, Geduld; vielleicht kommt sie schon morgen."

„Morgen! lassen Sie mich nachrechnen: es ist erst sechs Uhr; erst sechs, nicht wahr?"

„Gerade fünf, lieber Eugen," antwortete Julie; „Soll ich Ihnen vorlesen? da ist ein neues Buch von Paris, das großen Lärm gemacht hat."

„Sie sind sehr gütig; aber ich mag Ihnen keine Mühe verursachen."

„Oh von Mühe kann hier weniger als von irgend etwas die Rede seyn."

„Nun mit Einem Wort, ich bin wirklich nicht dazu aufgelegt."

„Ach, daß er sehen könnte!" dachte Julie, „er sollte mir für so was büßen!"

„Ich höre Räder; Wer kann hier vorbeikommen? Gewiß ist es der Brüsseler Wagen!" rief St. Amand auffahrend. „Es ist sein Tag, ja seine Stunde. — Doch nein, es ist ein leichteres Fuhrwerk;" und gramvoll sank er auf den Stuhl nieder.

Näher und näher rollten die Räder, sie beugten um die Ecke; sie hielten vor der niedern Thür, und — überwältigt, überströmt von Jubel hing Lucilie an St. Amands Brust.

„Halt," sprach sie erröthend, als sie wieder Herrschaft

über sich erlangt hatte, und wandte sich zu Le Kain: „Verzeihen Sie, mein Herr! Lieber Eugen, ich habe Jemand mitgebracht, der Dir mit Gottes Hülfe vielleicht das Gesicht wieder geben kann.“

„Wir dürfen uns keiner zu schwindelnden Hoffnung überlassen, mein Kind,“ entgegnete Le Kain. „Getäuschte Erwartung ist das Schlimmste von Allem.“

Und mit diesem Theil meiner Geschichte zum Schluß zu kommen, geliebte Gertrud: — Le Kain untersuchte St. Amand und das Ergebniß der Untersuchung war ein ziemlich fester Glaube an die Wahrscheinlichkeit einer Heilung. Mit Freuden willigte St. Amand in den Versuch einer Operation. Sie gelang — der Blinde sah! Was glich Luciliens Empfindungen, was ihrer Rührung, ihrem Entzücken, als das Ziel ihrer Wallfahrt — ihrer Gebete — erfüllt vor ihr stand. So unendlich war dieses Entzücken, daß sie in Anbetracht des ewigen Wechsels im Menschenleben am Uebermaß hätte ahnen können, welch bittere Schmerzen darauf folgen sollten.

Sobald der neue Sinn des Kranken stufenweis das Licht ertragen gelernt, war seine erste, seine einzige Frage nach Lucilien. „Nein, nicht allein laßt sie mich sehen, zeigt sie mir mitten unter Euch Allen, damit ich Euch überzeuge, daß das Herz in seinem Instinkt nie irrt.“ Mit bangem, niederdrückenden Vorgefühl gab Lucilie dem Verlangen nach, gegen welches der ungestüme St. Amand keine Einrede gelten lassen wollte. Vater, Mutter, Lucilie, Julie, Juliens jüngere Schwestern versammelten sich im kleinen Wohnzimmer; die Thür ging auf und zögernd stand St. Amand an der Schwelle. Ein Blick auf die Gesellschaft reichte für ihn hin; sein Gesicht leuchtete auf, er stieß einen Freudenschrei aus. „Lucilie! Lucilie!“ rief er aus, „Du bist's, ich weiß es, Du allein!“ Er sprang vorwärts *und fiel zu den Füßen Juliens nieder!*

Glühend, außer sich, triumphirend, heftete Julie die funkelnden Augen auf ihn. — Nicht *sie* riß ihn aus seinem Irrthum.

„Sie irren," sagte Madame Le Tisseur verwirrt, „das ist Cousine Julie; hier steht Ihre Lucilie."

St. Amand stand auf, wandte den Kopf nach Lucilien und in diesem Moment wünschte sich die Arme in ihr Grab. Staunen, Schmerz, getäuschte Hoffnung, beinah Schrecken malten sich in seinem Blick. Mit Träumen hatte er seinen Kerker ausgeschmückt; frei gelassen fühlte er jetzt, wie wenig sie der Wahrheit entsprachen. Ein zu neuer Beobachter, um das Weh, die Verzweiflung, das Zusammenbrechen der ganzen Gestalt zu bemerken, das sein Anschauen bei Lucilien hervorgebracht, empfand er doch, als der erste Sturm der Verwunderung vorüber, daß er nicht also derjenigen danken sollte, die ihm das Gesicht zurückgegeben. Er eilte, seinen Irrthum wieder gut zu machen; — ach! wie konnte das jetzt noch geschehen?

Von dieser Stunde an war Luciliens ganzes Glück zu Ende; ihr Feenschloß war in Staub zerflogen, der Stab des Magiers zerbrochen, Ariel freigegeben, und kein heller Zauber schied mehr den Fleck, wo sie wohnte, von der übrigen kahlen Welt. Wohl lauteten St. Amands Worte liebreich; wohl gedachte er mit der tiefsten Dankbarkeit an all das, was sie für ihn gethan; wohl zwang er sich stets von Neuem zu dem Ausruf: „sie ist meine Braut — meine Wohlthäterin!" und fluchte sich, daß die Empfindung, die er für sie gehabt, entwichen war. Wo aber die Leidenschaft seiner Worte? wo die Wärme seines Tons? wo das Spiel, die Erleuchtung seiner Züge, die sonst ihr Tritt, ihre Stimme hervorgerufen? Wenn Beide allein beisammen, erschien er verlegen, gezwungen, beinah kalt; seine Hand suchte nicht mehr die ihrige; seine Seele vermißte sie nicht mehr, wenn sie einen Moment an seiner Seite fehlte. Im häuslichen Kreis war es ihm offenbar behaglicher; aber hafteten seine Augen an ihr, die sie dem Tag eröffnet hatte? wanderten sie nicht bei jeder entstehenden Pause mit nur zu sprechender Bewunderung auf das erröthende, strahlende Gesicht der entzückten Julie? Zwar trat all dies, wie Du Dir wohl denken magst, nicht plötzlich, an Einem Tag oder in Einer Woche, hervor,

aber jeden Tag zeigte es sich mehr und mehr. Bei aller Bezauberung, Verstrickung St. Amands würde er sich indessen vielleicht nie einer Treulosigkeit schuldig gemacht haben, gegen die er mit dem Gefühl der bittersten Vorwürfe anzukämpfen suchte, wäre der unglückliche Kontrast nicht gewesen, den im ersten Moment seiner ausströmenden Begeisterung Julie gegen Lucilie gebildet. Ohne diesen hätte er sich keine Vorstellung einer wirklichen, lebenden Schönheit gemacht, welche der Enttäuschung von seinen Phantasiebildern und Träumen zu Hülfe kam. Er hätte Lucilien jung und anmuthvoll, mit liebestrahlenden Augen und blos im Gegensatz mit den gefurchten Gesichtern und gebeugten Gestalten ihrer Eltern gesehen, und sie, sie hätte den Sieg über ihn vollendet, eh er entdeckte, daß sie nicht so schön sey, als Andere. Nein, mehr noch: — jene Treulosigkeit würde die paar ersten Tage nicht überdauert haben, wäre von dem eiteln herzlosen Gegenstand derselben nicht jede Kunst, die ganze Macht und Zauberei ihrer Schönheit aufgeboten worden, um den Riß zu festigen und weiter fortzuführen. Die unglückliche Lucilie — so berührbar von der kleinsten Umänderung in denen, welche sie liebte, so demüthig und doch so stolz in dieser Demuth, — nicht länger nothwendig, nicht länger vermißt, nicht länger geliebt, — vermochte die schmerzliche Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart fürder nicht zu ertragen. Mit hinabgedrückten Klagen floh sie nach ihrem Zimmer, um dort ihren Thränen freien Lauf zu lassen, und wandte so, da der Vater in der Regel den Tag über abwesend war und die Mutter sich entweder mit ihrer Handarbeit oder mit der Haushaltung beschäftigte, Julien unglücklicherweise tausend Gelegenheiten zu, der Macht, die sie über — nein nicht über das Herz! — über die Sinne St. Amands zu gewinnen angefangen, mehr und mehr Bestand zu geben. In der edeln Geradheit ihres Gemüths argwöhnte indessen die arme Lucilie den ganzen Umfang ihrer Leiden immer noch nicht und ward bisweilen durch die Hoffnung erhoben, einmal vermählt, einmal in jenem eng vertrauten Verhältniß, worin sich ihre unaussprechbare Liebe mit weniger Zurück-

haltung andeuten konnte, als jetzt, — dürfte sie vielleicht ein Herz wieder gewinnen, das ihr so ganz angehört hatte, daß sie sich dessen völligen Verlust nur als Folge irgend eines Mißverständnisses zu denken vermochte. An diesem Hoffnungsanker hing das ganze eingeschwundene Glück, das ihr noch übrig blieb. Auch drängte St. Amand immer noch auf die Hochzeit, — aber in welch anders gewordenem Ton! Eigentlich wollte er sich nur die Möglichkeit eines noch größern Undanks, als derjenige, worein er bereits verfallen, benehmen. Er schmeichelte sich mit dem eiteln Gedanken, das geknickte Bäumchen der Liebe werde durch die Bande der Pflicht wieder aufgebunden und gekräftigt werden; und wenigstens sollte seine Hand, sein Vermögen, seine Achtung, seine Dankbarkeit Lucilien die einzige Belohnung zuwenden, die zu geben jetzt in seiner Macht stand. Mittlerweile jedoch so oft mit Julien allein gelassen, die sich auf jede Art bemühte, den letzten Sieg über sein Herz zu gewinnen, bereitete St. Amand allmälig einen ganz andern Lohn, eine ganz andere Vergeltung für diejenige vor, der er eine so unberechenbare Schuld abzutragen hatte.

Hinter dem Haus befand sich ein Garten mit einer kleinen Laube, worin Eugen und Lucilie an Sommerabenden oft gesessen hatten: — Ewig verschwundene Stunden! — Einst, als sie kummervoll in ihrem Zimmer saß, hörte sie St. Amands Flötenspiel aus jenem geliebten, heiligen Fleckchen herauftönen. Sie weinte ob den Klängen; durch die Erinnerung, welche die Musik aufweckte, stand das Bild des Geliebten milder und theurer vor ihr, und sie fing an, sich Vorwürfe zu machen, daß sie dem Antrieb ihrer verwundeten Gefühle so oft nachgegeben; daß sie ihn, angefröstelt durch seine Kälte, so oft sich selbst überlassen und nicht genugsam gewagt habe, ihm von der Zärtlichkeit zu sprechen, die, nach der bescheidenen Art, wie sie das eigene Selbst schätzte, ihr ganzes Anrecht auf seine Gegenliebe bildete. „Vielleicht ist er jetzt allein," dachte sie; „auch die Melodie ist eine von denen, die, wie er weiß, mir besonders werth sind." Und mit

angehaltenem Odem schlich sie aus dem Haus und suchte die Laube. Kaum war sie aus dem Zimmer, als die Flöte aufhörte; wie sie der Laube näher kam, vernahm sie Stimmen — Julie klagend, St. Amand tröstend. Eine furchtbare Ahnung faßte sie; ihr Fuß wurzelte an dem Boden.

„Ja, heirathe sie — vergiß mich," rief Julie. „In wenigen Tagen wirst Du einer Andern angehören, und ich, ich — verzeih mir, Eugen, verzeih, daß ich Dein Glück gestört habe. Ich bin hinlänglich gestraft — mein Herz will brechen, aber noch im Brechen wird es Dich lieben" ... Schluchzen unterbrach Juliens Worte.

„O sprich nicht so," entgegnete St. Amand. „Ich, nur ich, bin zu tadeln; ich gegen Beide falsch, gegen Beide undankbar. Oh, von der Stunde an, da diese Augen sich auf Dich öffneten, trank ich ein neues Leben; die Sonne selbst schien mir nicht so wundervoll, wie Deine Schönheit. Aber — aber — laß mich diese Stunde vergessen. Was verdank ich nicht Lucilien? Ich werde elend seyn — ich verdiene es; denn werd' ich nicht denken müssen, Julie, ich habe Dein Leben mit unserer unglückseligen Liebe verbittert? Aber Alles, was ich geben kann, — meine Hand — mein Haus — meine verpfändete Treue gehört ihr. Nein, Julie, nein! — weßhalb diesen Blick? darf ich anders handeln? darf ich anders — träumen? Was auch das Opfer koste, — muß ich ihrs nicht bringen? Was bin ich Lucilien nicht schuldig und wärs auch nur um des Gedankens willen, daß ich ohne sie Dich nie gesehen haben würde."

Lucilie wollte nicht weiter hören. Mit demselben sanften Tritt, der sie in den Bereich dieser Unglücksworte getragen, kehrte sie wieder in ihre verlassene Kammer zurück.

Am Abend, als St. Amand allein in seinem Gemach saß, vernahm er ein leises Klopfen an der Thür. „Herein!" rief er und Lucilie trat ein. Etwas verlegen fuhr er auf und wollte ihre Hand ergreifen, aber sie wies ihn sanft zurück. Sie ließ sich ihm gegenüber auf einen Stuhl nieder und redete ihn mit gesenkten Blicken also an:

„Mein lieber Eugen, ich habe etwas auf dem Herzen,

das ich lieber auf Einmal aussprechen will, und wenn mir vielleicht die rechten Ausdrücke für das fehlen, was ich sagen möchte, so mußt Du auf Lucilien nicht böse werden; es ist nicht leicht, das in Worte zu fassen, was man tief empfindet." Erröthend und etwas von dem, was folgen dürfte, vermuthend, wollte sie St. Amand unterbrechen: sie aber winkte ihm mit sanfter Ungeduld Stillschweigen zu und fuhr fort:

„Du erinnerst Dich, daß, als Du mich liebtest, ich Dir oft sagte, Du würdest diese Empfindung nicht mehr für mich haben, wenn Du sehen könntest, wie wenig ich Deine Neigung verdiene. Ich täuschte mich nicht, Eugen; ich hatte stets die Ueberzeugung, daß es so gehen werde, daß Deine Liebe zu mir nothwendig nur an Deinem Unglück hänge. Bei all dem aber hatt' ich nie einen andern Traum oder Wunsch, als für Dein Glück, und Gott weiß, daß, wenn ich Dich abermals durch eine Pilgerfahrt mit nackten Füßen nicht nach Köln, sondern nach Rom, ja bis ans Ende der Welt, von einem viel geringern Leiden als die Blindheit erretten könnte, ich es mit Freuden thun würde; ja selbst, wenn ich mir während der ganzen Reise vorhersagen könnte, daß Du bei meiner Rückkunft kalt mit mir sprechen, wenig aus mir machen werdest, und daß ich als Strafe erleiden müsse — was — was ich bereits erlitten habe." —

Hier wischte sich Lucilie ein paar Thränen aus den Augen; St. Amand, im tiefsten Herzen getroffen, bedeckte das Gesicht mit den Händen, ohne den Muth zu haben, sie zu unterbrechen. Jene fuhr fort:

„Was ich voraussah, ist eingetreten; nicht mehr bin ich für Dich, was ich einst war, als Du diese arme Gestalt und dieses rauhe Gesicht mit einer Schönheit überkleidetest, die ihm nicht zukam. Zwar begehrst Du immer noch die Ehe mit mir, aber ich bin stolz, Eugen, und kann nicht zur Dankbarkeit herabsteigen, wo ich einst Liebe besaß. Ich bin nicht so ungerecht, um Dir Vorwürfe zu machen; die eingetretene Veränderung war natürlich, war unvermeidlich. Gleich vornherein sollt' ich mich mehr auf dieselbe vorbereitet ha-

ben; indessen bin ich jetzt resignirt. Wir müssen uns trennen. Du liebst Julien — das ist ebenfalls natürlich; — und sie liebt Dich: ach, was könnte wiederum mehr im gewöhnlichen Lauf der Dinge seyn als dies? Julie liebt Dich; vielleicht nicht so sehr, als ich Dich liebte, aber sie kennt Dich auch nicht, wie ich Dich kennen gelernt, und sie, deren ganzes Leben ein Triumph war, kann die Dankbarkeit nicht fühlen, die ich empfand, als ich mich geliebt glaubte! Aber das wird kommen — Gott geb' es! Lebe denn für immer wohl, theurer Eugen; ich scheide von Dir, weil Du mich nicht weiter brauchst; Du bist nicht länger an Lucilien gebunden: wo Du Dich auch hinwenden magst, können fortan Tausende meine Stelle ersetzen; lebe wohl!"

Mit diesen Worten stand sie auf und wollte das Zimmer verlassen: St. Amand aber faßte sie bei der Hand, die sie ihm vergeblich zu entwinden suchte und strömte unzusammenhängend, leidenschaftlich seine Vorwürfe gegen sich selbst, seine beredten Einwürfe gegen ihren Entschluß hervor.

„Ich gestehe," rief er, „daß ich für einen Augenblick verlockt wurde; ich gestehe, daß Juliens Schönheit mir Dein höheres, heiligeres, unendlich heiligeres Anrecht auf meine Liebe minder fühlbar machte. Aber vergib mir, theuerste Lucilie; bereits bin ich wieder Dein, empfinde Alles wieder, was ich einst für Dich empfunden: treibe mich nicht, der Wonne der Sehkraft, die ich Dir verdanke, zu fluchen. Du darfst mich nicht verlassen; nie können wir Beide uns trennen; stell mich, o stell mich auf die Probe: entfremdet sich mein Herz Dir noch ein einziges Mal, dann, Lucilie, geh' und gib mich dem Schrei meines Gewissens preis."

Lucilie fügte sich nicht, sie fühlte, daß seine Bitten blos die Eingebung des Augenblicks waren; sie fühlte, daß in ihrem Stolz eine Tugend lag; daß sie es sich selbst schuldig sey, ihm zu entsagen. Vergebens führte er seine Sache; vergebens waren seine Umarmungen, sein Flehen; vergebens erinnerte er sie an die schon stattgefundene Verlobung, an die bejahrten Eltern, deren Glück auf der Verbindung ihres Kindes mit ihm beruhe. „Wie könnt' ich, selbst wenn es um

mich stände, wie Du irrthümlicherweise glaubst, wie könnt' ich vor ihnen als ein Mann von Ehre erscheinen, wenn ich Dich verließe, eine Andere heirathete?"

„Vertrau auf mich," erwiederte Lucilie; „Deine Ehre soll meine Sorge seyn: Niemand soll Dich tadeln; nur feire Deine Vermählung mit Julien nicht hier vor der Eltern Augen, das ist Alles, was ich verlange, was sie erwarten können. Gott segne Dich! Glaube nicht, ich werde unglücklich seyn: denn hab' ich nicht zu jedem Glück, das Dir die Welt bieten mag, beigetragen? bei einem solchen Bewußtseyn bedarf ich keines Mitleids."

Sie schlüpfte aus seinen Armen und überließ ihn einer Oede, die bitterer war, als die Blindheit. Noch am nämlichen Abend suchte sie ihre Mutter auf und vertraute ihr Alles. Ich übergehe die Gründe, die sie geltend machte, die Argumente, die sie anführte: sie überredete mehr, als daß sie überzeugt hätte, und Madame Le Tisseur die peinliche Aufgabe überlassend, den Vater mit ihrem unabänderlichen Entschluß zu überraschen, schied sie am folgenden Morgen von Mecheln, und begab sich mit einem Herzen, das zu tugendhaft war, um gänzlich ohne Trost zu seyn, zu ihrer Tante auf den so lang verschobenen Besuch.

Luciliens Eltern besaßen Stolz genug, um St. Amand keine Vorwürfe zu machen. Gleichwohl ertrug er ihre kalten, veränderten Blicke nicht. Er verließ ihr Haus, und vermied er auch mehre Tage lang jeden Umgang mit Julien, so gewannen doch ihre Schönheit und ihre Künste allmälig wieder die Herrschaft über ihn. Er ließ sich in Courtrai mit ihr trauen und reiste zur Freude der eiteln Geliebten mit ihr nach der lustigen Hauptstadt Frankreichs. Indessen suchte St. Amand vor seinem Abgang, vor seiner Vermählung sein Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß er für Herrn Le Tisseur eine viel einträglichere und angesehenere Stelle kaufte, als die, welche derselbe bisher bekleidet hatte. In richtiger Erwägung, daß Mecheln für die Eltern und vor Allem für Lucilien fortan kein angenehmer Aufenthalt seyn könne, war er dabei bedacht gewesen, daß das neue Amt der Familie eine

andere Stadt anwies, und im Bewußtseyn, daß das Zartgefühl Herrn Le Tisseur nicht gestatten würde, solche Gunst aus seinen Händen anzunehmen, bewahrte er das tiefste Geheimniß über die Unterhandlung und ließ dem ehrlichen Bürger den Glauben, blos eigene Verdienste hätten ihm diese unerwartete Beförderung verschafft.

Die Zeit verging. Die stille, einfache Geschichte geräuschloser Herzensneigungen nahm ihren Anfang in einer stürmischen Weltperiode — in der Morgendämmerung der französischen Revolution. Noch befand sich Luciliens Familie nicht viel über ein Jahr an ihrem neuen Bestimmungsort, als Dumouriez sein Heer nach den Niederlanden führte. Wie war dieses Jahr für Lucilien verstrichen? Bereits früher wurde gesagt, sie habe von Natur einen erhabenen Geist besessen, sie sey bei aller Zartheit nicht schwach gewesen; schon ihre Pilgerreise nach Köln, allein und im schüchternen Alter von siebzehn Jahren, bewies, daß nicht weniger Stärke in ihrem Charakter als Hingebung in ihrer Zärtlichkeit lag. Sie hielt St. Amand für glücklich, und wollte sich deßhalb keinem selbstsüchtigen Kummer hingeben; noch immer hatte sie Liebesdienste zu üben; noch konnte sie ihre Eltern pflegen und deren alte Tage aufheitern; sie konnte ihnen die ganze Welt seyn; sie fühlte das und war getröstet. Nur ein einziges Mal während dieses Jahres hörte sie von Julien; ein gemeinsamer Bekannter hatte sie fröhlich, schimmernd, bewundert in Paris gesehen. Von St. Amand vernahm sie nichts.

Meine Erzählung, theure Gertrud, führt jetzt nicht durch die rauhen Scenen des Kriegs. Ich sage nichts von den Treffen und Belagerungen und dem Blut, das dieses schöne Land, Europa großes Schlachtfeld, überschwimmte. Im Allgemeinen neigte sich die Bevölkerung der Niederlande der französischen Sache zu, die Stadt jedoch, worin Le Tisseur wohnte, leistete einigen schwachen Widerstand. Le Tisseur selbst gürtete, trotz seinem Alter, den Degen um; der Ort wurde erstürmt und die zügellosen Schaaren des Siegers stürzten, erhitzt vom leicht errungenen Sieg, durch die Stra-

ßen. Auch Le Tisseurs Haus füllte sich mit betrunkenen, rohen Kriegern; Lucilie selbst zitterte unter dem wilden Griff eines Menschen aus jener frechen, eher aus Räubern als aus Soldaten bestehenden Bande, welche der schlaue Dumouriez seinem Heer beigefügt hatte, und durch deren Blut er dasjenige der bessern Armee so oft sparte. Umsonst schrie und flehte das entsetzte Mädchen, als das stäubende Gedräng plötzlich auf die Seite wich. „Der Hauptmann! unser braver Hauptmann!“ erscholl es; der übermüthige Soldat stürzte, von einem kraftvollen Arm niedergeschmettert, bewußtlos zu Luciliens Füßen, und eine herrliche, über die Gefährten weit hervorragende Gestalt, selbst in der schimmernden Uniform, selbst in dieser furchtbaren Stunde von Lucilien auf den ersten Blick erkannt, stand neben ihr als Beschützer und Berather! So sah sie St. Amand noch einmal vor sich!

In wenigen Sekunden war das Haus entleert, die Thüre verwahrt. Geschrei, Geheul, wilder Freudengesang, das Klirren der Waffen, das Stampfen der Pferde, die eilenden Menschentritte, die rauschende Kriegsmusik tönten laut und spielten draußen gräßlich in einander: — Lucilie vernahm nichts davon — sie lag an der Brust, die von ihr nie hätte weichen sollen.

Um die Freunde zu schützen, nahm St. Amand sein Quartier sofort in ihrem Haus, und zwei Tage lang war er wieder unter demselbeu Dach mit Lucilien. Auf Julien kam er aus eigenem Antrieb nie zurück und nur kurz und mit Kälte beantwortete er Luciliens schüchterne Erkundigung nach der Gesundheit ihrer Cousine: aber mit der ganzen Begeisterung einer glühenden, lang eingekerkert gewesenen Seele sprach er von dem neuen Stand, den er ergriffen. Kriegerehre schien jetzt seine einzige Geliebte, und die ersten lichtvollen Träume der Revolution füllten sein Gemüth mit ihrem glänzenden Trug, strömten von seinen Lippen und blitzten aus den dunkeln Augen, welche Lucilie dem Tag zurückgegeben.

Sie sah ihn an der Spitze seiner Schaar abziehen; sie sah den stolzen Federbusch in der Sonne schimmern; sah sein

Pferd sich durch die enge Straße Bahn brechen; sah, daß sein letzter Blick noch einmal zu der Hausthür zurückkehrte, wo sie stand, und als er ihr Abschied zuwinkte, glaubte sie auf seinem Gesicht den Ausdruck jener tiefen, dankbaren Zärtlichkeit zu bemerken, der sie an die Eine helle Zeit ihres Lebens erinnerte.

Sie irrte nicht. Längst hatte St. Amand eine vorübergehende Bethörung bitter bereut, hatte längst den wahren Nektar von dem falschen unterscheiden gelernt, und fühlte, daß in Julien die Vergeltung für sein Unrecht an Lucilien lag. Aber er versenkte diesen Schmerz, — den nagendsten von allen, die das bittere Wort „zu spät“ rufen, — unter Sturm und Gluth des Kriegs.

Jahre vergingen und in der wiedergewonnenen Stille von Luciliens Leben klang die glänzende Erscheinung St. Amands eher wie ein Traum, als wie eine Wirklichkeit nach. Napoleons Stern war über dem Horizont aufgegangen; das Epos seiner Laufbahn hatte begonnen, und der egyptische Feldzug war der Herold der glänzenden, meteorgleichen Triumphe gewesen, die aus dem Dunkel der Revolution hervorblitzten.

Du weißt, geliebte Gertrud, wie viele, in den französischen Heeren so gut als in den englischen, durch die dem dürren egyptischen Boden eigenthümliche Augenentzündung das Gesicht verloren. Einige von den jungen Leuten in Luciliens Stadt, die sich Napoleons Armee beigesellt, kehrten geblendet von dieser furchtbaren Krankheit zurück, und Luciliens Gaben, Luciliens Arm, Luciliens sanfte Stimme waren stets bereit für die armen Leidenden, deren Unglück an eine so wohlbekannte Saite in ihrem Herzen schlug.

Ihr Vater war gestorben und nur die Mutter hatte sie in den Unbequemlichkeiten des Alters noch zu pflegen. Als sie eines Abends bei der Arbeit beisammen saßen, hob Madame Le Tisseur nach einigem Stillschweigen an:

„Ich wollte, liebe Lucilie, Du ließest Dich zur Heirath mit Justin bewegen; er liebt Dich von Herzen, und eben jetzt, wo Du noch jung bist, und viele Jahre vor Dir hast,

solltest Du Dich erinnern, daß Du nach meinem Tod allein stehen wirst."

„Höre auf, theuerste Mutter; zu heirathen vermag ich nie mehr; und was die Liebe anbelangt, so kann ich — einmal durch die harte Schule gegangen, worin ich mich selbst kennen lernte — mich hierüber nie wieder täuschen."

„Lucilie, Du kennst Dich selbst nicht; nie wurde ein Mädchen geliebt, wenn Justin Dich nicht liebt; und nie empfand ein Mann die Redlichkeit seiner Liebe mit mehr Wärme."

Dies war nicht unrichtig und galt nicht blos in Bezug auf Justin; Luciliens bescheidene Tugenden, ihre freundliche Sinnesart und eine bewegliche, mädchenhafte Anmuth in all ihren Bewegungen hatten ihr so viele Siege eingetragen, als wäre sie schön gewesen. Allein mit Schauder hatte sie jeden Heirathsantrag zurückgewiesen, ohne daß sich auch nur ein Pulsschlag geschmeichelter Eitelkeit in ihr geregt.

Ein Andenken, trauriger als alles Andere, war auch theurer für sie als Alles, und etwas Heiliges in diesen Erinnerungen ließ ihr den Gedanken, das Vergangene durch eine neue Neigung verwischen zu wollen, fast als einen Frevel erscheinen.

„Ich denke wohl," fuhr Madame Le Tisseur ärgerlich fort, „daß Du immer noch mit Liebe an ihn denkst, von welchem Du allein der Welt Undank erfahren hast."

„Nein Mutter," erwiederte Lucilie erröthend mit einem leichten Seufzer: „Eugen ist mit einer Andern vermählt."

Noch sprachen sie, als sich ein sanftes, schüchternes Klopfen an der Thür vernehmen ließ. Die Klinke wurde aufgezogen. „Hier, mein Herr," sprach die rauhe Stimme eines Stadtkommissärs, „hier ist die Wohnung von Madame Le Tisseur und — hier ist Mademoiselle." Eine hohe Figur mit einem Schirm über den Augen und in einen langen, militärischen Mantel gehüllt, stand im Zimmer. Ein Schauder zuckte durch Luciliens Herz. Die Gestalt streckte die Arme aus. — „Lucilie!" rief die schwermüthige Stimme, die Musik

ihrer ersten Jugend: „wo bist Du, Lucilie; ach! sie erkennt St. Amand nicht wieder!“

Er war es wirklich. Durch einen eigenthümlichen Willen des Schicksals hatte die brennende Sonne und der scharfe Staub der egyptischen Ebenen den jungen Krieger in der Blüthe seiner Laufbahn mit einer zweiten — und diesmal mit einer unheilbaren — Blindheit geschlagen! Nach Frankreich zurückgekehrt, fand er sein Haus verwaist; Julie war nicht mehr; — ein plötzliches Fieber hatte sie im Lenz des Lebens weggerafft, und er hatte Luciliens Wohnort aufgesucht, zu sehen, ob es noch eine Hoffnung für ihn in der Welt gebe.

Und als er in nachfolgenden Tagen demüthig und verschüchtert einen früheren Antrag erneuerte, verschloß Lucilie ihr Herz seinen Bitten? Gedachte ihr Stolz der erlittenen Wunde — blickte sie auf seine Treulosigkeit zurück? — sagte sie zu dem leisen Geflüster ihrer Liebe: „Du bist schon einmal verlassen worden?“ — Mit unwiderstehlicher Macht sprachen diese Stimme und diese verdunkelten Augen zu ihr. „Ich bin ihm wieder nöthig geworden,“ war ihr einziger Gedanke; — „weis' ich ihn zurück, Wer wird für ihn sorgen?“ Dieser Gedanke sagte ihr, welchen Entschluß sie zu ergreifen habe, in diesem Gedanken stürzten alle Quellen einer zurückgedrängten aber unbezwungenen, unbezwingbaren Liebe auf ihre Seele ein! Mit diesem Gedanken stand sie neben ihm vor dem Altar und sprach mit vielleicht noch heiligerer Hingebung, als sie ehemals empfunden, das Gelöbniß der unwandelbaren Treue aus.

Und Lucilie fand fortan einen Lohn, den gewöhnliche Menschen nie begreifen konnten. Mit der Blindheit kehrten alle Gefühle zurück, die sie zum ersten Mal in St. Amands einsamer Brust erweckt hatte; wieder lauschte er auf ihren Tritt — wieder vermißte er sie, wenn sie nur eine Minute von seiner Seite entfernt war — wieder verscheuchte ihre Stimme die Schatten von seiner Stirn und in ihrer Gegenwart fühlte er Schutz und Sonnenschein. Nicht länger klagte er um das Gut, das er verloren; er versöhnte sich mit dem Schicksal und jene heitere Stimmung, welche die Blinden in

der Regel bezeichnet, kam über ihn. Vielleicht daß, wenn wir die wirkliche Welt einmal gesehen und ihre leeren Freuden erprobt haben, wir geeigneter sind, ihren Verlust zu ertragen, und wie das klösterliche Haus, welches das Feuer unserer Jugend zurückhält, zu einer lieblichen Erinnerung wird, so verliert die Finsterniß ihre Schrecken, wenn Erfahrung uns mit dem blendenden Glanz und den Mühen des Tages bekannt gemacht hat. Ueberdies trug es zu seinem Glück bei, daß er mit vorrückendem Alter die Nothwendigkeit, die ihn an Lucilien fesselte, täglich zunehmen fühlte, und somit im überströmenden Herzen die Süßigkeit der vermehrten Dankbarkeit empfand; es trug zu seinem Glück bei, daß er die Jahre diese offene Stirn nicht mit Furcht beziehen, die Zartheit dieses rührenden Lächelns nicht trüben sah; daß Lucilie für ihn außer dem Bereich der Zeit stand und ihm bis zum Rand des Grabes (das Beide wenige Tage nach einander aufnahm), in der vollen Blüthe ihrer unverwelklichen Zärtlichkeit — in der ganzen Frische einer nie alternden Seele erhalten ward.

Gertrud, die Trevylyans Geschichte mit tausend angelegenen Fragen und tausend lieblichen Entschuldigungen über die Unterbrechung unterbrochen hatte, war entzückt über eine Geschichte, in welcher treue Liebe zuletzt glücklich wird, obwohl sie dem Helden derselben seine Undankbarkeit nicht vergeben konnte, und mit kritischem Schütteln des Köpfchens erklärte, „es erscheine sehr unnatürlich, daß von Seiten Juliens die bloße Schönheit oder von Seiten Luciliens der bloße Mangel derselben einen solchen Eindruck auf St. Amand habe hervorbringen können, wenn während seiner ersten Blindheit Lucilie *wirklich* von ihm geliebt worden sey."

Als man durch Mecheln kam, gewann die Stadt in Gertruds Augen eine Bedeutung, worauf sie an sich selbst kaum Anspruch machen konnte. Nachdenklich überschaute sie den breiten Marktplatz, in dessen einer Ecke eine von jenen stillen, beschaulichen „Gruppen vor der Hausthür" saß, welche die niederländische Kunst vom Alltäglichen zum Malerischen erhoben hat, und als sie sofort einen Blick auf den Remboldi-

Thurm warf, war ihr's, als vernähme sie in der Mittagsstille noch immer den Klageruf des verwaisten Blinden: „Fido, Fido, warum hast Du mich verlassen?“

## Fünftes Kapitel.

Rotterdam. — Charakter der Holländer. — Ihre Aehnlichkeit mit den Deutschen. — Ein Streit zwischen Vane und Trevylyan in der Weise der alten Romandichter, ob ein thätiges oder ein ruhiges Leben den Vorzug verdiene. — Trevylyan hebt die Gegensätze in der Ehrbegierde eines Schriftstellers gegen diejenigen eines Staatsmannes hervor. — Ein Kapitel, das blos diejenigen verzeihen werden, die den Rasselas unterhaltend finden.

Unsere Reisenden langten an einem hellen, sonnigen Tag in Rotterdam an. In dem Treiben einer Handelsstadt liegt etwas Aufheiterndes — ein Leben, eine Geschäftigkeit, eine Thatkraft, die beim ersten Anblick das Gemüth stets aufregen. Später ermüden sie uns; wir gerathen zu bald hinter die Scene und entdecken die niedern, unruhigen Leidenschaften, welche die Drähte bewegen und das Spiel leiten.

Gertrud jedoch, in welcher der Krankheitskeim die Empfänglichkeit für neue Eindrücke nicht geschwächt hatte, war über das lustige Schauspiel um sich her erfreut. Leicht lehnte sie sich auf Trevylyans Arm, und mit augenblicklicher Vergessung seines Kummers hörte er auf ihre Fragen, ihren Verwunderungsruf in dem regen Gewimmel der Stadt, von welcher ihre Pilgerfahrt den Rhein hinauf beginnen sollte. Und wirklich sprach der Ort ganz den Geist eines Volkes aus, das zugleich so thätig und so phlegmatisch — so verwegen zur See, so vorsichtig zu Land ist. Allenthalben lebendige Betriebsamkeit: die Schiffe im Hafen, — das Boot, das mit Menschen angehäuft ans Land stieß, — das Gedräng auf dem Kai — Alles sah geschäftig und deutete an, daß man sich in einer Handelswelt befinde. Die Stadt selbst, auf welche der Himmel durch lichte flockige Wölkchen herabschaute, bot einen heitern Anblick. Gegen sie, wie gegen das Gewässer bildeten die über die reinlichen, schmucken Häuser emporragende

Lorenzkirche, und am Ufer die dichten grünen Bäume einen heitern Gegensatz.

„Es gefällt mir an diesem Ort," bemerkte Gertruds Vater ruhig: „er hat ein Ansehen von Behaglichkeit."

„Und einen Mangel an Großartigkeit," entgegnete Trevylyan.

„Ein Handelsvolk bildet nach Sitten und Gemüthsart eine einzige Mittelklasse," gab ihm Vane zurück; „Großartigkeit aber deutet immer auf Extreme, — auf ein verarmtes Volk und einen reichen Despoten."

Sie besahen die Bildsäule des Erasmus und das Haus, wo er geboren worden. Vane empfand eine gewisse Bewunderung für Erasmus, die seine Gefährten nicht theilten; die ruhige Ironie des Weisen und seine Kenntniß der Welt gefielen ihm; überdies stand er in jenem Lebensalter, wo Philosophen Gegenstände unseres Interesses werden. Zuerst sind sie unsere Lehrer, nachher unsere Freunde, und nur Wenige langen auf dem dritten Standpunkt an, wo man sie als — Täuscher erfindet. Die Holländer sind ein seltsames Volk; ihre schöne Literatur ist vernachläßigt, aber sie hat in ihren Grundzügen etwas von deutscher Ader: die Geduld, die Gelehrsamkeit, das Hervorheben der gemeinen Wirklichkeit und selbst einige Spuren jener Mischung des Launigen mit dem Schrecklichen, aus welcher der ausgezeichnete Hang der Deutschen für das Groteske hervorgeht; — man sieht Dies an den holländischen Mährchen und Geistergeschichten. Aber die Thätigkeit der Holländer hemmt den Sinn für das Romantische wieder, den die Unthätigkeit der Deutschen nährt und pflegt.

Die Reisenden verweilten ein paar Tage in Rotterdam, und fuhren dann den Rhein hinauf nach Gorkum. Die Ufer waren flach und schal: nichts konnte die Vorstellung von der ursprünglichen Majestät des großen Stroms weniger erregen, als dieser Theil seiner Bahn.

„Nie empfand ich früher," lispelte Gertrud zärtlich, „welcher Trost in Deiner Nähe liegt, denn hier bin ich endlich am Rhein, am blauen Rhein, und wie getäuscht würde ich mich fühlen, wärest Du nicht bei mir."

„Du mußt warten, meine Gertrud, bis wir Köln hinter uns haben; erst dann brechen die Herrlichkeiten des Rheins über Dich herein.“

„Ein Gegensatz des Lebens, mein Kind!“ bemerkte der moralisirende Vane; „anfangs fließt der Strom dumpf dahin, und spart seine Poesie unserer Beharrlichkeit auf.“

„Ich gebe Ihre Ansicht nicht zu,“ erwiederte Trevylyan, in welchem sich die emporstrebende Glut seines ursprünglichen Wesens regte. — „Das Leben bietet immer Stoff zur Thätigkeit, und es ist unser eigener Fehler, wenn es je dumpf erscheint. Die Jugend hat ihren frischen unternehmungslustigen Sinn, die Mannheit ihre bedächtigen Entwürfe, und selbst wenn Gebrechlichkeit den Greis beschleicht, triumphirt der Geist noch über die sterbliche Scholle und hält in der ruhigen Einsiedelei, unter Büchern und durch Gedanken das große Rad im Innern in beständiger Bewegung. Nein, die bessern Gemüther haben stets ein Gegengift gegen die Stumpfheit einer gemeinen Laufbahn; immer steht ihnen Energie zu Gebot — —.“

„Und nie Glückseligkeit,“ entgegnete Vane nach einer Pause, indem er auf Trevylyans stolzes Gesicht mit jener ruhigen, halb mitleidigen Theilnahme eines Mannes blickte, der in der Schule trauriger, auf ein leidenschaftloses Herz einwirkender Erfahrungen gebildet wurde: und wirklich, Trevylyan, es wäre eine Befriedigung für mich, wenn ich Ihnen nachweisen könnte, wie verkehrt es ist, die Ausübung der Energie, von welcher Sie reden, der goldnen Schwelgerei der Ruhe vorzuziehen. — Welches Streben bringt je einen entsprechenden Lohn? Das Streben des Literaten — der Wunsch nach geistiger Auszeichnung einmal gewiß nicht.“

„Da haben Sie recht,“ antwortete Trevylyan gelassen. „Diesem Traum hab auch ich längst entsagt; im Ruhm des Schriftstellers liegt nichts, das wahren Nachhalt hätte; kaum daß er etwa den Eiteln befriedigt, — den Stolzen widert er gewiß an. In frühern Jahren versuchte ich mich in einigen Werken, die mir eintrugen was die Welt, vielleicht nicht mit Unrecht, für einen hinreichenden Abwurf an Berühmtheit

hielt; allein er reichte nicht hin, mich für die frischen Stunden, die ich verbraucht, für die Freuden, die ich geopfert, zu belohnen. Die feineren Beziehungen, die mich geleitet, wurden nicht bemerkt; die Gedanken, die mir neu und schön vorgekommen, fielen stumpf und klanglos auf die Seelen der Andern; Beifall erhielt ich oft grad um dessentwillen, was ich selbst verdammte, und ich fand, daß breit getretene Gemeinplätze und falscher Witz entzückten, während Wahrheit ermüdete und Begeisterung zurückstieß. Für Männer von einem Geist, auf welchen ich keine Ansprüche mache, die im heiligen Dunkel ihrer eigenen Gedanken lebten, und das Aug' auf Sterne richteten, welche für die dumpfen Schläfer der Welt nicht herabglänzen, muß es eine bittere Kränkung seyn, wenn sie das Erzeugniß ihrer Mühen unter die Arbeiten einer stehenden Profession geworfen, und im Urtheil der Menschen mit den Fehlern oder Verdiensten einer Zunft zusammengestellt finden. Jeder große Geist muß sich in seinen Schöpfungen für urkräftig und gefährtenlos ansehen; es ist nicht genug für ihn, daß diese Schöpfungen als gelungen ausgerufen werden; es muß auch anerkannt seyn, daß sie aus ihm selbst entsprungen sind; nimmer darf man ihn mit der Heerde verwechseln, die er flieht, und muß ihn seinem Ruhm nach eben so von Jenen trennen, wie er seinem Gemüth nach von ihnen getrennt ist. Ein Franzose, das Orakel seines Kreises, sagte vom Dichter der Phädra: „Racine und die übrigen Nachahmer Corneilles," und in seiner Wuth darüber verschwor Racine beinah' die Tragödie auf immer. Umsonst ruft man dem Schriftsteller zu, das Publikum sey Richter über seine Werke. Der Schriftsteller glaubt sich selbst über dem Publikum, oder er würde nie geschrieben haben; und" fuhr Trevylyan mit Wärme fort, „er steht auch wirklich über dem Publikum; der Richterspruch des Publikums kann seinen Ruf, aber nie seine Selbstachtung erdrücken. Allein und stolz steht er unter den Trümmern des Tempels, den er für die Zukunft aufzuführen glaubte, und vergilt Unbeachtung durch Verachtung. Ist aber ein Leben

der Verachtung ein angenehmer Zustand? eine Existenz, der man nachstreben wird? Wiegt selbst der augenblickliche Ruhm Jahre der Demüthigung auf? Und was liegt in einem literarischen Ruf Wirkliches und Nachhaltiges für den Besitzer? Sein Werk ist ein ins Meer geworfener Kiesel, die Bewegung dauert eine Minute fort, dann glättet sich das Wasser wieder, um fortan unempfänglich für jenen Eindruck zu bleiben. Mag sich auch der Kreis zu andern Ländern und in andere Zeiten hinüber ausweiten: in der unmittelbaren Umgebung bleibt er schwach und unbemerkt. Kleinigkeiten des Tags, niedere Politik, gemeine Intriken beschäftigen die Zunge und füllen die Köpfe der Zeitgenossen; von einem Marktschreier, von einem neuen Tänzer ist mehr die Rede, als von dem Schriftsteller; sein Ruhm kommt ihm nicht zu Statten, er bringt ihm keinen schnell erfolgenden, keinen beständigen Lohn wie der Beifall, der dem Schauspieler oder den schauspielermäßigen Mimen im Senat zu Theil wird. Solche Kränkung erniedrigt ihn dann; seine hohe Natur gibt sich allgemach einer unedeln Eifersucht, einer Abgeneigtheit gegen die Bewunderung fremder Vorzüge hin. Goldsmith wird in Gegenwart eines Puppenspielers vergessen; er fühlt es und wird gemein; er drückt seine Empfindung aus und wird lächerlich. Immerhin sage man, große Gemüther lassen sich nicht zur Eifersucht herab; gerade in den größten Gemüthern ist sie am häufigsten.* Wenig Schriftsteller sind der Bewunderung, die sie erregen, stets so eingedenk, um großmüthig zu seyn; diese traurige Wahrheit macht uns das eigene Streben zuwider. Sollen wir Halbgötter in unserem Kabinet seyn, um in der Welt unter die Sterblichkeit hinab zu sinken? Nein! es war das tiefe Bewußtseyn von der Nichtigkeit des literarischen Ruhms,

* Man vergleiche das lange Namensverzeichniß, das uns d'Israeli in seinem trefflichen Werk, „the literary Character" Bd. II. S. 75 liefert: Plato, Xenophon, Chaucer, Corneille, Voltaire, Dryden, die Caracci, Domenico Venetiano, der durch seinen eifersüchtigen Freund ermordet wurde, und der zarte Castillo, der vor der Meisterhand Murillos in Ohnmacht fiel. Fügen wir noch den gegen Byrons Leier kalten Wordsworth, und Byron selbst hinzu, der im nämlichen Augenblick, wo er einen Raub an Wordsworth begeht, den Beraubten lächerlich zu machen sucht.

von der Unzulänglichkeit der Früchte, die er uns abwirft, die Furcht vor der Gemeinheit, die er erzeugt, was mir so früh die ganze Liebe zu dieser Laufbahn entleidete; und sollte ich durch den rastlosen Trieb aller vieldenkenden Menschen zum Schreiben noch einmal zur Autorschaft vermocht werden, so will ich mich zur Gleichgültigkeit gegen den Autorruhm aufs Strengste einschulen."

„Sie nehmen mir die Worte aus dem Mund," erwiederte Vane mit seinem stillen Lächeln, „und Ihre Erfahrung bestärkt meine Theorie. Streben nach Auszeichnung ist also nicht die Wurzel der Glückseligkeit. Denn warum sollt' es Dies mehr im handelnden Leben, als auf dem Gebiet der Literatur seyn?"

„Darum," entgegnete Trevylyan, „weil wir durch unmittelbare Thathandlungen in der Regel all die Ehre gewinnen, die wir verdienen; über Menschen urtheilt das Publikum besser und schneller, als über Bücher. Auch knüpft Der, welcher für das handelnde Leben eine reine, hohe Ruhmbegierde mitbringt, so vielfache Bestrebungen an dieselbe an, daß, ungleich der literarischen Thätigkeit, ein etwaiges Mißlingen durch ein Gelingen in irgend einer andern Sphäre stets sein Gegengewicht erhält. Der Schöpfer der Thaten steht, unähnlich dem Schöpfer der Bücher, nicht allein; er gehört im höchsten Grad der Gesellschaft an; er hat viele Gefährten und könnte ohne sie seine Entwürfe nicht ausführen. Dies vertheilt und mildert die Eifersucht gegen Andere. Er wirkt für eine Sache und erfährt bald, daß er den ganzen Ruhm derselben nicht in seinen Alleinbesitz leiten kann; er nimmt Mitgenossen zu Dem, was einzig für sich in Anspruch nehmen zu wollen er für eine Unmöglichkeit erkennt. Zudem läßt ihm die Thätigkeit keine Zeit, über getäuschten Erwartungen zu brüten. Der Schriftsteller dagegen hat seine Jugend auf ein Werk verwandt; — es bringt ihm keinen Ruhm ein. Kann er ein anderes Werk schreiben? Ruf' er sich doch zuerst eine andere Jugend zurück! Im handelnden Leben aber geht die Wirksamkeit des Geistes schon auf den nächsten Tag. Eine Woche bringt ein, was eine Woche verloren hat, und die Ge-

genwart ist der Boden für den ganzen Ruhm des Strebenden. Er wird vom Gedräng der lebenden Welt getragen; er steht immer auf der Bühne, und die Zuschauer sind immer bereit zu klatschen. Also beständig im Dienst von Andern ist sein Ich nicht länger seine Welt. Er hat nicht Muße, wirklichem oder eingebildetem Unrecht nachzuhängen; die Maschine ist einmal in Gang gesetzt und fährt darin fort, bis sie zerfällt......

„Und weggeworfen wird," rief Vane, „mit der zerbrochenen Rumpelwaare anderer Werkzeuge der Menschen, in ihrer Nachkommen Vergessenheitskammer. Der Mann des praktischen Lebens existirt für eine Stunde, der Schriftsteller für Jahrhunderte."

„Nicht für künftige Zeiten leben wir," entgegnete Trevylyan: „unser Leben ist auf Erden, nicht im Grab."

„Aber selbst zugegeben," fuhr Vane fort, „was ich in Einer Beziehung einräumen will, daß der Nachruhm der Todesqualen, womit derselbe im Leben errungen wird, nicht werth sey: wie sind Sie auf Ihrer dürftigen, gemeinen Laufbahn des unmittelbaren Wirkens besser daran? Wollen Sie den Herrschern dienen? — Sie sind ein Sklav! — dem Volk? ein Thor! Stellen Sie sich auf den großen philosophischen Gesichtspunkt, auf welchem sich die Verehrer der Vergangenheit selten befinden, der aber ohne daß sie darum wissen, ihre einzige Entschuldigung ist, — auf den Gesichtspunkt, daß Veränderungen, die vielleicht der Zukunft nützen, die Gegenwart aus den Fugen bringen, und daß ein weiser Gesetzgeber nicht den Frieden der Zeitgenossen aufs Spiel setzen wird, in der Hoffnung für die Nachkommen Glück zu erringen: — welchem Verdacht, welchen Beschuldigungen stellten Sie sich blos! Man hält Sie für einen Feind jeder freisinnigen Ansicht, und Sie lesen Ihren Fluch in den Augen einer ganzen Nation. Treten Sie dagegen auf die Seite des Volks: welcher Eigensinn, welcher Undank tritt Ihnen da entgegen! Sie haben theoretisch so Viel eingeräumt, daß sie in der Praxis nie genug thun können. Mäßigung wird zum Verbrechen! Umsichtigkeit heißt Treulosigkeit. Neue Demagogen, die kein Maß halten, weil sie keine

Grundsätze haben, gewinnen Ihnen den Vorsprung ab im Augenblick, wo Sie die wichtigsten Dienste geleistet. Das Publikum ist das Grab für die Thaten eines großen Mannes; nie wird es gesättigt; ewig steht sein Schlund offen; ewig verlangt es nach mehr. Wo in der Weltgeschichte finden Sie Dankbarkeit eines Volks? Enthusiasmus finden Sie, ja, aber nicht Dankbarkeit; Enthusiasmus, der eine Dienstleistung im Augenblick sogar überschätzt, aber nicht so viel Dankbarkeit, um dieses Dienstes im nächsten Jahr noch zu gedenken. Befriedigen Sie ein einziges Mal die Erwartungen nicht, und all Ihre Handlungen, alle Opfer, die Sie gebracht, sind auf ewig aus dem Gedächtniß weggewischt. Das Volk wirft die Fenster des nämlichen Hauses ein, das es Ihnen zum Geschenk gemacht, und schmilzt die Münzen, die es auf Sie schlug, zu Kugeln um. Wer den Menschen dient, seyen es Fürsten oder Bettler, dient Undankbaren und jeder Ehrbegierige ist das Wiederbild eines Wolsei oder eines de Witt."

„Und was," fragte Trevylyan, „tröstet einen Mann in den Uebeln, die ein Erbtheil unsres Erdenslebens sind, in jenem Zustand dunkler Ruhe, heiterer Thatlosigkeit, auf welchen Sie ihn beschränken möchten? Nicht sein Gewissen? Die Freisprechung, die er durch sich selbst, die Billigung, die er vor sich selbst erhält."

„Ohne Zweifel!" erwiederte Vane.

„Gut denn!" entgegnete der hochgesinnte Trevylyan. „Der gleiche Trost, wie in der Ruhe, wartet unserer auch bei der Wirksamkeit für den Staat. Emsig verfolgen wir was wir für den wahren Ruhm halten. Wir werden angefeindet; aber unsere Seele spricht uns los. Könnte sie gegen die Verlästerung, die Vorurtheile, die uns im Privatleben gefährden, mehr thun? Sie schweigen; bemerken Sie jedoch, daß wir unsern Trost aus tieferer Quelle schöpfen, unsere Selbstachtung auf höhere Bedingungen gründen müssen! denn wenn uns die Verleumdung in einem von uns selbst gewählten Dunkel angreift, was haben wir gethan, um sie zu widerlegen? Haben wir unsern Mitmenschen gedient? Ha-

ben wir „die Lust gemieden und uns die Tage der Mühe erlesen?“ Haben wir mit dem uns anvertrauten Pfund unser Möglichstes gethan? Haben wir unserem Mitgeschlecht diejenigen Dienste geleistet, auf welche hin es uns gestattet ist, uns vor der Böswilligkeit der Welt zurückzuziehen, in dem Bewußtseyn, daß unsere Vertheidigung in unsern Thaten liegt? Kommt dieser Trost rechtschaffener Handlungen einer — wenn auch noch so rechtschaffenen — Unthätigkeit zu?“

„Sie sprechen als Prediger,“ antwortete Vane; „ich blos nach dem Kalkul des Verstandes. Sie von Tugend im Leiden, ich von einem Leben, wie mans gerne hat.“

„Gut; wenn das Bewußtseyn eines fortgesetzten Bemühens zur Förderung der Menschen nicht allein ein größeres Glück ist, als ein behagliches Leben, so lassen Sie uns sehen, was hinter dieser gerühmten Behaglichkeit eigentlich steckt. Sagen Sie mir, ist sie nicht blos ein anderer Name für Langeweile? Dieser Zustand der Quiescenz, diese ziellose, traumlose Einstarrung, die Reise du lit à la table, de la table au lit: können Sie sich eine ödere, einförmigere Existenz denken? Liegt ein Vergnügen in dem ruhmlosen Gedanken, daß man um des Vergnügens willen lebe? Ist da Freiheit, wo man sein eigner Sklav wird? Denn meiner Ansicht nach ist das Geschwätz von „Glück und Weisheit,“ das alte Lied von einem „Leben für uns selbst,“ nur eine eben so gemeine als falsche Philosophie. Warum diese ewige Beziehung auf uns? Ist nur unser Selbst in Betracht zu nehmen? Ist endlich unser Glück, gesetzt es bestehe wirklich in Ruhe, in Wahrheit der große Zweck des Lebens? Ich zweifle, ob wir nicht höher steigen, ob wir nicht mit einem großen Lehrer der Moral sagen sollen: „wenn die Tugend nicht um ihrer selbst willen hochzuachten ist, so können wir darin, daß man sie blos in Anwendung bringt, um unsern Handel mit dem Leben besser abzuschließen, nichts Achtungswürdiges sehen.“ In der That scheint jedoch Ruhe die ärmlichste von allen Selbsttäuschungen: mit dem Moment, wo wir uns auf unser Selbst zurückziehen, stürzen all diejenigen Leiden dieses Selbst auf uns ein, welchen wir in den Placke-

reien der Welt entgehen. Wir werden Hypokonder; selbst die Gesundheit wird zum peinlichen Besitzthum. Das Verlangen, uns stets wohl zu befinden (denn was ist eine Zurückgezogenheit ohne Gesundheit?) wird so groß, daß wir fortwährend wähnen krank zu seyn, uns, gleich jenem Mann im Zuschauer, täglich wägen und nur nach Granen und Skrupeln leben. Zurückgezogenheit ist nur für den Dichter ein Glück, denn für ihn ist sie keine Einsamkeit. Er sagt sich von einer Welt los, um eine andere zu gewinnen, und für ihn liegt keine Langeweile in der Abgeschiedenheit: warum? — nicht weil die Abgeschiedenheit ihm Ruhe, sondern weil sie ihm Beschäftigung bringt. Mit einem Wort: Thätigkeit und Thatlosigkeit haben dieselben Uebel, aber der Thätigkeit steht ein leichterer Weg dieser Uebel los zu werden, oder ein edlerer Trost gegen ihren Druck zu Gebot."

Vane zuckte die Achseln: „Mein theurer Freund," sprach er, mit wohlwollender Superiorität auf seine Dose klopfend: „Sie sind viel jünger als ich!"

Dergleichen zwischen Trevylyan und Vane häufig vorkommende Gespräche hatten, so verdrießlich auch, wie ich fürchte, die eben gegebene Probe dem Leser dünken mag, einen unaussprechlichen Reiz für Gertrud. Sie liebte die erhabene, großartige Lebensansicht Trevylyans, die, während sie seiner glühenden innern Natur entsprach, einen auffallenden Gegensatz gegen sein Benehmen bildete, das in der Regel gegen Jedermann, ausgenommen gegen sie selbst, hart und kalt erschien. Jung und zart wie sie war, bemeisterte sich sein emporstrebender Geist ihrer schönen Phantasie, und flößte ihr jene Leidenschaft für das Heldenthum ein, deren jedes poetische Gemüth empfänglich ist. Sie liebte sich in Träumen über sein künftiges Loos zu ergehen, in der Vorstellung an seinen Mühen Theil zu nehmen und über seine Triumphe zu jubeln. Und fragte sie sich bisweilen, ob ein auf die Außenwelt gerichtetes Leben ihn ihr nicht entfremden würde, so durfte sie ihren Blick nur auf sein hütendes Auge wenden — und siehe, er war neben ihr oder zu ihren Füßen.

---

## Sechstes Kapitel.

Gorkum. Die Reise der Tugenden, eine philosophische Erzählung.

Es war ein heller, heiterer Morgen, als sie an Gorkum vorüberfuhren. Die ans Ufer stoßenden Nachen voll Fischern und Bauern in ihrer Landestracht; die eben nur das Wasser kräuselnde Luft, die Klarheit des blauen Himmels; die lauten, lachenden Stimmen aus den Kähnen; Alles trug bei, das Herz zu heben und es mit jener nicht weiter zu bezeichnenden Wonne zu füllen, die blos in der reinen Empfindung des Lebens besteht.

Der Kirchthurm mit seinen langen Fenstern und seinem runden Zifferblatt stieg hoch gegen den klaren, lichten Himmel auf, und auf einer Bank unter einem grünen Busch, hart vor dem Strom, saß ein stämmiger Holländer, die Luft mit dem Rauch des Lieblingskrautes seiner Nation durchdüftend.

„Wie wenig bedarfs, um eine Reise angenehm zu machen, wenn die Gesellschaft aus Freunden besteht," bemerkte Gertrud im Vorübersegeln. „Nichts unerquicklicher als diese Ufer; nichts freundlicher als diese Reise!"

„Und doch, was setzt die Neigung der Menschen zu einander auf eine so strenge Probe, als eine gemeinschaftliche Wanderung!" bemerkte Vane. „Das ewige Beisammenseyn, dem man auf keine Weise entgehen kann, die Kettung an Personen, die uns gern heiter sähen, in Augenblicken der Uebellaune und des Ueberdrusses — wahrlich eine strenge Freundschaftsprüfung! Eine Postchaise muß schon manche Intimität zu Tod gerüttelt haben!"

„Sie sprechen sehr anschaulich, lieber Vater," bemerkte Gertrud lachend; „und, wie ich vermuthe, ein Bischen im Wunsch uns zu verspotten. Aber ernsthaft, ich denke mir das Reisen wie das Leben, und glaube gute Menschen werden einander stets angenehme Gefährten seyn."

„Gute Menschen, meine Gertrud?" fragte lächelnd Vane. „Ach ich fürchte die guten langweilen einander gerad

eben so sehr, wie die schlimmen. Was sagen Sie, Trevylyan, würde die Tugend in eigener Person eine angenehme Reisegefährtin von Paris nach Petersburg seyn? — Ah, ich merke, Sie beabsichtigen die Partie Gertruds zu nehmen. Wie, wenn ich, da Geschichten doch so an der Tagesordnung bei Euch sind, eine Geschichte erzählte, aus welcher Ihr ersehen würdet, daß die Tugenden wirklich einmal den Versuch einer Reise machten: wollt Ihr mir versprechen, die Moral meiner Erzählung zu beherzigen?"

„Ach lieber Vater, nichts über eine Geschichte!" rief Gertrud; „besonders von Ihnen, der uns auf dem ganzen Weg noch keine erzählt hat. Komm und höre, Albert, höre auf Deinen neuen Rival."

Erfreut über die Lebhaftigkeit der Leidenden begann Vane wie folgt:

## Die Reise der Tugenden.

### Eine philosophische Geschichte.

„Es entschlossen sich einmal mehrere Tugenden, überdrüssig in Einem fort bei dem Bischof von Norwich zu leben, zu einem kleinen Ausflug, und vermeinten demzufolg, obgleich ihnen bekannt, wie übel auf Erden Alles zu ihrem Empfang eingerichtet sey, sie könnten sich mit Sicherheit auf eine Reise von der Westminsterbrücke nach Richmond wagen. Der Tag war schön, der Wind günstig, und was die Unterhaltung betrifft — nun so konnte ja, Gertrudens Ansicht nach, die Möglichkeit eines Mißvergnügens zwischen Tugenden gar nicht stattfinden.

„„Sie nahmen an der Westminstertreppe ein Boot. Eben als sie vom Land stoßen wollten, flehte sie eine arme, ganz in Lumpen gehüllte Frau, mit einem Kind in den Armen, um ihr Mitleid an. Barmherzigkeit fuhr in ihren Ridikül und zog einen Schilling hervor. Gerechtigkeit, die eben noch einmal nach dem Gepäck herumblickte, sah, welch thörichten Streich Barmherzigkeit begehen wollte. „„Himmel!"" rief sie und fiel ihr in den Arm: „„was machst Du? Hast Du nie etwas von der Staatswirthschaft gelesen? Weißt Du

nicht, daß unkluges Almosengeben nur eine Ermuthigung zum Müssiggang, dem Vater aller Laster ist? Du eine Tugend? wahrhaftig ich schäme mich Deiner. Geht Eurer Wege, gute Frau; — doch halt, da ist ein Billet auf eine Fleischbrühe in der Gesellschaft zur Abhülfe des Bettels, dort sollen sie sehen, ob Ihr ein würdiger Gegenstand des Mitleids seyd."" Aber Barmherzigkeit ist schneller als Gerechtigkeit, und die arme Frau bekam, indem sie ihre Hand der Erstern leis hinter den Rücken brachte, den Schilling sammt dem Billet weg. Sparsamkeit und Großmuth bemerkten die doppelte Gabe. „„Welche Verschwendung!"" rief Sparsamkeit mit finstern Stirnfalten; „„was! ein Billet und ein Schilling! Eines von beiden wäre genug gewesen.""

„„Eins von beiden!"" entgegnete Großmuth. „„Pfui! Barmherzigkeit sollte dem armen Geschöpf eine halbe Krone gegeben haben und Gerechtigkeit ein Dutzend Billete!"" So verstrichen die nächsten zehn Minuten unter einem Gezänk zwischen den vier Tugenden, welches bis Richmond angehalten haben dürfte, hätte Muth ihnen nicht gerathen ans Land zu steigen und den Streit dort auszufechten. Auf Dies hin sahen die Tugenden plötzlich ein, daß sie sich etwas vergessen hatten; da Großmuth die erste Hand zur Versöhnung bot, so folgten die andern dem Beispiel, und es ging die nächsten ein bis zwei Meilen recht angenehm fort.

„Der Himmel umhüllte sich jetzt etwas und ein Regenschauer schien im Anzug. Klugheit, die einen neuen Hut auf hatte, deutete an, es möchte wohl räthlich seyn, sich auf eine halbe Stunde ans Land zu begeben. Muth war dafür, daß man dem Regen trotzen sollte, da aber die Mehrzahl der Tugenden aus Damen besteht, so trug Klugheit den Sieg davon. Eben s man ans Ufer steigen wollte, drängte sich ein anderes Boot sehr unhöflich vor, und gab dem ersten einen solchen Stoß, daß Barmherzigkeit beinah über Bord gefallen wäre. Die Gesellschaft in dem unhöflichen Boot, welche die Tugenden offenbar für Leute von ganz niederem Stand hielt, denn sie hatten in ihrem Aeußern nichts sonderlich Salonartiges, brachen über den Unfall der Barmherzigkeit in ein Gelächter

aus, besonders als ein großer Korb mit Zuckerbrod, den Jene für hungrig aussehende Kinder mitgenommen, die sie etwa in Richmond treffen möchte, breit ins Wasser plumpte. Muth war Feuer und Flamme; er strich seinen Schnurrbart und würde die Gegner ohne Weiteres angegriffen haben, wär' ihm nicht zu seiner großen Entrüstung Sanftmuth zuvorgekommen, indem sie leis in das feindliche Boot hinüberschritt und den Widersachern beide Wangen darbot. Dies war zu viel für die Unhöflichkeit der Lacher; sie baten die Tugenden um Verzeihung, und Muth, der kein Raufbold ist, hielt sich, verdrießlich genug, verpflichtet, die Entschuldigung anzunehmen. Hättet Ihr aber gesehen, wie er nachher mit der Sanftmuth umsprang, Ihr hättet es nicht für möglich gehalten, daß eine Tugend so wüthend auf eine andere seyn könne! Der Hader zwischen den Beiden warf eine Trübung auf die Gesellschaft und man fuhr, als der Schauer vorüber, keineswegs in einer herzlichen Stimmung weiter. Ich erspare Euch die kleinen Wortwechsel, die in der allgemeinen Unterhaltung noch vorkamen. Sparsamkeit hatte an jeder Villa unterwegs etwas auszusetzen, und Mäßigkeit deutete ihren gebührenden Verdruß über den Luxus auf der städtischen Barke an. Bei der Ankunft in Richmond wurde die Sorge für das Essen der Mäßigkeit übertragen; bis dieses fertig war lustwandelte Gastsinn im Garten, gesellte sich zu einer großen Partie Irländer und bat sie mit zu Tisch.

„Man denke sich die langen Gesichter der Sparsamkeit und Klugheit beim Gewahrwerden dieses Zuwachses. Gastsinn war in der besten Laune; er rieb sich die Hände und rief mit burschikosem Ton nach Champagner. Mäßigkeit nahm bald ein Aergerniß und Verschämtheit erröthete bei einigen der vorgebrachten Scherze; aber Gastsinn, dem der Wein zu Kopf gestiegen, nannte die Erste eine Memme und fluchte auf die Andere als eine Prüde. Die Stunden verstrichen; es schien Zeit zur Rückkehr und man stieg, gänzlich aus der Stimmung gebracht, zum Ufer hinab, indem Sparsamkeit und Großmuth den ganzen Weg mit einander über die Rechnung und das Trinkgeld häckelten. Die Uebellaune bis aufs

Höchste zu steigern kam man an einem Boot vorbei, dessen überaus lustige Insassen wie Wahnsinnige schrieen und lachten, und mußte entdecken, daß diese saubern Reisebegleiter einige angenehme Laster waren, die sich unter die Führung der guten Laune begeben hatten. Du siehst daran, Gertrud, daß selbst die Tugenden einander bei den Haaren bekommen, und eine sehr schlimme Zeit unter sich zubringen können, wenn sie zufälligerweise entgegengesetzte Neigungen besitzen und vergessen haben, die gute Laune mitzunehmen."

„Ach!" rief Gertrud, „sie haben ihr Boot überfüllt; zu viele Tugenden mögen mit einander in Streit gerathen, aber wenige nie."

„Voilà ce que je veux dire," entgegnete Vane. „Aber höre auf die Folge meiner Geschichte, die jetzt mit einer neuen Moral anrückt. — Gegen das Ende der Fahrt sagte Klugheit nach einem langen, verdrießlichen Stillschweigen, mit gedankenvoller Miene: „„Meine lieben Freunde, ich habe eben bedacht, daß so lang wir so gänzlich zusammenhalten und uns nie unter die übrige Welt mischen, wir unser Leben mit Streitereien unter einander selbst vergeuden und Gefahr laufen dürften, daß man sich noch weniger um uns umthut, als bereits der Fall ist. Ihr wißt, daß Niemand unter uns Popularität besitzt; Jedermann hat so ziemlich genug daran, wenn wir in einem Vaudeville vorgestellt, oder in einer Abhandlung beschrieben werden. Zwar figurirt der Name der Barmherzigkeit oft über einer Subskriptionsliste oder in einem Spital, und eben so oft spricht der Knauser von der Pflicht, die er mir schuldig sey, wenn er den Fremden von der Thür weist, oder den Enkel ins Gefängniß schickt; aber noch immer sind wir doch nur wie eben so viel wilde Thiere dran, die Jedermann gern sieht, aber Niemand besitzen mag. Deßhalb schlag ich vor, uns insgesammt zu trennen und Jede auf ein Jahr zu irgend einem Sterblichen zu ziehen, mit der Erlaubniß, nach Ablauf dieser Zeit den Aufenthalt zu ändern falls wir uns nicht behaglich fühlen, d. h. falls wir dort nicht all das Gute thun können, das wir beabsichtigen. Machen wir den Versuch und treffen von heut über zwölf

Monaten unter der größten Eiche im Wald von Windsor wieder zusammen, wo wir uns Bericht über unsere Begegnisse abstatten wollen."" Klugheit schwieg, wie immer, wenn sie genug gesagt hat, und erfreut über den Vorschlag kamen die Tugenden überein, ihn auf der Stelle auszuführen. Der Gedanke, daß fortan Jede ihre eigene Haushaltung führen sollte, entzückte sie, und keine zweifelte an einem glücklichen Erfolg für sich; denn Sparsamkeit hielt in ihrem Herzen die Großmuth eigentlich für gar keine Tugend, und Sanftmuth sah den Muth für wenig besser als einen Heiden an.

„Großmuth, die rührigste und thätigste unter allen Tugenden, machte sich zuerst auf den Weg. Gerechtigkeit folgte nach, und that es Jener ziemlich gleich, doch mit stätigerem Schritt. Barmherzigkeit hörte keinen Seufzer, sah kein ungewaschenes Gesicht ohne anzuhalten und den Leidenden zu trösten; eine Freundlichkeit, die ihr Weiterkommen etwas aufhielt.

„Muth sah sich eine Reisekutsche aus, worin ein Mann und dessen Weib aufs Ehemäßigste mit einander haderten, und bat höflich, den leeren Sitz der Dame gegenüber einnehmen zu dürfen. Sparsamkeit zögerte noch und erkundigte sich fortwährend nach den wohlfeilsten Wirthshäusern. Die arme Verschämtheit sah sich um, und seufzte bei dem Gedanken so nah bei London zu seyn, wo sie beinah gänzlich unbekannt war, beschloß aber dennoch sich gerade dorthin zu begeben, und zwar aus zwei Gründen: erstens wegen der Neuheit der Sache, und zweitens weil sie fürchtete, sich bei einer Reise auf den Continent irgend einer Gefahr auszusetzen. Klugheit, dem Vorschlag nach die Erste, war der Aufführung nach die Letzte: sie beschloß diese Nacht über an dem Ort, wo sie sich bereits befand, zu bleiben und erst abzureisen, wenn sie einen ganzen Tag vor sich hätte.

„Das Jahr verging und die Tugenden fanden sich der Abrede gemäß unter dem Eichbaum ein. Sie langten fast insgesammt zugleich an, mit Ausnahme der Sparsamkeit, die eine Retourchaise weggekriegt hatte; die Pferde, welche Vormittags bereits vierzehn Stunden zurückgelegt, waren

rehe geworden und verzögerten die Ankunft bis zum Einbruch der Nacht. Die Tugenden sahen traurig und bekümmert aus, wie Leute nach einer langen vergeblichen Reise; ja wie es nun immer gegangen seyn mag, die einschrumpfenden Folgen ihres Verkehrs mit den Menschen waren so stark, daß die Zurückkehrenden höchst wunderbarer Weise kleiner geworden zu seyn schienen.

„„Ach, liebe Großmuth,““ hob Klugheit mit einem Seufzer an, „„da Du Dich zuerst auf die Reise machtest, so laß uns auch Deine Abenteuer zuerst hören.““

„„So wisset denn, liebe Schwestern,““ hob Großmuth an, „„daß ich schon wenige Stunden, nachdem ich Euch verlassen, in ein Landstädtchen gelangte, worin ein Marsch-Regiment * einquartirt war. Durch ein offenes Fenster sah ich das schönste Mädchen, das die Einbildungskraft sich jemals erschaffen hat, über den Stuhl eines Herrn lehnen. Ihre Augen schienen wie zwei Sonnen vollendeter Glückseligkeit und fast war sie so heiter, um für die gute Laune selbst zu passiren. Der Herr, über dessen Stuhl sie sich lehnte, war ihr Mann; seit sechs Wochen lebten sie in der Ehe; er war Lieutenant mit einem jährlichen Einkommen von hundert Pfund, außer seinem Sold. Höchst gerührt von dieser Armuth beschloß ich ohne weiteres Bedenken, in dem Herzen des reizenden Geschöpfs meine Wohnung zu nehmen. Während der ersten Stunde in meinem neuen Haus stellte ich mancherlei weise Betrachtungen an, z. B. daß die Liebe nie so vollkommen sey, als wenn sie von Armuth begleitet werde; wie gröblich Diejenigen irrten, welche den ledigen Stand ein „Glück“ nennen; wie übel wir Tugenden gethan, daß wir den ehelichen Stand nie versucht hätten, und wie falsch es sey, daß Ehemänner ihre Frauen vernachlässigten, denn in der ganzen Natur gab es nichts Leidenschaftlicheres als die Liebe jenes Mannes — sechs Wochen nach seiner Heirath.

„„Am folgenden Morgen vor dem Frühstück, als die

* So nennt man in England diejenigen Regimenter, welche stets marschfertig für die Kolonien gehalten werden.
Der Uebersetzer.

reizende Fanny auf ihren Gatten wartete, der seine Toilette noch nicht zu Ende gebracht hatte, erschien ein armes, elend aussehendes Weib am Fenster, das die Haare raufte und die Hände rang. Ihr Mann war in der Frühe ins Gefängniß geschleppt worden, und ihre sieben Kinder hatten sich um die letzte, schimmlige Brodkruste gestritten. Von mir angeregt zog Fanny, ohne der Sache weiter nachzufragen, eine Banknote von fünf Pfund aus dem seidenen Beutelchen und reichte sie der Bettlerin, die mit mehr Verwunderung als Dankbarkeit weiter ging. Gleich darauf erschien der Lieutenant.

„„Was zum T—l, noch eine Rechnung!““ murmelte er, als er die gelbe Oblate von einem großen, viereckigen, zusammengefalteten, bläulichen Stück Papier löste. „„Oh, oh! hol der Henker den Kerl, ich darf ihn nicht warten lassen. Ich muß Dich um fünfzehn Pfund bitten, Fanny, um diese Sattlersrechnung zu berichtigen.““

„„Fünfzehn Pfund, Lieber?““ stammelte Fanny erröthend.

„„Ja, Theuerste, die fünfzehn Pfund, die ich Dir gestern gab.““

„„Ich habe nur noch zehn Pfund,““ antwortete Fanny zaudernd. „„Eben war so ein armes, elend aussehendes Geschöpf da, daß ich ihr durchaus fünf Pfund geben mußte.““

„„Fünf Pfund! guter Gott!““ rief der erstaunte Gemahl. „„Für die drei nächsten Wochen bekomm ich kein anderes Geld.““ Er runzelte die Stirn, biß sich die Lippen, ja er ging mit gerungenen Händen im Zimmer auf und ab. Noch ärger! er fuhr endlich also heraus: „„Gewiß, Madame, supponirten Sie bei Ihrer Vermählung mit dem Lieutenant eines Marsch-Regiments nicht, daß Sie bei ihm den Einfall befriedigen könnten, jeder Bettlerin, die Ihnen die Hand hinhält, fünf Pfund zu geben? Sie dachten Das nicht, Madame, sag ich; stellen Sie sich — —““ Aber der Neuvermählte wurde durch das krampfhafte Schluchzen seiner Frau unterbrochen; es war ihr erster Streit gewesen; sie waren erst seit sechs Wochen verheirathet. Er sah sie einen Augenblick streng an; im nächsten lag er zu ihren Füßen: „„Vergib mir,

theure Fanny, vergib mir, denn ich selbst kann mir nicht vergeben; was ich gesagt, war zu arg. Glaub' mir, meine einzige Fanny, daß wenn ich auch zu arm bin, einer so uneigennützigen, edeln Großmuth Befriedigung zu gewähren, ich sie doch von Herzen bewundere."" Ich fühlte mich nicht wenig stolz, Ursache der Bewunderung dieses musterhaften Ehmanns für seine liebenswürdige Gattin gewesen zu seyn, und hatte meine innige Freude daran, meinen Aufenthalt bei diesen guten Leuten genommen zu haben. Um Euch jedoch, liebe Schwestern, nicht mit kleinlichen Einzelnheiten zu ermüden, will ich nur mit kurzen Worten sagen, daß die Dinge nicht lang auf diesem erfreulichen Stand blieben. Noch waren nicht viele Monate verstrichen, als die arme Fanny stärkere und heftigere Stürme der Leidenschaft von ihrem Mann zu ertragen hatte, welchen keine beschwichtigende Honigmundbitten um Verzeihung nachkamen. Denn auf meinen Antrieb ging jeder Schilling fort, und als kein Geld mehr da war, folgten ihr Schmuck, ja sogar ihre Kleider nach. Der Lieutenant ward gänzlich zum Unhold und erlaubte seiner ungezügelten Zunge mich — mich, Schwestern, mich! sinnlose Extravaganz zu nennen. Seine verächtlichen Kameraden im Offizierkorps und deren trätschende Weiber waren um nichts besser, denn sie thaten nichts, als auf die Großthuerei und den Unverstand meiner Fanny losziehen, unter welchen Namen sie unverschämt genug mich bezeichneten. So in tiefster Seele gekränkt, in mir die Ursache des ganzen Jammers meiner Günstlingin zu entdecken, beschloß ich, gegen Ende des Jahres sie zu verlassen, vollkommen überzeugt, daß so preis- und liebenswürdig ich für mich selbst seyn möge, ich doch schlechterdings untauglich sey zur Busenfreundin und geheimen Räthin bei der Frau eines Lieutenants in einem Marsch-Regiment, der außer seiner Gage blos hundert Pfund jährlich einnimmt.""

„Die Tugenden seufzten ihr Mitleid mit der armen Fanny aus, worauf Klugheit sich zur Gerechtigkeit wandte und sagte: „„Ich möchte wohl hören, wie Du Deine Zeit um-

gebracht hast, denn ich bin gewiß, Du kannst Niemand Schaden gethan haben.""

„Kopfschüttelnd erwiederte Gerechtigkeit: „„Ach, ich mußte erfahren, daß es Zeiten und Orte gibt, von welchen selbst ich lieber wegbleiben sollte, wie Euch ein kurzer Bericht meiner Begegnisse zeigen wird. Ich hatte Euch nicht sobald verlassen, als ich mich unverweilt nach Indien begab und meinen Aufenthalt bei einem Braminen nahm. Höchlich entrüstet über die schrecklichen Ungleichheiten in den Lebensverhältnissen, je nachdem man dieser oder jener Kaste angehört, trachtete ich die armen Paria's von ihrem schmählichen Schicksal zu erlösen, und machte mich deßhalb aufs Ernstlichste an eine Reform. Ich hob die Unbilligkeit heraus, Menschen von der Geburt an einem unverbesserlichen Zustand der Schmach hinzugeben, aus welchem sie keine Tugend erheben könne. Mit unsäglichem Grauen blickten die Braminen auf meinen Braminen. Sie nannten mich das abscheulichste Laster; Gerechtigkeit und Gotteslängnerei galt ihnen für gleichbedeutend. Ich griff an die Grundlage ihres gesellschaftlichen Zustandes; das erschien ihnen Verbrechen genug. Das Schlimmste aber war, daß die Paria's selbst mich mit Argwohn betrachteten. Sie hielten es für unnatürlich, daß ein Bramine sich eines Paria annehmen sollte! Der Eine nannte mich „Tollheit," ein Anderer „Ehrgeiz" und ein Dritter „Neuerungssucht." Mein armer Bramine führte deßhalb ein erbärmliches Leben. Als er endlich eines Tages auf meine Eingebung gar ausgesprochen hatte, daß seiner Meinung nach das Leben eines Paria ein eben so gutes Recht auf Respektirung habe, als das Leben einer Kuh, ward er von den Priestern fortgeschleppt und heimlich auf dem Altar gebraten, als geziemender Lohn für seinen Frevel an dem Heiligsten. In großer Trübsal floh ich hieher, überzeugt, daß in manchen Ländern selbst die Gerechtigkeit Schaden thun könne.""

„„Was mich betrifft,"" sagte Barmherzigkeit, ohne erst auf eine Aufforderung zu warten, „„so muß ich mit Bedauern sagen, daß ich thöricht genug war, meinen Abstand bei einer

alten Dame in Dublin zu nehmen, die keinen Begriff von verständiger Unterscheidung hatte, und immer nur nach der ersten Anregung ihrer Natur handelte. Meinen Einflüsterungen konnte kein Widerstand geleistet werden, und so freigebig warf sie das Geld auf ihren Spazierfahrten durch die Vorstädte von Dublin aus, daß es alle Schufte des Weichbilds im Müßiggang und Branntwein erhielt. Zu meinem großen Grauen fand ich, daß ich die Haupturfache einer schrecklichen Seuche wurde, und daß Almosen ohne Umsicht geben, Armuth ohne Hülfe verbreiten heiße. Ich verließ die Stadt nach Ablauf meines Jahrs und, wie mein Unstern es wollte, eben zur Zeit, als ich dort am nöthigsten war.""

""Auch ich,"" rief Gastsinn, ""ging nach Irland. Ich nahm mein Quartier bei einem Squire, ruinirte ihn in einem Jahr, und verließ ihn blos, weil ihm zu meiner Unterbringung endlich jedes Dach abging.""

""Was mich betrifft,"" sagte Mäßigkeit, ""so zog ich in die Brust eines englischen Parlamentsglieds, welches alsbald eine Bill gegen die Bierhäuser einbrachte. Die Folge war, daß die Arbeiter sich an Branntwein hielten, und ich gestehen mußte, daß die Mäßigkeit ihren Eifer zu weit treiben kann, wenn sie andern Leuten allzuheftig vorschreibt.""

""Jener Reisewagen,"" hob Muth an, indem er sich mehr im Hintergrund hielt, als er bisher je gethan, und beinah verschämt aussah, ""jener Reisewagen, worin ich zu sitzen kam, gehörte einem regierenden, deutschen General und seiner Frau, die in ihre eigenen Lande zurückkehrten. Unterwegs wurde es sehr kalt, und die Dame hüllte mich in einen Pelzmantel; da jedoch die Kälte immer mehr zunahm, kroch ich unbemerkt in ihren Busen. Einmal dort konnte ich nicht mehr heraus, und der arme General war sofort sehr übel daran. Sie wurde so trotzig, daß ich mich wunderte, wie er eine Explosion zurückhalten konnte. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken, daß er zuletzt drohte, aus dem Wagen zu steigen, worauf sie, von mir aufgeregt, ihn beim Kragen packte und — siegte. Bei der Ankunft auf dem eigenen Distrikt ward es noch schlimmer, denn sie for-

derte, daß jeder Adjutant, der ihr Mißfallen auf sich zog, einen öffentlichen Verweis erhalte, und weigerte sich dessen der General, so prügelte sie die Leute mit eigener Hand durch. An den Herzog zu appelliren half nichts, denn wenn sie sagte, es sey heiß, so wagte der General nicht zu verstehen zu geben, daß er es für kalt halte, und so weit dehnte er seinen Respekt vor der schrecklichen Dame aus, daß er nie einen Armeebefehl erließ, keinen Schnurrbart beschnitt, keinen Rock verlängerte, ohne sie zuerst um ihre Meinung zu fragen. Indessen gab ihr der Zuwachs von Kraft, den sie in mir gewonnen, ein zu großes Uebergewicht gegen den armen General, so daß er ein halb Jahr nach meiner Liaison mit seiner Frau an einem gebrochenen Herzen starb. Nach seinem Tod ward sie dermaßen zum Gegenstand des Schreckens und Abscheus, daß sich eine Verschwörung entspann, sie zu vergiften. Dies erschütterte selbst mich, so daß ich sie ohne Verzug verließ — et me voici.““

„„Hm!““ rief Sanftmuth mit triumphirender Miene: „„ich wenigstens bin glücklicher gewesen als Ihr. Da ich in den Zeitungen so viel von den Grausamkeiten der Türken gegen die Griechen las, dachte ich, meine Gegenwart dürfte die armen Leidenden in Stand setzen, ihr Unglück ruhig zu ertragen. So ging ich denn nach Griechenland, eben als ein wohl bedachter und kluger Plan, sich vom türkischen Joch zu befreien, die dortige Jugend in Bewegung setzte. Ich beschränkte mich nicht auf eine einzelne Person, sondern flatterte von Brust zu Brust; die ganze Nation ward durch mich mild gestimmt, meine Vorstellungen gegen einen Aufstand hatten Erfolg, und es wurde mir die Befriedigung zu Theil, daß ein ganzes Volk der Spießung oder Erdrosselung mit der christlichsten Resignation entgegen sah.““

„Die Tugenden, die durch die unverblümte Selbstgefälligkeit der Sanftmuth ein wenig aufgeheitert worden, wollten zur großen Verwunderung der Letztern nicht zugeben, daß sie im Mindesten glücklicher gewesen sey, als ihre Schwestern, und riefen demnächst Verschämtheit zum Geständniß auf.

„„Ihr wißt,““ hob die liebenswürdige Dame an, „„daß ich mich nach London begab, um dort eine Kondition zu suchen. Drei Monate von den zwölfen brachte ich damit zu, von Haus zu Haus zu wandern, aber keinen Menschen konnte ich zu meiner Aufnahme bewegen. Die Frauen versicherten, nie sey ihnen eine so altmodische Trampe zu Gesicht gekommen, und wiesen mich höflich an ihre Kammermädchen; die Kammermädchen wandten mich gaffend rings um und beförderten mich dann in die Küche zu den fetten Küchenmägden, die mir bezeugten: „sie hätten bei keiner der achtbaren Familien, in welchen sie zu dienen die Ehre gehabt, meinen Namen je nennen gehört.“ Einmal empfing mich eine junge, eben vom Land gekommene Hausmagd mit einer gewissen Höflichkeit; aber auch sie ließ mich in der Gesindestube in sehr kurzer Zeit aus den Augen. Jetzt nahm ich meine Zuflucht zu dem andern Geschlecht als dem weniger ungalanten. Glücklich genug fand ich einen jungen Herrn von ausgezeichneten Talenten, der mich mit offenen Armen bewillkommte. Er war voll Bildung, Milde und Ehrbarkeit. Ich hatte nur Eine Nebenbuhlerin — Ehrbegierde. Wir beide stritten uns um seinen Alleinbesitz. Was ihm die Ehrbegierde einflüsterte, das dämpfte ich wieder. Trieb sie ihn an, ein Buch zu schreiben, so überredete ich ihn, es sey der Bekanntmachung nicht werth. Machte er sich, voll von Gelehrsamkeit und aufgereizt von meiner Rivalin, daran, eine Rede zu halten (denn er saß im Parlament), so stürmte ich mit dem Gefühl auf ihn ein, daß er eine unverzeihliche Dreistigkeit begehe, — machte, daß ihm die Stimme sank, und die Aussprache undeutlich wurde. Endlich verließ ihn meine Gegnerin mit einem Seufzer der Entrüstung. Er zog sich aufs Land zurück, fügte sich in meine Vorschriften, und entsagte einer Laufbahn, zu welcher er das feste Vertrauen gehabt, sie würde andern Nutzen bringen. Da ich jedoch fand, daß ich zu seinem Glück nicht zureiche, schied ich noch vor Ablauf des Jahrs von ihm, er aber hat sich seitdem aufs Trinken geworfen.““

„Die Augen aller Tugenden richteten sich auf die Klugheit. Sie war ihre letzte Hoffnung. „„Ich bin noch eben

auf dem Punkt, von dem ich ausging,"" hob diese umsichtige Tugend an: „„ich habe weder Gutes noch Schlimmes gestiftet. Um der Versuchung zu entgehen, gesellte ich mich zu einem Einsiedler, dem ich jedoch, wie ich bald fand, von keinem weiteren Nutzen seyn konnte, als daß ich ihn warnte, seine Erbsen und Linsen nicht zu gar zu kochen, seine Thür nicht offen zu lassen, wenn ein Sturm drohte, und seinen Krug an der benachbarten Quelle nicht zu überfüllen. So bin ich die Einzige von Euch, die Niemanden einen Schaden zufügte, aber blos, weil ich die Einzige von Euch bin, die nie eine Gelegenheit dazu hatte! Kurz, meine Freunde,"" fuhr Klugheit nachdenklich fort; „„kurz äußere Verhältnisse sind selbst für die Tugenden nothwendig. Hätte z. B. Sparsamkeit mit Großmuth die Stelle gewechselt, und sich zu der Frau des armen Lieutenants begeben, und hätte ich statt des Gastsinns bei dem irländischen Squire Wohnung genommen: welches Unglück würde erspart worden seyn! Ach! ich merke, daß wir unsere ganze Wirksamkeit verlieren, wenn wir uns in einer falschen Stellung befinden, und daß wir in solchem Fall, trotz dem daß wir Tugenden, als Laster verfahren. Die Verhältnisse müssen unserem Benehmen angemessen seyn, und im Einklang mit unserer Natur stehen: wir verlieren unsere Göttlichkeit selbst, wenn nicht Weisheit unsere Schritte zu dem Haus lenkt, das wir uns zur Wohnung erwählen und zu den Neigungen, die wir regieren sollen.""

Die Geschichte war zu Ende, und die Reisenden fingen an, ihre Ansichten über die Moralien auszutauschen. Hier laßt uns Abschied von ihnen nehmen.

---

## Siebentes Kapitel.

Köln. — Spuren des römischen Jochs. — Die St. Marienkirche. — Trevylyans Betrachtungen über das Klosterleben. — Das Grab der drei Könige. — Eine Abendspazierfahrt auf dem Rhein.

Rom — herrliches Rom! wohin der Pilger sich wendet, grüßen deiner Herrschaft Spuren seinen Blick. Noch ist der

Eindruck der Adlersklaue ins Herz des kühnen, deutschen Stammes gegraben, und auf unsern Wanderungen an den Ufern des Rheins stehen wir verwundert still vor den großen Denkmalen des italischen Joches.

In Köln hielten unsere Reisenden einige Tage an. Sie befanden sich in der Stadt, welcher das Lager des Markus Agrippa den Ursprung gegeben. Dieser Fleck hatte vom bewehrten Tritt der Legionen Trajans wiedergehallt; in diesen Mauern waren Vitellius, Silvanus zu Kaisern ausgerufen worden; in jener Kirche * erhielt Letzterer den Todesstreich.

Vor den Thoren der St. Marienkirche begegnete das liebende Paar einigen Landleuten, die auf dem geweihten Boden umherschlenderten, und beim Anblick von Gertrudens zarten Wangen ihren Gruß mit mehr als gewöhnlicher Achtung aussprachen. Da, wo sie im Augenblick standen, schwingt sich das Gebäude zu einer Kreisform aus; es hat, der Sage nach, im Grundwerk noch Reste des römischen Gemäuers. Gerad vor ihnen stieg der Thurm einer schlichten, schmucklosen Kirche auf und bildete durch die Einfachheit des erneuten Glaubens einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Pomp des alten.

Die St. Marienkirche nimmt eine Seite des römischen Kapitols ein, und der Platz führt immer noch seinen römischen Namen; ja in den Zügen des Volks deutet stets noch etwas auf den Ursprung des Bluts.

Gertrud, in deren Natur ein Hang zur Hingabe an etwas Höheres mächtig hervortrat, besuchte alte, gothische Kirchen, die mit so beredter Sprache das Lebende mit dem Todten vereinen, besonders gern.

„Verweile einen Augenblick,“ sagte Trevylyan, ehe sie in die Marienkirche traten. „Welche Erinnerungen drängen hier auf uns ein. An der Seite des römischen Capitols sehen wir eine christliche Kirche und ein Kloster errichtet! Von Wem? Von der Mutter Karl Martels, des Besiegers

* In der St. Severinkirche, wo eingelegte Marmorfiguren noch den Ort bezeichnen, wo der Kaiser ermordet worden seyn soll.
Der Uebersetzer.

der Sarazenen, des Hauptthelden der Christenheit. * In dieser Stille stiller Abgeschiedenheit in den Säulengängen des Stiftes, das einst zu der Kirche gehörte, suchte eine königliche Dulderin, — die Gemahlin Heinrich IV. — das Opfer Richelieu's — die unglückliche Maria von Medicis, Ruhe für ihr erdrücktes Gemüth. ** Ach! Zelle und Kloster sind nur leere Erfindungszeichen für jene Sehnsucht gramgebeugter Seelen, sich zu Gott zu retten; die Einsamkeit lindert den Schmerz, aber die Einförmigkeit ruft ihn von Neuem hervor. Für meinen Theil sah ich auf meinen häufigen Wanderungen durch katholische Länder die stillen Wände, worin sich mönchische Eitelkeit vor der Welt zu verschließen hoffte, nie ohne ein wehmüthiges Gefühl. Welche Kämpfe des Herzens! — welche unnachlassende Reue! — welches Schmachten nach der Vergangenheit! welche langen, schönen Jahre durch eine augenblickliche Uebereilung, durch eine getäuschte Hoffnung einem moralischen Tod verfallen! In diesen Kirchen dagegen ertönt der Ruf nach Oben eindringlicher und minder traurig. Das müde Herz hat aufgehört zu klagen, — die brennenden Pulse sind leis geworden, — der umgejagte Geist ist zu der einzigen Ruhe entflohen, die keine Täuschung ist. Haß und Liebe — Hoffnung und Furcht — Geiz — Ehrbegierde — sie sind endlich erstickt! — Der Tod ist das einzige Kloster — das Grab die einzige Zelle, und der Kirchhof neben dem Kloster der bitterste Spott auf die Entbehrlichkeit des letztern."

* Sie hieß Plektrudis. Ihr steinernes Bild ist hinter dem Chor der Kirche an der Straße eingemauert, ihr Grab befindet sich in der Kirche selbst. Der Uebersetzer.

** „Die hin und wieder verbreitete Nachricht" — bemerkt Aloys Schreiber in seinem Handbuch für Reisende am Rhein — „als habe die aus ihrem Vaterland vertriebene Maria von Medicis, die Gemahlin Heinrichs IV. und die Mutter Ludwigs XIII., in diesem geistlichen Stift ihre letzten Tage zugebracht und sey auch in dieser Kirche beigesetzt worden, ist irrig. Die unglückliche Königin starb in der Sternengasse Nr. 10, und ihre Leiche ward nach Frankreich gebracht, wie Beides in einer vor der Thür des bemerkten Hauses angebrachten Inschrift von Prof. Wallraf zu lesen ist. Der Uebersetzer.

„Dein Streben geht immer auf Handlung," entgegnete Gertrud. „Du räumst der Einsamkeit keinen Reiz ein und stille Betrachtung dünkt Dir eine Qual. Kommt je ein großer Schmerz über Dich, so wirst Du als Balsam auf denselben nie die Abgeschiedenheit suchen. Du wirst Dich in die Welt stürzen und im allgemeinen Lebensstrom ein Vergessen Deines persönlichen Daseyns trinken."

„Ah sprich nicht von Schmerz!" rief Trevylyan heftig; — „laß uns in die Kirche treten."

Nachher begaben sie sich zu dem berühmten Dom, einem der edelsten Denkmale unter den Triumphen, welche deutsche Baukunst errungen hat. Gleichwohl ist derselbe für den, der die Poesie des Herzens sucht, noch bemerkenswerther als für den Alterthumsforscher, denn hier erblickt man hinter dem Hochaltar das Grab der drei Könige, welche die Sage vor unserem Heiland sich demuthsvoll niederwerfen läßt. Die Legende weiß tausend Geschichten von den heiligen Ueberresten. Die drei Könige von Köln sind schützende Namen für jenen beseligenden Aberglauben, der oft mehr Anhänger zählt, als die Religion, der er entsprungen ist, selbst. Für Gertrud reichte die einfache Erzählung von Lucilien hin, ihr für den Augenblick die Wunderkraft des Ortes als wirklich erscheinen zu lassen. Hinter dem Grab warfen drei gothische Fenster ihr frommes Dämmerlicht auf den gewürfelten Boden und den jonischen Pfeilern entlang. Einige jener Gläubigen, die von der Aechtheit der verehrten Reste überzeugt sind, knieten vor dem Grab. Jene hielten ihre Schritte an, um nicht in einer Andacht zu stören, die, wenn sie sich mit Gebeten zufrieden gibt und keine Verfolgung ausübt, in ihrem Wahn nie ohne etwas Heiliges ist. Noch immer, nimmt man an, geben die Gebeine der Weisen dem Grab seine Weihe und an dem obern Theil des Monumentes hat der Künstler ihre Anbetung vor dem Jesuskind dargestellt.

Mit stiller, ruhiger Schönheit nahte der Abend, und als sich die Sonne zum Untergang neigte, ließen die Wanderer ihre Barke zu einer Lustfahrt von ein bis zwei Stunden vom Land stoßen. Gertrud befand sich in jener glücklichen Stim-

mung, worin die Ruhe der Natur wie ein Bad für die Seele genossen wird, und die Gegenwart dessen, welcher der Gott ihrer irdischen Laufbahn war, erhob diese Stille zu einem noch köstlichern, durchgreifendern Frieden. Nicht ahnete ihr, als das Boot über das Wasser hinglitt und die Thürme von Köln in die blaue Abendluft emporstiegen, wie wenige Stunden zwischen ihr und dem Grab lagen! Indessen wie süß ist beim Zurückblick auf das Leben einer geliebten Person der Gedanke, daß ihre letzten Tage Tage des Lichtes gewesen, daß die Schönheit der sinkenden Sonne nie durch eine Wolke verdüstert worden, und daß, wenn die Zeit ihres sterblichen Daseyns kurz war, Alles, was dieses Daseyn Zartes und Heiliges hat, in diesen kurzen Raum sich drängte! Nichts Dunkles oder Bitteres schläft dann neben unserer Erinnerung an die Verlorenen; wir trauern, aber nicht die Betrauerten sind zu beklagen: — um uns selbst ist unser Schmerz. Wenden wir uns zum Gegenstand desselben, so strahlen die Farben der Seligkeit um diesen her, und eben die Liebe, welche die Mutter unseres Grames ist, war der Trost — der Triumph der Entschlafenen.

Der majestätische Rhein war ruhig, wie ein See; nur das Geplätscher des Ruders unterbrach die Stille. Nach einer langen Pause im Gespräch legte Gertrud ihre Hand auf Trevylyans Arm und erinnerte ihn an das Versprechen einer Geschichte. Denn auch er hatte seine Anfälle von Trübsinn, denen sie ihn ihrerseits zu entlocken suchte; zudem war ihr seine Stimme eine Art Bedürfniß geworden, nach dessen Genuß sie dürstete, sobald es ihr etwas länger abging.

„Sey es ein der Stunde angemessenes Mährchen; keine wilde Sage, kein buntscheckiges Phantasiebild, sondern etwas, das die Farben eines zärtern Aberglaubens trägt. Handle es von Liebe — von Frauenliebe — von Liebe, die dem Grab trotzt. Denn gewiß lebt die Liebe auch nach dem Tod; und der Himmel wäre kaum ein Himmel, wenn die Rückerinnerung unter seinen Seligkeiten keinen Platz hätte."

„Ich entsinne mich," hob Trevylyan nach leichtem Bedenken an, „eines kurzen, deutschen Mährchens, dessen Ein-

fachheit mich sehr rührte. Aber," fügte er mit sanftem Lächeln hinzu, „Frauenlieb erscheint in diesem Mährchen um so viel getreuer als Männerliebe, daß ein Mann es kaum erzählen sollte."

„Nein," entgegnete Gertrud zärtlich, „der Frevel des Treulosen erhöht nur unsere Dankbarkeit für den Treuen."

---

## Achtes Kapitel.

### Die Seele im Fegfeuer, oder die Liebe ist stärker als der Tod.

Die Engel rührten ihre Harfen im Himmel, und ihre Töne stiegen wie ein Strom von Wohlgerüchen zum Thron des Höchsten. Aber die Harfe Seralims war süßer, als die seiner Genossen, und also wurde die Stimme des Unsichtbaren vernommen (denn die Engel selbst schauen die Herrlichkeit Gottes nicht; — nur fern in der Tiefe des Himmels sehen sie ein nie schlummerndes Aug ewig über der Schöpfung wachen).

„Fordere einen Lohn für die Liebe, die in Deinem Gesang flammt, und er soll Dir gewährt werden."

Seralim antwortete:

„An dem Ort, den die Menschen Fegefeuer nennen, und welcher die Flucht aus der Hölle, aber der Schmerzenseingang zum Himmel ist, sind viele Seelen, die Dich anbeten, und doch gerechter Weise für ihre Sünden bestraft werden. Erlaube mir, sie zuweilen zu besuchen und ihre Leiden durch die Hymnen der Harfe zu trösten, die Dir geweiht ist."

Und die Stimme erwiederte:

„Dein Gebet ist erhört, Mildester unter den Engeln; es ward gut erfunden vor Dem, welcher nur aus Liebe züchtiget. Geh, Dein Wille geschehe!"

Da sang der Engel das Lob Gottes, und als sein Sang vorüber, erhob er sich von seinem azurnen Stuhl zur Rechten Gabriels, entfaltete seine Regenbogenschwingen, und flog nach jenem düstern Stern, welcher der Erde am nächsten, vom Schrei der Seelen wiedertönt, die durch Qualen gereinigt werden.

Die Unglücklichen sehen dort von fern die strahlenden Gefilde, die sie später einnehmen werden, und die glorreichen Gestalten, die, frisch gebadet in den Brunnen der Unsterblichkeit, in den Gärten des Paradieses wandeln. Sie fühlen, daß auf das selige Heut derselben kein trübes Morgen folgt. Dieser Gedanke tröstet sie in ihren Qualen und bi det den wahren Unterschied zwischen Hölle und Fegfeuer.

Sofort senkte der Engel seine Schwingen, und nachdem er durch die krystallenen Pforten getreten, setzte er sich auf einen verwitterten Felsen und rührte die göttliche Leier. Und ein Frieden kam über die Leidenden; der Dämon hörte mit seinen Martern, das Opfer in seinem Jammer auf. Was der Schlaf den Trauernden auf Erden, das war der Gesang des Engels den Seelen des läuternden Sterns. Nur eine einzige Stimme schien nicht in die allgemeine Stille eingelullt zu seyn; es war die Stimme eines Mädchens, die fortfuhr, mit durchdringendem Ton zu rufen:

„O Adenheim, Adenheim, traure nicht um die Verlorene!“

Der Engel schlug Saite um Saite an, bis die Kunst seiner Melodien erschöpft war, aber immer noch rief jene einzige Stimme achtlos, ja unbewußt der süßesten Harfe im Chor der Engel:

„O Adenheim, Adenheim, traure nicht um die Verlorene!“

Seralims Theilnahme ward erregt. Er näherte sich dem Ort, von welchem die Stimme kam, und sah die Seele eines schönen, jungen Mädchens an einen Felsen gekettet, während die Dämonen müßig daneben lagen. Seralim fragte die Dämonen: „Hat der Gesang Euch auch zur Ruhe gewiegt?“

Sie erwiederten: „Ihr Schmerz um einen Andern ist bitterer, denn all unsere Martern; darum feiern wir.“

Da trat der Engel zu der Seele, und fragte mit einer Stimme, die ihr Angstgeschrei zum Schweigen brachte, — denn in welchem Zustand würden wir unempfänglich für das Mitgefühl eines Andern? — Warum, o Tochter der Erde, erhebst Du fort und fort den gleichen Jammerruf? weßhalb

hat die Harfe, welche die Sündigsten unter Deinen Gefährten zur Ruhe bringt, keine Melodie für Dich?"

„Ach, strahlender Fremdling," erwiederte die arme Seele, „Du sprichst zu Einer, die auf Erden Gottes Geschöpf mehr geliebt hat, als Gott! deßhalb ist sie mit Recht verurtheilt. Aber ich weiß, daß mein armer Adenheim unaufhörlich um mich trauert, und der Gedanke an seinen Schmerz ist mir unerträglicher, als Alles, was mir die Dämonen zufügen können."

„Und woher weißt Du, daß er um Dich klagt?" fragte der Engel.

„Weil ich weiß, mit welcher Todesqual ich um ihn getrauert haben würde," erwiederte einfach die Seele.

Die göttliche Natur des Engels ward gerührt, denn Liebe ist ja das Wesen der Söhne des Himmels. „Und wie," fragte er, „kann ich Deinem Gram abhelfen?"

„Entzücken schien die Seele zu durchbeben. Sie hob die nebelhaften, unfaßbaren Arme empor und rief:

„Laß mich — o laß mich nur auf eine kleine Stunde zur Erde zurückkehren, daß ich meinen Adenheim sehe, und ihn, mein eigenes Leiden vor ihm verbergend, in dem seinigen tröste!"

„Ach!" erwiederte der Engel mit abgewandtem Gesicht — denn Engel weinen vor den Augen Anderer nicht: — „wohl könnt' ich Dir diese Bitte gewähren, aber Du weißt nicht, was Du damit verwirkst. Die Seelen im Fegfeuer können zur Erde zurückkehren, aber streng ist der Richterspruch, der auf solcher Rückkehr steht. Mit Einem Wort, für Eine Stunde auf Erde verfällst Du auf tausend Jahre länger in die Peinigungen Deines jetzigen Kerkers!"

„Ist das Alles?" rief die Seele. „Solchem Schicksal unterwerf' ich mich willig. Gewiß liebt Ihr im Himmel nicht, oder Du würdest wissen, Bote von Oben, daß eine Stunde der Tröstung für den Geliebten mit tausend, tausend Jahren der Qual für uns nicht zu theuer erkauft ist. Laß mich meinen Adenheim trösten und beschwichtigen; gleichviel, was aus mir wird."

Da blickte der Engel empor, und sah in fernen Regionen, die auf jenem Stern kein Anderer wahrzunehmen vermochte, die Strahlen, welche von dem allschauenden Aug ausgingen; und er vernahm die Stimme des Ewigen, die ihn thun hieß, wie ihm sein Mitleid einflüstere. Er wandte sich nach der Seele, und ihre Schattenarme waren flehend nach ihm ausgestreckt. Er sprach das Wort, das die Pforten des Fegefeuers löst, und siehe, die Seele stand wieder in der Menschenwelt.

Es war Nacht im Schloß des Herrn von Adenheim, und er saß zu oberst an seiner funkelnden Tafel. Laut und lang war das Lachen, und fröhlich der Scherz, der von den Wänden wiederhallte; und das Lachen und Spassen des Herrn von Adenheim war lauter und fröhlicher, als dasjenige aller Andern.

Und zu seiner Rechten saß eine schöne Dame, und jeden Augenblick wandte er sich von den Andern, ihr süße Liebesschwüre ins Ohr zu lispeln.

„Hui!“ erwiederte das glänzende Fräulein von Falkenberg: „welch Weib darf Deinen Worten glauben? Schwurst Du nicht dieselben Schwüre, gelobtest Du nicht dieselbe Liebe an Ida, Lodens schöne Tochter? und erst drei kurze Monden sind über ihr Grab hingezogen.“

„Bei meiner Seligkeit!“ rief der Herr von Adenheim, „Du thust Deiner Schönheit entsetzliches Unrecht. Ida? wahrlich Du spottest meiner; ich die Tochter Lodens lieben! wie wär' ich da Deiner noch würdig? Ein paar freundliche Worte, hie und da ein flüchtiges Zulächeln — das ist die ganze Liebe, die Adenheim für Ida empfand. War's mein Fehler, wenn das arme Närrchen solche Alltagshöflichkeiten falsch auslegte? Nein, Theuerste, Liebe hat dies Herz nur für Dich empfunden.“

„Und wie?“ fragte das Fräulein von Falkenberg, indem sie ihren zarten Leib von Adenheims Arm umschlingen ließ: „trauertest Du nicht um ihren Verlust?“

„Nun ja, in der ersten Woche; aber in Deinen hellen Augen fand ich bald Trost.“

In diesem Augenblick war es Adenheim, als hör' er hinter sich einen tiefen Seufzer. Er wandte sich um, erblickte aber nichts als einen leichten Nebel, der allmälig zerfloß und in der Entfernung verschwand. Denn hatte Ida Ursache, sich zu erkennen zu geben?

* * * *
* * * *

„Und Du hast also Deine Absicht gegen den Geliebten nicht erfüllt?“ fragte Seralim, als die Seele der zermalmten Ida nach dem Fegfeuer zurückkehrte.

„Heiß die Dämonen ihre Martern wieder beginnen!“ lautete die Antwort der armen Ida.

„Hast Du darum tausend Jahre Deinem Schicksal zugefügt?“

„Ach,“ erwiederte Ida, „nach der einzigen Stunde, die ich auf Erden zugebracht, scheinen mir tausend neue Jahre im Fegfeuer nur wenig Schreckliches zu haben!“ *

„Wie, ist die Geschichte zu Ende?“ fragte Gertrud.

„Ja.“

„Nein; gewiß wurden die tausend Jahre dem Schicksal der armen Ida nicht zugefügt, und Seralim nahm sie mit sich in den Himmel?“

„Die Geschichte geht nicht weiter. Der Erzähler war zufrieden, die Ewigkeit der weiblichen Liebe zu zeigen —“

„Und ihren Lohn,“ fügte Vane hinzu.

„Letztern Schluß habe ich nicht aus dem Mährchen gezogen, Albert,“ lispelte Gertrud.

* Diese Geschichte ist der Hauptsache nach einem fremden Boden entlehnt. Dem Verfasser schien sie würdig auf den englischen verpflanzt zu werden, obwohl er fürchtet, sie dürfte auf diesem Weg einen großen Theil ihrer ursprünglichen Schönheit verloren haben.

## Neuntes Kapitel.

Die Rheingegenden entsprechen dem Geist der deutschen Literatur. — Drachenfels.

Ueberhalb Kölns windet sich der Strom durch Ufer, die das Versprechen, das uns der Name Rhein macht, immer noch nicht erfüllen; aber sie werden interessanter, wenn man einmal Sürth und Godorf hinter sich hat. Der eigenthümliche Charakter des Flusses tritt jedoch erst hervor, wenn allmälig das Siebengebirg und vor Allem der Drachenfels vor dem Aug aufsteigen. Bei Niederkassel und Rheid liegen die Weingärten dicht, wie große Trauben, bei einander, und vom Ufer sieht man von Stelle zu Stelle Inseln ihr langes, grünes Erdreich hinziehen, und die überwallende Fluth brechen. Dorf steigt an Dorf empor, und so von der Ferne gesehen, dringen die lieblichen Täuschungen eines Land- und Hirtenlebens voll und mächtig auf uns ein. So still scheinen diese Dörfchen, so geborgen vor den Leidenschaften der Welt, — als ob die Leidenschaften nicht den Winden glichen, die nur durch ihr Stürmen fühlbar werden, nur in ihren Wirkungen sichtbar sind! — Mancher Bach und manches Bächlein hüpft auf beiden Seiten in den breiten Schoos des Rheins. Thurm um Thurm hebt sich und versinkt, wie man weiter fährt. Berg und Stadt — der einsame Werder — die mauergekrönte Höhe kommen, wie Träume des Ehrgeizes, plötzlich zum Vorschein, wachsen stolz an und schwinden dämmernd hinweg.

„Damit hast Du," bemerkte Trevylyan, „ein Bild der deutschen Literatur. Der Rhein ist ein Abzeichen ihrer Fülle, ihrer Fruchtbarkeit, ihrer Romantik. Der beste Kommentar für deutschen Geist ist eine Reise durch deutsches Land. Die düstere Nacht des Harzes; die Ritterburgen, die über Weinhügel und tiefe Thäler in den sagenreichen Rhein schauen; die Riesenmale alter Kraft, verschwenderisch über Ebene, Berg und Forst ausgestreut; die tausend einander durchkreuzenden Erinnerungen, die den Boden heiligen; der stolze

Römer, der kampfbegierige Gothe, das Ritterthum des Mittelalters, die trübe Brüderschaft für eine überirdische Welt — Alles hat hier seinen Nachklang und sein Gedächtniß. Ueber solchen Schauplatz hin wandelt der junge deutsche Student. Statt des Pomps und Luxus des englischen Reisenden, statt der tausend Erfindungen zur Verkürzung des Wegs hat er blos sein Buch in der Hand, seinen Tornister auf dem Rücken. Aus solchen Scenen zieht und faßt er den Stoff zusammen, der nach Jahren zu einem poetischen Bild reift. Daher die üppige Mischung der deutschen Muse — das klassische, romantische, beschauliche, philosophische und superstitiöse Element durcheinander. Jedes das Ergebniß wirklicher Betrachtung an verschiedenen Orten; jedes das Erzeugniß einer besondern, aber wirren Erinnerung. Wie der Rhein strömt, strömt der deutsche Geist an Thal und Hügel — an der wildesten Einsamkeit — an plötzlich aufsteigenden Thürmen alter Städte — an verfallenen Schlössern — prächtigen Klöstern — niedern Hütten hin. Größe und Demuth, Geschichte und Mährchen, Wahrheit und Dichtung folgen so auf einander, daß sie sich zu einem Ganzen verbinden."

„Doch," fügte Trevylyan nach einer Weile hinzu; — „wendet sich die ideale Richtung jetzt allgemach vom deutschen Geist ab, und ein Sinn für die mehr praktische, materielle Literatur regt sich unter der Nation. Eine Umwälzung des Geistes, die Vorgängerin stürmischer Ereignisse, hat unter den Deutschen begonnen; und die Erinnerungen an die Vorwelt, welche die Vorfahren nur zur Kontemplation reizten, werden die Jugenden der nächsten Geschlechtsfolge zum Wagen und Handeln drängen." Unter solchen Gesprächen setzten sie ihre Reise auf einem schönen Wogenspiegel und unter einem leuchtenden Himmel fort.

Jetzt glitt das Fahrzeug am Siebengebirg und Drachenfels hin.

Die sich langsam zum Untergang neigende Sonne warf ihre gelben Strahlen über das glatte Gewässer. Am Fuß des

Gebirgs lag ein Dorf, tief in Schatten gehüllt; oben stand der Drachenfels im reichsten Abendglanz. Aber in dieser Verlassenheit, dieser Höhe heiterte das Licht die Trübe, die um den Riesenfelsen schwebte, nicht auf: er starrte empor wie ein großer Name, auf welchen zwar die Sonne des Ruhmes scheinen mag, dem sich aber, infolge der Einsamkeit, zu welcher ihn eben jene Höhe über dem gewohnten Maß der Menschen verdammt, eine gewisse Düsterheit beigesellt.

---

## Zehntes Kapitel.

Die Rolandsage. — Abenteuer Silpelits auf der Insel Nonnenwert. — Ihr Lied. — Verfall des Elfenglaubens in England.

Dem Drachenfels gegenüber liegen die Trümmer von Rolandseck. Sie sind die gebrochene Krone eines hohen, senkrechten Bergs, dem Andenken des tapfern Roland geweiht. Unten steigen die Bäume einer Insel, auf welche Rolands Dame sich zurückgezogen hatte, dicht und grün vom glatten Wasserspiegel empor.

Nichts geht über die wilde, ausdrucksvolle Größe des ganzen Schauplatzes. Dieser Punkt ist der Stolz und Schmuck des Rheins.

Die Sage von der Burg und der Insel ist mit wenigen Worten erzählt; sie gehört in jene, unter den deutschen Romanzen so gewöhnliche Klasse. Roland geht in den Krieg. Eine falsche Nachricht, als sey er gestorben, gelangt zu seiner Braut. Sie zieht sich auf die Insel Nonnenwert zurück, und nimmt den unwiderruflichen Schleier. Roland kehrt, von Ruhm und Hoffnung glühend, zurück, um zu finden, daß die Verlobte durch ihre treue Liebe selbst eine ewige Schranke zwischen sich und ihn gesetzt habe. Er baut das Schloß, das seinen Namen trägt und die Ansicht auf das Kloster beherrscht. Dort wohnt er bis zu seinem Tod, glücklich, bis zu seinem letzten Odemzug auf die Mauern schauen zu können, die sein verlornes Kleinod umfassen.

In trauriger Fülle beugen sich die Weiden auf der Insel, wie im Einklang mit einer Erinnerung, welche durch eine Oede von tausend Jahren hindurch die Liebe noch immer frisch und grünend erhält. Keinen von jenen dichterischen Zusätzen, die sich im Verlauf der Zeit wie Moos schmückend über die Wahrheit herziehen, dieselbe aber durch den Schmuck verstecken, — hat diese Erinnerung zugelassen, sondern die einfache Zartheit der Sage in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit erhalten. *

Alles war still auf dem Nonnenwert. Durch die Bäume schimmerten Lichter von dem Haus her, das unsere Reisenden bewohnten. Auf einem weichen Plätzchen, wo sich der Werder in den Rhein abdacht, trafen die wandernden Elfen ein.

„Ach Pipali, wie schön!" rief Silpelit entzückt am Ufer aus. Ein Sternenstrahl schien auf sie, und die Locken ihres goldenen Haars tanzten im seufzenden Wind. Zum erstenmal seit unserer Abreise vermiss' ich die grünen Gestade Englands nicht."

„Bst!" flüsterte Pipali mit angehaltenem Athem; „ich höre Elfentritte, es müssen die Tritte von Fremden seyn!"

„Laß uns in dieses Binsendickig zurückweichen," entgegnete Silpelit etwas erschreckt; „der gute Großschatzmeister schläft dort bereits." Sie huschten in das Gras, das für sie ein Wald war, denn das Röhrig stand zwei Fuß hoch. Allerdings fanden sie hier den Großschatzmeister unter einer Binse ausgestreckt und seine Pfeife neben ihm, denn seit seiner Ankunft in Deutschland hatte er sich aufs Rauchen geworfen, und wirklich gibt wilder Thymian, gehörig getrocknet, einen sehr guten Taback für Elfen. Auch fanden sie Schnipp und Tripp hart neben einander sitzen. Schnipp spielte mit Tripps Haar, das ausnehmend schön war.

„Was macht Ihr hier?" fragte Pipali kurz. Denn sie hatte etwas an sich fast wie eine alte Jungfer und konnte es nicht leiden, wenn Elfen nah beisammen saßen.

* Schillers Ritter Toggenburg. Dem Verfasser entweder nicht bekannt, oder ward von ihm, als nicht in den Mund des Volks übergegangen, nicht hieher gerechnet. Der Uebersetzer.

„Den Schlaf Seiner Herrlichkeit bewachen," erwiederte Schnipp.

„Hui!" rief Pipali.

„Nun!" sagte Tripp, erröthend wie eine Seemuschel; „darin liegt doch wahrhaftig nichts Unrechtes!"

„Still!" rief die Königin, durch das Dickig schauend.

Und aus dem grünen Schoos der Erde kam ein winziger Zug; Zwei und Zwei, Hand in Hand stolzirte er aus einer kleinen, mit duftenden Kräutern beschatteten Oeffnung hervor und stellte sich in einen Kreis. Dann folgten andere Elfen, mit Näschereien beladen, und augenblicklich schossen zwei schöne weiße Schwämme auf, über welchen man die Speisen ausbreitete, und siehe, man hielt ein Banket! Und ach, wie lustig es herging; welch schallendes Gelächter, so laut wie der Seufzer einer Jungfrau; welche Späße, welche Lieder! Glückliches Geschlecht! könnten dich die Sterblichen so oft wie ich in den milden Sommernächten sehen, sie würden nie um Unterhaltung verlegen seyn. Unsere zuschauenden englischen Elfen bemerkten jedoch, daß diese fremden Elfen andern Schlags als sie selbst schienen; sie waren größer und minder hübsch; ihr Haar dunkler; sie trugen Schnurrbärte und hatten etwas Wilderes in der Miene. Der armen Silpelit wollte ein wenig bangen, aber alsbald ließ sich fernher eine sanfte Musik vernehmen, fast wie der Ton, den man oft plötzlich bei stillen Nächten hört, wenn ein leichtes Lüftchen sich durch Schilf schleicht, oder in einem über Kiesel hintanzenden Bächlein plätschert. Und siehe, aus der Oeffnung des Bodens kam ein prächtig gekleideter Elfe von edelm Aussehen. Die Königin fuhr zurück, Pipali rieb sich die Augen, Tripp sah hinter Pipali's Schulter hervor und Schnipp rief, indem er sie in den Arm kneipte, verwundert aus: „beim neusten Stern, das ist Prinz von Faisenheim!"

Die arme Silpelit schaute wieder hin, und ihr kleines Herz schlug unter der Bienenflügelschnürbrust, als ob es zerspringen wollte. Der Prinz hatte einen wehmüthigen Ausdruck und setzte sich abseits von dem Gelag, indem er in tiefen Gedanken auf den Rhein niedersah.

„Ach!“ flüsterte Silpelit sich zu: „denkt er an mich?“

In diesem Augenblick zog der Prinz eine kleine, aus einer dünnen Binse gehöhlte Flöte hervor und fing an eine klagende Weise zu spielen. Silpelit hörte mit Entzücken zu: in ihren Landen hatte er diese Melodie gelernt.

Als das Musikstück zu Ende, erhob sich der Prinz, trat auf die Schmausenden zu und entsandte sie mit verschiedenen Aufträgen: Einen, um dem Zwerg des Drachenfelses einen Besuch zu machen, einen Andern, um nach dem Grab des Musäus zu sehen, und ein ganzes Detachement, um die Heidelberger Studenten zu necken. Einige Wenige stießen auf Weidenblättern in den Rhein ab, um im Sternenlicht zu kreuzen, und eine andere Abtheilung ging auf die Jagd nach der graubeinigen Motte. Der Prinz blieb allein. Silpelit konnte jetzt etwas wagen; sie hüllte sich in einen aus einem welken Blatt gefertigten Mantel, so daß nur die Augen aus der Kappe hervorstrahlten, und schlich sich aus dem Röhrig. Der Prinz wandte den Kopf und erblickte eine dunkle Elfengestalt neben sich. Er fuhr etwas erschrocken zurück und legte die Hand ans Schwert; Silpelit aber sang, ihn umkreisend, folgende Worte:

Bei des Glühwurms Leuchte, vom Abend umthaut,
Bei der Spinnweb' luft'gen Gefässen,
Bei der treulosen Schlange entwundener Haut,
O lehre mich, lehr mich vergessen.
Die Kunst dieser Gabe
Der Menschenbrust
Ist Keinem bewußt,
Wie dir, du treuloser Knabe.

Bei der Elfen lustigem Reigentanz,
Beim Hauch, der von Westen her fächelt,
Beim Sternenschein, der mit liebendem Glanz
Die Wogen zur Abendruh lächelt —
O nenn mir das Wort,
Durch das, wie die Halmen im Grunde,
Das Laub der verklungenen Stunde
Auf ewig verdorrt.

Beim Mai, der auf duftenden Zweigen thront,
Bei des Veilchenzelts lieblicher Bläue,
Beim Eiland, wo meine Schwesterschaar wohnt
Und deine vergessene Treue —

O lehre mich leben
Ohne Reue und Schmerz
Um dein meineidig Herz;
O lehr mich die Kunst, die es übt,
Und Eine die du einst geliebt,
Will dich segnen und will dir vergeben.

„So wahr ich lebe," rief Faisenheim mit schwankendem Ton: „so wahr ich lebe, ich kenne diese Stimme."

Da sank Silpelit der Mantel von den Schultern. „Meine Elfin aus England!" und Faisenheim kniete neben ihr.

Ihr hättet den Elfen knieen sehen sollen, denn ihr hättet geschworen, er mache es so ganz wie ein menschlicher Liebhaber, daß ihr fortan nie mehr auf die Liebe gespottet haben würdet. Die Liebe ist etwas so Elfenmäßiges in uns, daß selbst ein Elfe sich nicht anders bei derselben geberden kann als wir, gesetzt unsere Liebe sey treu.

Große Freude war diese Nacht unter den Elfen auf dem Werder. Sie führten Silpelit in ihren unterirdischen Palast, wo sie ihr ein prachtvolles Fest gaben, und Schnipp erzählte die bisher bestandene Abenteuer mit so guter Laune, daß er die lustigen Fremdlinge entzückte. Faisenheim aber sprach beiseits mit Silpelit und sagte ihr, er sey Herr dieser Insel und infolge der Hausgesetze, die ihm jährlich nur eine gewisse Zeit die Abwesenheit gestatteten, habe er sich genöthigt gesehen, in seine Lande zurückzukehren: „Aber, Königin, stets war es meine Absicht, Dich nächsten Frühling wieder zu besuchen."

„Gleichwohl lag Dir nicht ob, uns so jählings zu verlassen!" entgegnete Silpelit erröthend.

„Verlasse Du mich nicht wieder!" rief der feurige Elfe. „Sey die Meine, und laß uns unsere Vermählung an diesen Ufern feiern. Sehnst Du Dich nach Deiner grünen Insel? Nicht doch! dort sind Deine Altäre verödet, der Glaube ist aus dem Land gewichen, Du stehst unter den Letzten eines ungeehrten, sterbenden Geschlechts. Deine sterblichen Dichter sind verdumpft, und Phantasie, die Deine Priesterin war, schläft den tiefen letzten Schlaf. Neue unzarte Götter sind auf die Elfenwelt gefolgt. Wer schleicht noch in den Nächten

des Brachmonats durch die sternbeglänzten Büsche, den Reigentanz Deines Volks zu belauschen? Maschinenräder, Handelsgetös übertäuben für das sterbliche Ohr die Harfentöne Deiner Unterthanen! Und die Menschen, barscher und roher als ihre träumerischen Vorfahren, rücken ihre lärmenden Wohnsitze näher und näher um die Thäler und Klüfte, wo Deine Genossen weilen. — Noch einige Jahre, und wo werden Englands grüne Auen seyn?"

Die Königin seufzte und der Prinz, bemerkend, daß man ihm Ohr leihe, fuhr also fort:

„Wer unter den Menschenkindern bedarf jetzt in Deinem Geburtsland der Elfenfürsorge? Welche Wiegen willst Du bedienen? Auf welches Mädchen willst Du Deine rosigen Gaben ausstreuen? Welchem Dichter willst Du in seinen Träumen zur Seite stehen? Die Poesie ist aus der Insel geflohen: warum willst Du noch zurückbleiben? Die Zeit hat dumpfe Sitten mitgebracht, die Dein zartes Wesen verhöhnen. Puk ist in der Hyacinthe begraben; er hat keine Nachkommen und keine Trauer um seinen Hingang hinterlassen, denn die Nacht, die Elfenzeit, ist so geschäftig und hell wie der Tag geworden. Welcher Herd ist jetzt noch nach der Abendglocke verlassen? Welches Haus badet sich in Schweigen zur Stunde, wo Deine Tänze beginnen? Die Herrschaft über die Menschen ist von Dir gewichen, und Dein Geschlecht verschwindet von der überfüllten Erde. Denn trotz unserer göttlichen Natur ist unser Daseyn mit demjenigen der Menschen verflochten. Vernachläßigung von ihrer Seite ist unsere Krankheit, ihr Vergessen unser Tod. So scheide denn von dem philisterhaften und doch so unruhigen Schauplatz, der die Elfenringe Deiner Geburtsinsel einschließt. Diese Gebirge, dieses Gras, diese gleitenden Wellen, diese verwitternden Ruinen, diese sternbestrahlten Bächlein — seyen sie, o schöne Königin, Dein neu Gebiet. Noch dauert unser Dienst in diesen Landen; noch immer können wir das Gemüth des jungen Barden anfüllen, uns seiner Sehnsucht nach dem Schönen, dem Unsichtbaren beigesellen. Hierher kommen die Pilger der Welt, um hier mindestens noch die Sagen von

uns aufzusammeln. Jahrhunderte werden vergehen, ehe unser Verschwinden den Rhein entheiligen wird. Komm denn, meine Königin, dieser Palast sey Dein, und der Mond, der über den zerfallenen Mauern des Drachenfelses hereinblickt, sey unserer Vermählung, unseres Gelübdes Zeuge."

In solchen Worten koste der Elfenprinz der jungen Königin vor, und während sie deren Wahrheit beseufzte, gab sie sich dem Zauber derselben willig hin. — Ach, stets möge noch ein Fleck auf Erden seyn, wo der Elfenfuß den dichterkräftigen Boden tritt; — stets noch möge ein Land seyn, wo eine Verehrung des Unsichtbaren die Menschen heiligt und begeistert! Immerfort gleite du, majestätischer, herrlicher Rhein, durch Schatten und Thäler, aus welchen ein weiser Glaube die Schöpfungen einer erneuten Welt hervorrufen kann!

---

## Eilftes Kapitel.

Worin der Leser in Gesellschaft der englischen Elfen Orte und Wesen unter der Erde zu sehen bekommt.

Während der Hitze des folgenden Tags führte Faisenheim seine englischen Besucher durch die kühlen Höhlen, die sich unter den Rheingebirgen hinziehen. Tausend Wunder warteten hier auf die Augen der Elfenkönigin. Nichts zu sagen von den gothischen Bögen und Gewölben, zu welchen sich die gehöhlte Erde von selbst bildet, oder dem Bach, der mit mächtiger Stimme durch die dunkle Kluft rauscht, oder den emporstarrenden Silbersäulen, von Gnomen in den Mienen des Taunus gefertigt, sprech ich blos von den seltsamen Bewohnern, auf welche man von Zeit zu Zeit stieß. In einer einsamen, mit getrocknetem Moos gefütterten Zelle trafen sie zwei mißgeschaffene Elfen von ungewöhnlicher Größe, mit gemeinen Werktagsgesichtern, die sehr geräuschvoll mit einander schwatzten und ein Paar Stiefeln machten. Das waren Erdmännchen und Hauselfen, die Nachts in den Häu-

sern der Handwerksleute tanzen und alle Arten unwürdiger Possen treiben — Puke, ohne die Anmuth ihres englischen Verwandten. Sie betrugen sich sehr höflich gegen die Königin, denn sie sind im Ganzen gutmüthige Geschöpfe und hatten ehedem viele Vettern in Schottland. — Dem Lauf eines plätschernden Bachs folgend, gelangte man sofort zu einer Höhlung, aus welcher der listige Kopf eines Fuchses hervorguckte. Die Königin erschrack. „O tretet näher," sprach der Fuchs ermuthigend: „ich gehöre zum Elfengeschlecht; wir Thierelfen spielen in der deutschen Sagenwelt gar manchen Streich."

„Wirklich, Meister Fuchs," entgegnete der Prinz. „Er spricht nichts als die Wahrheit. Wie befindet sich Meister Braun?"

„Sehr wohl, mein Prinz: nur macht ihm seine Abgeschiedenheit manches Herzeleid, denn wirklich kann unser Volk gegenwärtig wenig oder nichts in der Welt thun, und so müssen wir in unsern alten Tagen hier liegen, Geschichten aus der Vergangenheit erzählen und die Thaten, die wir in der Jugend verrichtet, wiederholen, wie Sie, Madame, in allen Elfenhistorien in der Bibliothek des Prinzen nachlesen können."

„Zum Beispiel seine eigene Liebesabenteuer, Meister Fuchs," sagte der Prinz.

Der Fuchs knurrte ärgerlich und zog den Kopf in sein Loch.

„Sie haben das Mißfallen Ihres Freundes erregt," bemerkte Silpelit.

„Ja — er mag keine Anspielungen auf die Thorheiten seiner Jugendliebe. Haben Sie je von seiner Nebenbuhlerschaft mit dem Hund um die Gunst der Katze gehört?"

„Nein — das muß sehr amüsant seyn."

„Wohl, meine Königin; wenn wir nachher ausruhen, will ich Ihnen die Geschichte von der Freierei des Fuchses erzählen."

Der nächste Ort, zu dem sie kamen, war eine große Runenhöhle, mit dunkeln Inschriften einer vergessenen Sprache überdeckt. Auf einem groben Stein saß ein Zwerg mit

langen gelben Haaren, den Kopf auf die Brust gelehnt und in Gedanken vertieft.

„Der gehört einem verständigen, mächtigen Geschlecht an," flüsterte Faisenheim, „das oft mit den Elfen gestritten hat. Er ist aber von der guten Art."

Hier erhob der Zwerg mit schwermüthiger Miene den Kopf, und blickte auf die glänzenden Gestalten vor ihm, auf welche die Kienfackeln in den Händen des prinzlichen Gefolges ein helles Licht warfen.

„Ueber was sinnst Du, o Sohn von Laurins Stamm?" fragte der Prinz.

„Ueber die Zeit," antwortete der Zwerg düster. „Ich seh einen Strom; seine aus den Wolken herabfließenden Wasser sind schwarz und seine Quelle kennt Niemand. Tief rollt er fort und fort durch ein grünes Thal, das er langsam einschluckt, Thurm und Stadt wegspülend und Alles überwältigend, und der Name des Stromes ist Zeit."

Damit sank der Kopf des Zwerges wieder auf seine Brust und er sprach nichts mehr.

Die Elfen gingen weiter. „Ueber uns," sprach der Prinz, „erhebt sich einer der höchsten Berge am Rhein, denn Gebirge sind die Heimath der Zwerge. Als der große Allgeist die Erde schuf, sah er, daß das Innere der Felsen und Hügel bewohnerlos war, und gleichwohl ein mächtiges Reich und große Paläste darin verborgen lagen: — eine schauerliche dunkle Oede, die aber mitunter von den funkelnden Augen herrlicher Juwelen erleuchtet wurde; die Schatzkammer der Menschenwelt, — Gold und Silber und große Haufen edler Gesteine und ein Boden voll Metalle. So schuf denn Gott ein Geschlecht für diese weit gedehnten Lande, und begabte es mit dem Vermögen zu denken und mit ausnehmender Weisheit, also, daß es der Belustigungen und des Thatendranges der Oberwelt nicht bedärf, sondern stilles Sinnen in den dunkeln Grotten seine Freude ist. In der Schwelgerei des Denkens fließt das Daseyn dieser Wesen dahin; nur von Zeit zu Zeit erscheinen sie über der Erde und theilen den Menschen Wohl oder Wehe zu, je nach ihrer

Natur, denn sie zerfallen in zwei Klassen, in eine gute und eine böse."

Während der Prinz noch sprach, sahen sie von einem Riß in dem obern Felsen ein scheusliches Gesicht mit einem langen, wirren Bart herblicken. Jener nahm sich zusammen, und schaute den bösen Zwerg — denn ein solches war es — stirnrunzelnd an; aber die Fratze verschwand jählings mit einer wilden Lache, deren Wiederhall geisterhaft durch die langen Hohlgänge fortlief.

Die Königin klammerte sich an Faisenheims Arm. „Fürchte Dich nicht, meine Königin," sprach er; „das böse Geschlecht hat keine Macht über unsere lichte, ätherische Natur. Nur mit Sterblichen kämpft es; Der, welchen wir eben gesehen, war in alten Zeiten einer der tödtlichsten Feinde der Menschheit."

Durch einen gewundenen Gang gelangten sie jetzt in eine schöne Nebenhalle in dem Berg. Sie war von kreisförmiger Gestalt und von erstaunlicher Höhe; in der Mitte warf ein natürlicher Springbrunnen sein perlendes Wasser empor, und rings umher standen Säulen von massivem Granit, die zahllose Perspektiven bildeten, bis sie sich in das Dunkel der Ferne verloren. Juwelen waren umher gestreut und hell spielten die Elfenfackeln gegen die Edelsteine, den Springbrunnen und das bleiche Silber, das in häufigen Zwischenräumen aus dem Felsen flimmerte.

„Hier laßt uns ruhen," sprach der galante Elfe und schlug die Hände zusammen: „He da! Musik und Tische."

So wurde die Tafel neben dem Brunnen gedeckt. Für den Prinzen und seinen Besuch streuten die Hofleute mitgebrachte Rosenblätter, und mitten durchs dunkle Reich der Zwerge brach der süße Ton der Elfensaiten.

„Wir haben diese bösen Wesen in England nicht," sagte die Königin, so leis sie sprechen konnte. „Sage mir, welcher Art war der Verkehr der bösen Zwerge mit den Menschen?"

„Du weißt," erwiederte der Prinz, „daß alle Gattungen der lebenden Wesen etwas Gemeinschaftliches haben; die ächtige Kette der Sympathie läuft durch die ganze Schö-

pfung. Durch Das, was der Mensch mit den Thieren des Feldes oder den Vögeln des Himmels gemeinsam hat, herrscht er über die ihm untergeordneten Geschlechter. Er nimmt den allgemeinen Affekt der Furcht oder des Wetteifers in Anspruch, wenn er den wilden Hengst zähmt; das allgemeine Streben nach Besitz und Gewinn, wenn er die Fische des Flusses bethört, oder die Wölfe durch das Blöcken des Lammes in die Grube lockt. Ihrerseits beherrschten oder verlockten in alten Zeiten die Dämonen das Menschengeschlecht durch die Leidenschaften, welche sie mit demselben gemein haben. Der Zwerg, den Du gesehen, gehört zu der Art, die sich durch Streben nach Macht und Schätzen auszeichnet, und zu eben diesen Begierden in der eigenen Brust nahm er den Menschen gegenüber seine Zuflucht. So bereitete er sich seine Opfer! Doch nicht jetzt, theuerste Silpelit," fuhr der Prinz mit lebhafterem Ausdruck fort: „nicht jetzt wollen wir von diesen düstern Wesen sprechen. He da, laßt die Musik schweigen und kommt Alle hieher, eine wahre und ungeschmückte Geschichte von dem Hund, der Katze, dem Greif und dem Fuchs zu hören."

---

## Zwölftes Kapitel.

### Die Freierei des Meisters Fuchs.*

Bekanntlich, geliebte Silpelit, waltete zur Zeit, von der ich spreche, keine Feindschaft zwischen den verschiedenen Thier-

* Bei den Elfenepisoden beabsichtigt der Verfasser vor den Leser eine Bilderfolge der verschiedenen Geschöpfe des deutschen Mährchensatzes in der Kürze vorübergehen zu lassen, so daß sein Werk auf diese Art die äußere und die innere Welt des Landes am Rhein schildert. Die Geschichte von der Freierei des Fuchses wurde entworfen, um dem englischen Publikum einen Begriff von einer bei uns nicht eingebürgerten, obwohl bei unsern irländischen Nachbarn sehr häufigen Mährchenart zu geben, in welcher blos Thiere als handelnde Personen eingeführt, und mit all den feinen Schattirungen des Charakters und der ganzen Abwechslung individueller Züge gezeichnet sind, als ob es Wesen aus der Menschenwelt wären.

geschlechtern ob. Der Hund und der Haase plauderten ganz vergnügt mit einander, und Jedermann weiß, daß der Wolf, der damals noch nichts vom Hammelsbraten zur Kunde gebracht, eine besondere Zärtlichkeit für das Lamm empfand. In jenen glücklichen Tagen hatten zwei höchst angesehene Katzen von sehr altem Haus eine einzige Tochter. Nie gab es ein liebenswürdigeres, anziehenderes Kitzchen; als es größer wurde, entfaltete es so viele Reize, daß es in kurzer Zeit als die erste Schönheit in der Umgegend berufen war. Soll ich seine Vorzüge beschreiben? Es genüge an der Andeutung, daß sein Fell die Farbe des feinsten Schildplatts hatte, daß seine Pfoten weicher als Sammt, sein Schnurrbart mindestens zwölf Zoll lang war, und daß die Augen eine für eine Katze erstaunliche Sanftheit aussprachen. Zählte die junge Schönheit schon während des Lebens von Monsieur und Madame Bewerber in Menge, so könnt Ihr Euch vorstellen, daß diese Zahl nicht abnahm, als sie in einem Alter von dritthalb Jahren Waise, und damit einzige Erbin des ganzen Vermögens ihrer Eltern wurde. Mit Einem Wort, sie war die reichste Partie im ganzen Land. Ohne Sie, meine theure Königin, mit den Begegnissen ihrer übrigen Liebhaber, mit deren Bewerbung und eingeholten Körben zu belästigen, geh ich sogleich auf die zwei Nebenbuhler über, die am meisten Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg hatten: — den Hund und den Fuchs.

Der Hund war ein hübscher, grundehrlicher, armer Bursche. „Für meinen Theil," sprach er, „wundere ich mich nicht, daß meine Base Braun den Bären und Isegrim den Wolf ausgeschlagen; freilich geben sie sich ein großes Ansehen und nennen sich von Adel, aber was mehr? Braun ist immer übeln Humors und Isegrim beständig in einer Leidenschaft; eine Katze von irgend einigem Gefühl würde mit Jedem von Beiden ein klägliches Leben führen. Was mich betrifft, so bin ich stets von der besten Laune, wenn man mich nicht mit Gewalt aufbringt, und habe keinen Fehler, als daß ich ärgerlich werde, wenn man mich beim Essen stört. Ich bin jung und wohlgestaltet, liebe Spiel und Vergnügung und bin über=

haupt ein so guter Ehemann, als eine Katze an einem Sommertag finden kann. Nimmt sie mich, wohl und gut; sie mag ihr Vermögen für sich behalten! Nimmt sie mich nicht, so trag ich ihr deßhalb nichts nach, und werde mich hoffentlich nicht so sehr verlieben, daß ich vergäße, es gäbe noch andere Katzen in der Welt."

Damit schlug der Hund den Schwanz über den Rücken, und begab sich mit fröhlichem Gesicht zu seiner Gebieterin.

Nun hatte aber der Fuchs gehört, wie der Hund also zu sich sprach, denn der Fuchs lugte überall aus Höhlen und Winkeln hervor, und als der Hund ihm aus dem Gesicht war, brach er in ein Gelächter aus.

„Hoho! mein hübscher Gesell," sprach er, „nicht so eilig, wenn ich bitten darf. Du hast, mußt Du wissen, den Fuchs zum Mitbewerber."

Der Fuchs ist, wie Ihr wißt, ein Thier, das nichts ohne eine Mächelei thun kann, und da er seiner List halber in der Regel in all seinen Unternehmungen sehr glücklich war, zweifelte er keinen Augenblick, er werde dem Hund den Brei versalzen. Wohl wußte Reinecke, daß man in der Liebe wo möglich stets der Erste in der Reihe seyn muß, daher er beschloß, dem Hund den Vorsprung abzugewinnen und früher als er in der Wohnung der Katze anzulangen. Das war aber keine leichte Sache, denn konnte Reinecke auch auf eine kurze Strecke Wegs schneller rennen, als der Hund, so that er es ihm auf einer längern Wanderung nicht gleich. „Bei all Dem," sagte Reinecke, „haben solche gutmüthige Geschöpfe nie viel Kopf, und ich denke, ich weiß schon was ihn unterwegs anködern soll."

Damit trabte der Fuchs durch einen nähern Zwischengang im Wald rasch vorwärts, kam dem Hund zuvor, legte sich in ein Loch in der Erde und fing an höchst jämmerlich zu heulen.

Der Hund erschrack, als er den Lärm vernahm, sehr. „Sieh einmal," sprach er, „ob sich der arme Fuchs nicht in eine Schlinge verfangen hat. Solche verschmitzte Geschöpfe haben immer Unglück; dem Himmel sey Dank, mir kommt es

nie bei, verschmitzt seyn zu wollen.“ Und das gutmüthige Thier rannte, so schnell als es vermochte, fort, um zu sehen, was es mit dem Fuchs für eine Bewandtniß habe.

„Ach Lieber,“ rief Reinecke, „was soll ich thun, was soll ich thun! mein armes Schwesterchen ist in dieses Loch gerathen, und ich kann sie nicht wieder herauskriegen; sicherlich erstickt sie darin.“ Damit brach er in ein noch kläglicheres Geheul als zuvor aus.

„Aber lieber Reinecke,“ fragte der Hund ganz schlicht, „warum schlüpfst Du Deiner Schwester nicht nach?“

„Ja, Das kannst Du freilich fragen,“ erwiederte der Fuchs, „aber in der Anstrengung hineinzukommen, hab ich mir, siehst Du nicht? das Kreuz verrenkt und kann nicht mehr von der Stelle. Ach Freund, was fang ich an, wenn mein armes Schwesterchen erstickt?“

„Laß Dir deßhalb nicht bang seyn,“ erwiederte der Hund; „ich will sie im Augenblick heraus haben.“ Damit zwängte er sich mit großer Schwierigkeit in das Loch.

Nicht sobald sah der Fuchs, daß der Hund völlig darin stack, als er einen großen Stein vor die Oeffnung wälzte, und so fest dagegen anlehnte, daß der Hund, der sich nicht umwenden und mit den Vorderpfoten dagegen kratzen konnte, im engsten Verwahrsam lag.

„Ha, ha!“ lachte Reinecke draußen; „unterhalte Dich gut mit dem Schwesterchen, unterdessen will ich an Fräulein Katze Deine Komplimente vermelden.“

Damit machte sich Reinecke leichten Schrittes davon, und kümmerte sich keinen Augenblick darum, was aus dem armen Hund werden möchte. Als er bei der Wohnung der schönen Katze anlangte, beschloß er zuvor einer Freundin, einer alten Elster, die in einem Baum wohnte und mit jeder Neuigkeit in der Gegend wohl bekannt war, einen Besuch zu machen. „Denn,“ dachte Reinecke, „vielleicht erfahre ich dabei die schwachen Seiten meiner künftigen Braut und kriege somit gleich einen Halt an denselben.“

Die Elster empfing den Fuchs mit großer Herzlichkeit, und fragte, was ihn so weit von seinem Haus abgeführt habe?

„Auf mein Wort!" entgegnete der Fuchs, „hauptsächlich das Verlangen, Sie, meine Gnädige, wieder zu sehen und die angenehmen Geschichten zu hören, die Sie mit so bezaubernder Anmuth erzählen: sodann, um Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen; — falls ich überzeugt seyn darf, daß es unter uns bleibt" . . . . .

„Auf das Wort einer Elster," unterbrach ihn die Freundin.

„Verzeihen Sie, daß ich einen Zweifel hegen konnte," fuhr der Fuchs fort; „ich hätte daran denken sollen, daß eine Elster das Sprichwort der Verschwiegenheit ist. Also, was ich sagen wollte, Sie kennen Ihre Majestät die Löwin?"

„Allerdings," entgegnete die Elster und hob den Kopf hoch.

„Gut; es beliebte ihr eine Herzensneig . . . . . das heißt eine — wie sag ich? — eine Kaprice für dero unterthänigen Diener zu fassen; darüber wurde der Löwe so eifersüchtig, daß ich es für klüglich hielt, mich aus dem Feld zu machen; ein eifersüchtiger Löwe ist kein Spaß, ich versichere Sie, meine Gnädige. Aber reinen Mund!"

Eine so wichtige Neuigkeit erfreute die Elster hoch. Sie konnte nicht umhin, dieselbe mit allen Neuigkeiten aus ihrem Vorrath zu bezahlen. Alles, was sich die böse Welt über Braun und Isegrim ins Ohr flüsterte, sagte sie dem Fuchs, und machte sich sofort über die arme, junge Katze her. Keine ihrer Schwächen blieb unaufgedeckt, das dürft ihr glauben. Der Fuchs hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und erfuhr genug, um, trotz der Uebertreibung der Elster, mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Katze sehr empfänglich für Schmeichelei sey und ein gut Theil Einbildungskraft besitze.

Als die Elster zu Ende war, bemerkte sie: „Aber es muß ein großes Unglück für Sie seyn, einen so prachtvollen Hof, wie den des Löwen, entbehren zu müssen?"

„Was das betrifft," erwiederte der Fuchs, „so tröstete ich mich über mein Exil durch ein Geschenk, das mir Seine Majestät als Belohnung meiner Sorge für seine Ehre und häusliche Ruhe beim Abschied überreichte, nämlich drei Haare aus dem fünften Fuß des Amoronthologosphorus. Denken Sie einmal, gnädige Frau!"

„Von was?“ rief die Elster und hielt das linke Ohr abwärts.

Von dem Amorontologosphorus.“

„Sieh, sieh! und was bedeutet dieses lange Wort, mein lieber Reinecke?“

„Der Amorontologosphorus ist ein Thier, das auf der andern Seite des Flusses Cylinx wohnt; es hat fünf Füße und an dem fünften Fuß drei Haare, und wer diese drei Haare besitzt, hat das Vermögen auf immer jung und schön zu bleiben.“

„Was Sie sagen! Möchten Sie mich dieselben nicht sehen lassen?“ fragte die Elster und hielt die Klaue hin.

„Wie gern möcht' ich mich Ihnen hierin verbindlich erweisen, Gnädige, aber es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß ich die Haare blos der Dame zeige, die ich heirathe. In der That üben dieselben ihre Wirkung nur auf das schöne Geschlecht, wie Sie an mir selbst wahrnehmen können, dessen arme Gestalt ihr Besitz nicht im Mindesten verbessert hat. Sie sind deßhalb zu einem Hochzeitsgeschenk bestimmt, und Seine Majestät der Löwe hat mich auf diese Art großmüthig für die Verzichtung auf die Zärtlichkeit der Königin entschädigt. Man muß gestehen, daß das Präsent mit vielem Zartsinn ausgedacht war. Aber Sie erwähnen doch gewiß kein Wort davon?“

„Guter Himmel, eine Elster und ausschwatzen!“ rief die alte Plaudertasche.

Damit wünschte der Fuchs der Elster gute Nacht und zog sich in ein Loch zurück, um die Mühen des Tages erst auszuschlafen, ehe er sich der schönen, jungen Katze vorstellte.

Am nächsten Morgen war es, der Himmel weiß wie, in der ganzen Gegend herum, Reinecke Fuchs sey wegen der Gunst, die Ihro Majestät gegen ihn blicken lassen, vom Hof verbannt worden, und der Löwe habe ihm seinen Abgang durch drei Haare versüßt, die jede Dame, die der Fuchs ehlichen würde, auf immer jung und schön erhielten.

Die Katze befand sich unter den Ersten, welchen die Neuigkeit zu Ohr kam, und sie war höchst neugierig, einen so inte-

ressanten Fremden zu sehen, dessen Schätze, nach dem Ausdruck des Tages, „jedes Thier glücklich machen mußten.“ Nicht lang blieb ihr Wunsch unerfüllt. Als sie einen Spaziergang durchs Holz machte, wußte es der Fuchs so zu wenden, daß er ihr begegnete. Ihr dürft versichert seyn, daß er ihr seine beste Verbeugung machte; dabei schmeichelte er dem armen Mädchen mit einer so einnehmenden Miene, daß sie sich über die Neigung der Löwin keineswegs wunderte.

Unterdessen aber laßt uns sehen, was aus seinem Nebenbuhler, dem Hund, geworden.

„Ach das arme Thier!“ rief Silpelit. „Man sieht leicht voraus, daß nicht einmal nöthig gewesen wäre, es lebendig zu begraben, um ihm gleichwohl jede Wahrscheinlichkeit auf eine Heirath mit der Erbin zu rauben.“

„Warten wir das Ende ab,“ entgegnete Faisenheim. „Als der Hund fand, daß er also in die Falle gerathen, gab er sich für verloren. Umsonst stieß er mit seinen Hinterbeinen gegen den Stein; er riß sich blos die Pfoten wund, und war endlich genöthigt, mit ausgestreckter Zunge und ganz erschöpft liegen zu bleiben. „„Gleichwohl,““ sprach er, nachdem er wieder zu Athem gekommen, „„will ich hier nicht verhungern, ohne zuvor meine Befreiung auf jede Art versucht zu haben; kann ich auf dem einen Weg nicht heraus, so sehen wir einmal, ob auf der andern Seite kein Loch ist.““ Damit kehrte sein Muth, der bei ihm die Stelle der Schlauheit vertrat, zurück, und er schritt mit derselben unerschrockenen Art, in welcher er sich immer benahm, vorwärts. Anfangs war die Bahn ausnehmend eng, und er stieß seine Seiten oft genug gegen die rauhen Steine, die aus der Erde hervorragten. Allmälig aber wurde der Weg breiter und der Eingekerkerte wanderte sehr erleichtert fort, bis er in eine große Höhle gelangte, wo ein ungeheurer Greif auf dem Schwanz saß, und aus einer gewaltigen Pfeife rauchte.

Dem Hund gefiel es keineswegs, so jählings auf ein Geschöpf zu stoßen, das blos das Maul aufzumachen brauchte, um ihn auf Einen Bissen hinunterzuschlingen; indessen wandte er der Gefahr ein herzhaftes Gesicht zu, nahte sich dem Greifen

ehrerbietig und sagte: „mein Herr, ich würde Euch höflich verbunden seyn, wenn Ihr mir den Weg aus diesen Höhlen in die Oberwelt andeuten wolltet.“

Der Greif nahm die Pfeife aus dem Mund, und sah den Hund sehr streng an.

„Elender!“ sprach er, „wie kommst Du hieher? Gewiß hast Du mir meinen Schatz stehlen wollen; aber ich weiß, wie ich mit Landstreichern Deines Gelichters zu verfahren habe, und werde Dich ohne Weiteres auffressen.“

„Das kannst Du thun, wenn Dirs so gefällt,“ sagte der Hund, „aber es wäre ein unschönes Benehmen von einem so viel größern Thier als ich. — Ich für meinen Theil greife nie einen Hund an, der mir an Höhe nicht gleich kommt. Ich würde mich schämen, wenn ich so etwas thäte, und was Deine Schätze betrifft, so ist der Ruf der Ehrlichkeit, worin ich stehe, zu bekannt, als daß ich einen solchen Verdacht verdiente.“

„Auf mein Wort,“ rief der Greif, der sich, trotz aller Mühe, eines Lächelns nicht erwehren konnte, „Du hast eine ausnehmend unumwundene Art, Dich auszudrücken; — aber wie, sag' ich, kommst Du hieher?“

Nun erzählte der Hund, der nicht wußte, was eine Lüge war, dem Greifen die ganze Geschichte, wie er sich auf den Weg gemacht, um der Katze aufzuwarten, und wie der Fuchs Reinecke ihn in die Höhle gelockt.

Als er zu Ende war, sagte der Greif: „Ich seh', mein Freund, daß Du die Wahrheit zu sagen verstehst; ich brauche just einen solchen Knecht, wie Du mir einer seyn würdest, deßhalb bleib bei mir und halte Wache über meinen Schätzen, wenn ich schlafe.“

„Zwei Worte hierauf!“ entgegnete der Hund. „Ihr habt mein Gefühl durch die Beargwöhnung meiner Ehrlichkeit sehr verletzt, und ich möchte viel lieber in den Wald zurück, und mich an dem Schurken von Fuchs rächen, als einem Herrn dienen, der eine so üble Meinung von mir hat, selbst wenn er mir alle Schätze der Welt zum Behalten, nicht zum Hüten, gäbe. Ich bitt' Euch daher, mich zu entlassen und

mich auf den rechten Weg zu meinem Bäschen, der Katze, zu weisen."

„Ich halte nicht viel Federlesens," entgegnete der Herr der Höhle, „und laß Dir die Wahl: werde mein Knecht oder mein Frühstück; es gilt mir gerade gleich. Ich geb' Dir Bedenkzeit, bis ich meine Pfeife ausgeraucht habe."

Der arme Hund brauchte keine so lange Zeit zur Ueberlegung. „Es ist zwar," dachte er, „ein großes Unglück mit einem Greifen von so ungefälligem Aeußern in einer Höhle zu wohnen; wenn ich ihm aber treu und redlich diene, so erbarmt er sich meiner wohl mit der Zeit, und läßt mich auf die Erde zurück und meinem Bäschen sagen, was für ein Hallunke der Fuchs ist. Was das Uebrige anlangt, so ist es, wenn ich auch mein Leben so theuer als möglich verkaufen würde, unmöglich, gegen einen Greifen anzukämpfen, der ein so ungeheures Maul hat." Kurz, er entschloß sich, bei dem Mann in Dienst zu treten.

„Gib mir die Pfote darauf," sagte der grimme Raucher, und der Hund gab ihm die Pfote.

„Und nun," sprach der Greif, „will ich Dir sagen, was Du zu thun hast: sieh einmal!" Damit hob er den Schwanz auf und zeigte dem Hund einen großen Haufen Gold und Silber in einem Loch im Boden, das er bisher mit den Krümmungen des Schweifes bedeckt gehabt, und nebenbei, was dem Hund von größerem Werth dünkte, einen großen Haufen Knochen von sehr verführerischem Ansehen.

„Nun," sagte der Greif, „den Tag über kann ich all dies recht gut selbst hüten, bei Nacht aber muß ich nothwendig schlafen, und während meines Schlafs mußt dann Du statt meiner Wache halten."

„Sehr wohl," bemerkte der Hund; „in Bezug auf das Gold und Silber hab' ich nichts einzuwenden, aber ich möchte beinah, daß Ihr diese Knochen einschlößet, denn bei Nacht werd' ich oft hungrig und —"

„Halt's Maul!" rief der Greif.

„Aber Herr," fing der Hund nach kurzem Stillschweigen

von Neuem an, „gewiß kommt nie Jemand an einen so abgelegenen Aufenthalt. Wer sind die Diebe, wenn ich so frei seyn darf, zu fragen?"

„Wisse," erwiederte der Greif, „daß es hier herum eine große Menge Schlangen gibt, die beständig darauf aus sind, mir meinen Schatz zu stehlen. Träfen sie mich einmal eingenickt, so würden sie, nicht zufrieden mit dem Diebstahl, obendrein Alles anwenden, um mich todt zu stechen. So verkomm ich denn beinah aus Mangel an Schlaf."

„Ach," entgegnete der Hund, der eine gute Nachtruhe liebte, „ich beneide Euch nicht um Euern Schatz, Herr."

Mit Anbruch der Nacht legte sich der Greif, der ein ziemlich Theil Scharfsinn besaß, und sah, daß er sich auf den Hund verlassen könne, in einem andern Winkel der Höhle zum Schlaf nieder; und der Hund übernahm, nachdem er sich erst wohl geschüttelt, um recht wach zu bleiben, die Hütung des Schatzes. Der Mund wässerte ihm ausnehmend nach den Knochen, und er konnte sich nicht enthalten, sie dann und wann zu beriechen, aber er sprach zu sich selbst: „Ein geschlossener Handel bleibt geschlossen, und da ich einmal zugesagt, dem Greif zu dienen, so muß ich es als ein ehrlicher Hund thun."

Gegen Mitternacht kam eine große Schlange zu einer Seite der Höhle hereingekrochen, der Hund aber schlug ein so lautes Gebell auf, daß der Greif erwachte, und die Schlange, so schnell sie konnte, wieder wegkroch. Da war der Greif sehr zufrieden und gab dem Hund einen von den Knochen, sich daran zu erlustigen. Und jede Nacht hütete der Hund den Schatz und hielt sich so gut, daß zuletzt gar keine Schlange mehr zu erscheinen wagte. So genoß denn der Greif eine herrliche Nachtruhe.

Der Hund befand sich jetzt viel behaglicher, als er erwartet hatte. Regelmäßig gab ihm der Greif einen von den Knochen zum Nachtessen und ward, erfreut über die Treue seines Knechts, ein so angenehmer Gebieter, als es ein Greif immerhin seyn konnte. Gleichwohl wünschte sich der Hund im Geheimen immer noch sehnlich nach der Erde zurück, denn

da er den Tag über nichts zu thun hatte, als auf den Boden zu liegen und zu schlafen, so träumte er beständig von den Reizen seines Bäschens, und würgte in der Einbildung den Schurken Reinecke so kräftig, als einem Fuchs diese Ehre von den Pfoten eines Hundes je widerfuhr. Keuchend wachte er auf — ach! er konnte seine Träume nicht verwirklichen!

Eines Nachts, als er wie gewöhnlich den Schatz bewachte, sah er zu seinem großen Erstaunen ein schönes schwarz und weißes Hündlein in die Höhle kommen. Er wedelte unserem ehrlichen Freund zu, und bewegte das Schwänzlein gar vergnüglich.

„Ah, Kleines!" sagte unser Hund, den ich zur Unterscheidung den Wachthund nennen will, „Du thätest am besten, Dich so schnell als möglich wieder zu entfernen. Sieh dort im andern Winkel der Höhle schläft ein großer Greif; wacht er auf, so frißt er Dich entweder, oder macht Dich zu seinem Knecht, wie er mit mir gethan."

„Ich weiß, was Du mir sagen willst," entgegnete das Hündchen, „und bin zu Deiner Befreiung herabgekommen. Der Stein ist von der Oeffnung weggerückt, und Du hast nichts zu thun, als mit mir umzukehren. Komm, Bruder, komm."

Der Hund wurde durch diese Anrede sehr aufgeregt. „Dringt nicht in mich, mein lieber, kleiner Freund," sprach er; „Du mußt wissen, ich wäre überglücklich, wenn ich aus dieser kalten Höhle entkommen und mich wieder einmal auf dem weichen Rasen wälzen könnte; aber wenn ich meinen Herrn verlasse, so kommen die verfluchten Schlangen, die beständig auf der Lauer liegen, und stehlen ihm seinen Schatz, ja stechen ihn vielleicht gar todt."

Auf dies hin ging das Hündchen auf den Wachthund zu, machte ihm die dringendsten Gegenvorstellungen, leckte ihm liebkosend beide Seiten des Gesichts, packte ihn beim Ohr, und suchte ihn von dem Schatz wegzuziehen; aber der Hund war nicht zum kleinsten Schritt zu bringen, so schmerzlich sein Herz ihn auch drängte. Endlich, da es Alles vergebens fand, sagte das Hündlein: „Nun denn, wenn ich Dich ver-

lassen muß, so lebe wohl, aber ich bin auf dem langen Herabweg zu Dir so hungrig geworden, daß ich wünschte, Du gäbest mir einen von diesen Knochen. Sie riechen sehr annehmlich und Einer aus so vielen wird nie vermißt werden."

„Ach," rief der Hund, „wie unglücklich, daß ich den Knochen, den mir mein Herr gegeben, bereits verspeist habe, sonst solltest Du ihn mit Freuden bekommen. Von diesen hier aber kann ich Dir keinen mittheilen, denn mein Herr hat mir das Versprechen abgenommen, sie alle zu hüten, und ich hab' ihm die Pfote darauf gegeben. Ich bin überzeugt, daß ein Hund von Deinem ehrenhaften Ansehen jetzt nichts Weiteres über die Sache sagen wird."

Da erwiederte das Hündchen verdrießlich: „Pah! wie albern Du sprichst! Sicherlich vermißt ein großer Greif ein Knöchlein, wie es für mich paßt, nicht." Damit nistete es sein Näschen unter den Wachthund und suchte einen der Knochen hervorzuzerren.

Auf dies wurde der Wachthund zornig und packte, obwohl mit großer Ueberwindung, das Hündlein beim Genick, und schleuderte es von sich, jedoch ohne ihm einen Schaden zu thun. Plötzlich verwandelte sich das Hündlein in eine ungeheure Schlange, größer als der Greif selbst, und der Wachthund bellte aus aller Macht. Hastig fuhr der Greif auf, und die Schlange schoß auf ihn los, eh' er noch recht wach geworden. Ich wünschte, theuerste Silpelit, Sie hätten den Kampf zwischen dem Greif und der Schlange mit ansehen können, wie sie pusteten und zischten und bissen und ihre feurigen Zungen gegen einander zuckten. Endlich gewann die Schlange die Oberhand und wollte die Zunge eben in denjenigen Theil des Greifen einsenken, der von keinen Schuppen gedeckt ist, als der Hund sie beim Schwanz erwischte und so heftig biß, daß sie nicht umhin konnte, sich umzuwenden, um ihren neuen Feind zu tödten; der Greif aber ersah sich schnell seinen Vortheil, packte die Schlange mit beiden Klauen um die Kehle und erdrosselte sie richtig. Sobald er sich von der Anstrengung des Kampfes erholt hatte, überhäufte er seinen Lebensretter mit jeder Art von

Liebkosungen. Der Hund erzählte ihm die ganze Geschichte, und der Greif erklärte sofort, die todte Schlange sey der Schlangenkönig gewesen, welcher die Macht besitze, sich in jede beliebige Gestalt zu verwandeln.

„Hätte sie Dich verlockt," sprach er, „von dem Schatz auch nur auf einen Augenblick zu weichen, oder ihr irgend einen Theil davon zukommen zu lassen, ja auch nur ein einzig Knöchlein, so hätte sie Dich im Nu zermalmt und mich, ehe ich erwacht wäre, todt gestochen; aber dem Ehrlichen kann nichts, selbst das giftigste Thier in der Schöpfung nicht bei."

„Das war immer mein Glaube," antwortete der Hund, „und jetzt, Herr, thätet Ihr gut, Ihr legtet Euch wieder aufs Ohr und überließet das Uebrige mir."

„Nein," erwiederte der Greif, „fürderhin bedarf ich keines Knechts, denn jetzt, da der König der Schlangen todt ist, werden mich die andern nicht mehr belästigen. Nur um seine eigene Habsucht zu befriedigen, wagten sich seine Unterthanen in die Greifenhöhle."

Auf diese Kunde ward der Hund hoch erfreut, stellte sich auf seine Hinterpfoten, und bat den Greif höchst beweglich, ihn auf die Erde zurückkehren zu lassen, um seine Geliebte, die Katze, zu besuchen, und seinen Nebenbuhler, den Fuchs, zu würgen.

„Du dienst keinem undankbaren Herrn," entgegnete der Greif. „Du sollst zurückkehren und ich will Dich die ganze List meines Geschlechtes lehren, das noch viel listiger ist, als das Geschlecht dieses Rabulisten, des Fuchses, so daß Du es mit Deinem Nebenbuhler füglich aufnehmen kannst."

„Ach verzeiht," antwortete hastig der Hund, „ich bin Euch immerhin in gleichem Grad verbunden, aber ich denke Ehrlichkeit kann es jeden Tag mit der Schlauheit aufnehmen, und als ein Hund von Ehre halt ich mich um ein gut Theil gesicherter, als wenn ich alle Kniffe der Welt verstände."

„Gut," sagte der Greif ein wenig pikirt von der Offen=

herzigkeit des Hundes, „thu nach Deinem Belieben, ich wünsche Dir alles mögliche Glück."

Damit öffnete er eine geheime Thür an der Seite der Höhle, und der Hund erblickte einen breiten Weg, der geradezu nach dem Wald führte.

Er dankte dem Greif von ganzem Herzen, und jagte mit wedelndem Schweif ins offene Mondlicht hinaus. „Oho! Meister Fuchs," sprach er, „so verschmitzt Du Dir vorkommst, gibt es doch für einen ehrlichen Hund keine Falle, die nicht wieder eine Hinterthür hätte."

Damit krümmte er den Schweif zierlich über dem linken Bein und warf sich in einen langen Trab nach dem Haus der Katze. Als er es endlich vor sich liegen sah, hielt er an, um sich aus einer Wasserpfütze zu erfrischen. Wer anders war dort, als unsere Freundin die Elster?

„Und was ist denn Sein Verlangen, Freund?" fragte sie beinah' verächtlich, denn der Hund sah nach seiner Reise etwas verwahrlost aus.

„Ich will mein Bäschen, die Katze, besuchen," erwiederte er.

„Sein Bäschen?" rief die Elster. „Weiß er nicht, daß sie mit Nächstem den Fuchs Reinecke heirathet? Das ist keine Zeit, wo sie Besuche von einem Kerl, wie Er, annehmen kann."

Diese Worte brachten den Hund in eine solche Leidenschaft, daß wenig fehlte, so hätte er die Elster für die unhöfliche Art, womit sie eine so böse Neuigkeit mittheilte, gebissen. Indessen bezwang er seinen Unmuth und verfügte sich, ohne Antwort zu geben, nach der Wohnung der Katze.

Die Katze saß am Fenster und der Hund hatte sie nicht sobald erblickt, als er sein Herz gänzlich verlor. Nie zuvor war ihm eine so schöne Katze zu Gesicht gekommen. Mit wedelndem Schweif und höchst einschmeichelnder Miene trat er näher, als die Katze plötzlich wegfuhr, ihm das Fenster vor der Nase zuschlug, und siehe! Reinecke Fuchs an ihrer Stelle erschien.

„Komm heraus, Du Schurke," rief der Hund und wies ihm die Zähne. „Komm heraus, ich fordere Dich zum Zweikampf, ich habe Deine Bosheit nicht vergessen, und Du

flehst, daß ich nicht länger in einer Höhle stecke und unfähig bin, Dich für Deine Schändlichkeit zu bestrafen."

„Geh' heim, Tropf," antwortete der Fuchs höhnisch; „Du hast hier nichts zu thun, und was einen Kampf mit Dir betrifft — pah!" Damit verließ der Fuchs das Fenster und verschwand. Der Hund aber, in der höchsten Wuth, kratzte wacker an der Thür und machte einen solchen Lärm, daß nach kurzem Verzug die Katze selbst ans Fenster kam.

„Nun da!" rief sie ärgerlich, „was soll diese Flegelei? Wer ist Er und was will Er in meinem Haus?"

„Ach liebes Bäschen," entgegnete der Hund, „sprechen Sie doch nicht so streng. Wissen Sie, daß ich hierher gekommen, Ihnen einen Besuch zu machen; und was Sie auch vorhaben mögen, lassen Sie sich beschwören, nicht auf diesen Schandbuben von Fuchs zu hören: Sie haben keine Vorstellung, was der für ein Schuft ist."

„Was," rief die Katze feuerroth, „wagt Er Leute von Stand auf diese Art zu schmähen? Ich sehe, Er hat einen Anschlag auf mich. Fort, im Augenblick! oder . . . ."

„Genug, mein Fräulein," sagte der Hund stolz. „Kein weiteres Wort mehr. Leben Sie wohl."

Und langsam wandte er sich um und begab sich unter einen Baum, wo er sein Quartier für diese Nacht nahm. Am folgenden Morgen war große Bewegung in der Umgegend. Ein Fremder, der auf einem ganz andern Fuß reiste, als der Hund, hatte sich mitten in der Nacht eingefunden und seinen Abstand in einer großen, in einen steilen Fels gesenkten Höhle genommen. Das Geräusch, das er bei seinem Flug durch die Luft gemacht, war so groß, daß es jeden Vogel und jeden Vierfüßler in der Gemeinde aufweckte, und Reinecke, den sein böses Gewissen nie recht schlafen ließ, streckte den Kopf aus dem Fenster und entdeckte zu seinem großen Schrecken, der Fremde sey nichts Geringeres als ein ungeheurer Greif.

Nun sind die Greifen die reichsten Thiere in der Welt, und das ist der Grund, warum sie sich so sehr unter der Erde

halten. Geschieht es je, daß sie einen Besuch über derselben machen, so vergißt man das nicht so bald wieder.

Die Elster war in der höchsten Spannung. Was konnte den Greifen hergeführt haben? Sie beschloß, ein Blicklein in die Höhle zu werfen, zu welchem Behuf sie den Felsen ängstlich hinaufhüpfte, und that, als läse sie Reisig für ihr Nest.

„Holla! Madame!“ rief eine rauhe Stimme, und der Greif streckte den Kopf aus der Höhle hervor. „Holla! Sie sind eben die Dame, die ich gern sehen möchte; Sie kennen alles Volk hier herum — he?“

„Wenigstens sämmtliche gute Gesellschaft, Eure Herrlichkeit!“ erwiederte die Elster mit tiefer Verneigung.

Auf dies kam der Greif heraus und fuhr, indem er seine Pfeife behaglich in der freien Luft rauchte, um der Elster Muth zu machen, also fort:

„Gibt es in der Umgegend einige angesehene Thiere von guter Familie?“

„Oh, die feinste Gesellschaft, ich versichere Eure Herrlichkeit!“ rief die Elster. „Ich selbst lebe nun schon seit zehn Jahren hier, und die große Erbin, die Katze dort drüben, zieht eine große Menge Fremder her.“

„Hm! — Erbin, ja doch! Ihr wißt viel von Erbinnen!“ entgegnete der Greif. „Es gibt nur Eine Erbin in der Welt, und das ist meine Tochter.“

„Behüte! Hat Eure Herrlichkeit Familie? ich bitte tausendmal um Verzeihung. Sah' ich doch heute Nacht blos Eurer Herrlichkeit eigenes Reisezeug und wußte nicht, daß Sie irgend Jemand mitgebracht.“

„Meine Tochter reiste voraus und war bereits gut untergebracht, als ich anlangte. Ich darf wohl annehmen, daß sie Euch nicht im Schlaf gestört haben wird, wie ich, denn sie zieht so leicht durch die Luft dahin wie ein Schwan; ich aber habe das Podagra in der linken Klaue, und das ist der Grund, warum ich auf meinen Reisen so puste und ächze.“

„Darf ich etwa ein wenig zu Fräulein Greif hineingehen, und sehen, wie sie sich nach der Reise befindet?“ fragte die Elster vortretend.

„Ich dank' Ihnen; nein. Ich wünsche nicht, daß man sie während meines hiesigen Aufenthalts sehe: es verrückt ihr den Kopf, und ich bin nicht ohne Sorge, daß ein oder der andere junge Herr sie entführen könnte, wenn einmal bekannt wird, wie schön sie ist. Sie ist das Ebenbild von mir, aber ein Erzschwindelgeist! Nicht daß mir sonderlich viel daran läge, wenn sie mit einem Thier von Stand davonliefe, müßt ich ihr nicht ihren Kindstheil herauszahlen, der über die Maßen groß ist: hab' ich aber einmal Geld in der Hand, Madame, so trenn' ich mich ungern wieder davon, ho! ho! ho!"

„Sie sind unendlich witzig, Gnädigster. Aber wenn Sie Ihre Einwilligung versagen?" fragte die Elster, höchst neugierig, die ganze Familiengeschichte eines so vornehmen Herrn zu erfahren.

„Ich müßte gleichwohl das ganze Heirathgut herausgeben. Es wurde ihr von ihrem Oheim, dem Drachen, als Erbschaft zugewiesen. Aber ich bitte hievon keinen weitern Gebrauch zu machen."

„Eure Herrlichkeit kann sich auf meine Geheimhaltung verlassen. Ich wünsche Eurer Herrlichkeit einen guten Morgen."

Fort flog die Elster und hielt nicht an, bis sie zum Haus der Katze gelangt war. Katze und Fuchs saßen beim Frühstück und der Fuchs hielt die Pfote aufs Herz. „Hübsche Scene!" rief die Elster. Die Katze erröthete und bat die Elster, Platz zu nehmen.

Sofort ging die Zunge der Elster in einem ununterbrochenen Zug fort. Sie erzählte den Beiden die ganze Geschichte vom Greifen und seiner Tochter, und überdies noch ein gut Theil mehr, was ihr der Greif nie gesagt hatte.

Die Katze hörte aufmerksam zu. Eine andere junge Erbin in der Nachbarschaft mochte leicht eine gefährliche Rivalin werden. „Aber ist die Greifin hübsch?" fragte sie.

„Sehr hübsch!" rief die Elster; „ach hättet Ihr den Vater gesehen! welch ein Mund, welche Augen, welche Farbe! und er erklärte, sie sey sein Ebenbild! Aber was sagen Sie, Herr Reinecke? Sie, der so viel in der großen Welt gewesen, haben die junge Dame vielleicht gesehen?"

„Wirklich, ich kann das nicht sagen," erwiederte der Fuchs, aus einer Träumerei erwachend. „Aber sie muß ausnehmend reich seyn. Ich wette, dieser Narr, der Hund, macht sich an sie."

„Apropos! welchen Rumor der gestern vor Ihrer Thür verführte!" rief die Elster. „Warum ließen Sie ihn nicht ein, meine Liebe?"

„Ach," bemerkte die Katze sittig: „Herr Reinecke sagt mir, es sey ein Hund von sehr übelm Ruf, ein reiner Glücksritter, der überdies einen höchst gefährlichen Hang zum Beißen unter einem Schein von Gutmüthigkeit verberge. Ich hoffe, er macht Ihnen keine Ungelegenheiten, lieber Reinecke?"

„Mir? o der arme Teufel; nein! — vielleicht daß er ein wenig poltert, aber er weiß, daß ich, wenn ich einmal zornig bin, beiße wie ein Satan. Doch man muß sich selbst nicht loben."

Gegen Abend verspürte Reinecke ein starkes Verlangen, den Greif seine Pfeife rauchen zu sehen; aber was konnte er thun? Unter dem Baum gegenüber lag der Hund und lauerte augenscheinlich auf ihn, während Reinecke gar keine Lust empfand, sich wirklich als jenen Satan im Beißen zu bewähren, für welchen er sich erklärt hatte. Endlich beschloß er, seine Zuflucht zu einer List zu nehmen, um sich den Hund vom Hals zu schaffen.

Ein junger Kaninchenrammler, eine Art ländlicher Geck, hatte seinem Bäschen, der Katze, die Aufwartung gemacht. Reinecke nahm ihn auf die Seite und sprach: „Sie bemerken jenen schäbigen Hund unter dem Baum? Na! Der hat sich sehr übel gegen Ihr Bäschen Katze aufgeführt, und Sie sollten ihn offenbar fordern! Vergeben Sie mir die Kühnheit, die ich mir gegen Sie erlaube; lediglich die Achtung vor Ihrem Ruf veranlaßt mich, mir diese Freiheit zu nehmen. Sie wissen, ich selbst könnte den Schurken leicht züchtigen; aber welchen Skandal gäbe Das! Wär ich bereits mit Ihrem Bäschen verheirathet, so wärs was Anderes! Aber so können Sie denken, welche Geschichte die verdammte Elster jetzt daraus aushecken würde!"

Der Rammler sah ganz dumm aus. Er versicherte den Fuchs, er könne von einem solchen Hund keine Satisfaktion nehmen; er liebe sein Bäschen allerdings zärtlich, aber er sehe keine Nothwendigkeit ab, sich in ihre Privatangelegenheiten zu mischen: kurz, er wandte alles Mögliche an, sich aus der Schlinge zu ziehen; aber der Fuchs wußte seine Eitelkeit auf so künstliche Art zu fassen, versicherte ihn so ernstlich, der Hund sey die größte Memme in der Welt und werde demüthig Abbitte thun; stellte ihm den Ruhm, der ihm für einen solchen Muthbeweis zufallen würde, so beredt vor, daß der Rammler sich endlich überreden ließ, die Ausforderung an Mann zu bringen.

„Ich will Ihnen sekundiren," sagte der Fuchs; „das große Feld auf der andern Seite des Waldes, eine Stunde von hier, soll der Kampfplatz seyn, dort sind wir unbemerkt. Sie gehen zuerst, ich folge in einer halben Stunde nach, und — hören Sie wohl, — nimmt er die Ausforderung an und Sie fühlen die mindeste Bangigkeit, so will ich bereit seyn und Ihnen die Sache mit dem größten Vergnügen aus den Pfoten nehmen. Verlassen Sie sich darauf, mein lieber Herr!"

Hin zog der Rammler. Der Hund war anfangs über die Verwegenheit des ärmlichen Geschöpfleins etwas erstaunt, als er aber vernahm, daß der Fuchs sich einfinden werde, willigte er mit Freuden ein, sich nach dem Kampfplatz zu begeben. Diese Bereitwilligkeit gefiel dem Rammler nicht im Mindesten, sehr langsam wanderte er nach dem Feld, und da er dort keinen Fuchs sah, sank ihm das Herz gänzlich. Während der Hund seine Nase an die Erde hielt, ob er nicht etwa die Witterung des annahenden Fuchses bekäme, schlüpfte sein Gegner in einen Kaninchenbau und ließ Jenen allein zurückkehren.

Unterdessen befand sich der Fuchs bereits vor dem Felsen. Er ging äußerst sachte und sah sich mit der höchsten Vorsicht um, denn es dämmerte ihm vor, ein Greifen-Papa dürfte nicht sonderlich höflich gegen Füchse seyn.

In dem Felsen waren zwei Höhlen, eine unten und eine oben, ein unteres und ein oberes Stockwerk. Indem der

Fuchs umherlugte, bemerkte er plötzlich, daß ihm aus dem obern Stockwerk eine große Klaue zuwinkte.

„Ah, ah!“ dachte der Fuchs, „ich schwöre darauf, das ist die muthwillige junge Greifin.“

Er trat näher und eine Stimme rief:

„Bezaubernder Herr Reinecke! glauben Sie nicht, eine unglückliche Greifin von der barbarischen Einzwängung in diesen Felsen befreien zu können?“

„O Himmel!“ entgegnete zärtlich der Fuchs, „welch schöne Stimme! und, ach mein armes Herz, welch niedliche Klaue! Wäre es möglich, daß ich die Tochter Seiner Gnaden, des großen Greifen vernähme?“

„Still, Schmeichler, nicht so laut, wenn ich bitten darf. Mein Vater macht eben einen Abendspaziergang und hat ein sehr leises Gehör. Er hat mich an meinen armen Flügeln in die Höhle gebunden, denn er fürchtet gar sehr, irgend ein Thier möchte mich entführen. Sie wissen, ich habe mein abgesondertes Vermögen.“

„Sprechen Sie nicht von Schätzen!“ sagte der Fuchs. „Aber wie kann ich Sie befreien? Soll ich hinein und den Strick abnagen?“

„Ach!“ erwiederte die Greifin, „mit einer ungeheuren Kette bin ich gebunden. Gleichwohl könnten Sie immer hereinkommen; wir sprächen da sicherer mit einander.“

Der Fuchs schaute vorsichtig rings umher, und da er nirgends eine Spur des Greifen gewahr wurde, trat er in die untere Höhle und schlich sich von da die Treppe hinauf in das obere Geschoß. Im Vorübergehen bemerkte er unermeßliche Haufen von Gold und Edelsteinen, so daß der alte Greif wohl mit Recht darüber gelacht haben mochte, als man die arme Katze eine „Erbin“ nannte. Solch untrügliche Zeichen des Reichthums vergnügten den Fuchs sehr, und er betrat den obern Stock mit dem Entschluß, von den Reizen der Greifin außer sich gesetzt zu werden.

Allein zwischen dem Treppenende und dem Ort, wo die junge Dame angekettet saß, klaffte eine große Spalte und er fand das Hinüberkommen unmöglich. Die Höhle war

dunkel, doch erblickte er genug von der Gestalt der Greifin, um trotz ihrem Unterrock zu entdecken, daß sie wirklich das Abbild des Vaters und die scheußlichste Erbin war, welche die Erde je gesehen.

Gleichwohl würgte er seinen Ekel hinunter, und ergoß sich in einen solchen Strom Schmeicheleien, daß die Greifin gänzlich gewonnen schien. Er beschwor sie mit ihm zu entfliehen, sobald sie losgekettet wäre.

„Das ist unmöglich," erwiederte sie, „denn mein Vater läßt mich blos in seiner Gegenwart von der Kette, und dann darf ich mich nicht aus seinem Gesicht entfernen."

„Der Elende!" rief Reinecke. „Was ist zu thun?"

„Ich weiß nur einen Ausweg, und zwar diesen: Ich bereite ihm immer seine Fleischbrühe; könnte ich was hineinmischen, das ihn in einen festen Schlaf versenkte, eh er Zeit hätte mich wieder anzuketten, so schliche ich mich leicht hinunter, und nähme den ganzen Schatz drunten auf meinem Rücken mit."

„Herrlich! Wie erfinderisch, wie scharfsinnig! Gleich will ich fort und einige Mohnköpfe herschaffen."

„Ach! Mohn hat keine Wirkung auf Greifen; das Einzige, was den Vater in einen festen Schlaf zu bringen vermöchte, wäre eine hübsche junge Katze, die ich ihm in der Fleischbrühe kochen würde. Es ist erstaunlich, welchen Zauber Das auf ihn ausübt. Aber woher eine Katze bekommen? zudem muß sie noch Jungfer seyn!"

Reinecke kam über ein so seltsames Opiat ein Wenig außer Fassung.

„Indessen," dachte er, „Greifen sind nicht wie die übrige Welt, und eine so reiche Erbin ist nicht durch gewöhnliche Mittel zu gewinnen."

„Ich kenne," sprach er nach kurzem Bedenken, „eine jungferliche Katze, aber ich empfinde einiges Widerstreben bei dem Gedanken, daß sie in der Fleischbrühe des Greifen gekocht werden soll. Würde nicht ein Hund dieselbe Dienste leisten?"

„Ha, Verräther!" rief die Greifin und schien zu weinen,

„Du liebst die Katze, seh ich wohl. Geh und heirathe die armselige Zwergin und laß mich vor Gram sterben!“

Umsonst behauptete der Fuchs, daß er sich keinen Strohhalm um die Katze kümmere; nichts vermochte die Greifin zu besänftigen als seine bestimmte Versicherung, daß, komme was da wolle, die arme Müsi in die Höhle gebracht und in der Fleischbrühe des Alten gekocht werden sollte.

„Aber wie wollen Sie dieselbe her kriegen?“ fragte die Greifin.

„Ueberlassen Sie Das mir!“ entgegnete Reinecke. „Hängen Sie nur einen Korb aus dem Fenster, und ziehen ihn an einem Strick wieder hinauf. Im Augenblick, wo er vor dem Fenster anlangt, sehen Sie zu, daß Sie die Klaue gleich auf die Katze bekommen, denn sie ist über die Maßen flink.“

„Pah! wäre eine saubere Greifin, wenn ich nicht wüßte, wie man eine Katze fängt!“

„Aber Das muß geschehen, wenn ihr Vater nicht zu Haus ist?“

„Versteht sich; jeden Abend bei Sonnenuntergang macht er ein Spaziergängchen.“

„So seys denn gleich morgen!“ rief Reinecke, der sich gewaltig nach dem Schatz sehnte.

Nachdem diese Abrede getroffen, hielt es der Fuchs für Zeit sich zu entfernen. Er schlich sich wieder die Treppe hinab, und suchte unterwegs Einiges von den Schätzen abzuführen, aber die Last war für ihn zu schwer und er mußte sich bekennen, daß es unmöglich sey den Schatz zu bekommen, ohne die Greifin, deren Rücken überaus kräftig zu seyn schien, mit in den Kauf zu nehmen.

Er kehrte zu der Katze zurück, und als er beim Eintritt ins Haus wahrnahm, wie nach den prächtigen Juwelen in der Greifenhöhle Alles so gewöhnlich erschien, wunderte er sich mächtig, wie er je glauben konnte, die Katze habe die geringsten Ansprüche auf ein gutes Aussehen.

Indessen verbarg er seinen verruchten Plan, und seiner Gebieterin kam es vor, er sey nie so liebenswürdig gewesen.

„Rath einmal,“ sprach er, „wo ich gewesen? bei unserem

neuen Nachbar, dem Greifen, einem charmanten Mann. Höchst leutselig, ganz das Air des Hofs! was die einfältige Elster betrifft, so durchschaute sie der Greif auf den ersten Blick: die ganze Geschichte von seiner Tochter war eine Schnurre; er hat gar keine Tochter. Du weißt, meine Liebe, Schnurren gehören zum Ton bei den Großen. Ueberall, sagt er, habe er nur von Deiner Schönheit gehört, und als ich ihm zu wissen that, daß wir uns bald heirathen würden, bestand er darauf, zu Ehren des Ereignisses großen Ball und Souper zu geben. In der That ist er ein galanter alter Knabe und stirbt vor Begierde, Dich zu sehen. So war ich denn genöthigt, die Einladung anzunehmen."

„Du konntest nicht anders," sagte das arglose junge Geschöpf, das, wie schon gesagt, sehr empfänglich für Schmeichelei war.

„Und denk nur, wie zart seine Aufmerksamkeit ist," fuhr der Fuchs fort. „Da er für ein Thier seines Ranges ziemlich schlecht logirt und seine Schätze den ganzen untern Boden einnehmen, so ist er genöthigt, das Fest im obern Stock zu geben. Da will er nun einen Korb für seine Gäste aushängen, und sie mit eigenen Klauen hinaufziehen. Wie herablassend! Aber so liebenswürdig sind die Großen!"

Die in der Zurückgezogenheit aufgewachsene Katze war voll Entzücken über den Gedanken, einmal einen Blick in die vornehme Welt zu thun, und die Liebenden sprachen den ganzen nächsten Tag von nichts Anderem. Als Reinecke gegen Abend den Kopf aus dem Fenster streckte, erschaute er seinen alten Freund, den Hund, der wieder auf seiner gewöhnlichen Lauer lag und ihn sehr ingrimmig bewachte.

„Ach, das verfluchte Thier, ich hatte es ganz vergessen! was ist jetzt zu thun? keinen Knochen ließ' er von mir übrig, wenn er mich jetzt den Fuß aus der Thür setzen sähe."

Damit fing der Fuchs an in seinem Kopf umzuwälzen, wie er seines Nebenbuhlers los werden möchte, und faßte endlich einen sehr bemerkenswerthen Plan. Er bat die Katze vorauszugehen und an einer Beugung der Straße, etwas entfernt vom Haus, auf ihn zu warten. „Denn," sprach er,

„gehen wir zusammen, so werden wir sicherlich von dem Hund insultirt, da er weiß, daß in Gegenwart einer Dame die Sitte einem Thier von höherer Bildung nicht gestattet, Beleidigungen zu rächen. Bin ich aber allein, so ist der Kerl feig genug, daß er nicht den Mund aufthut. Laß die Thür offen, ich folge Dir sogleich nach.“

Das Gemüth der Katze war so gänzlich gegen ihren Vetter eingenommen, daß sie dieser Schilderung seines Charakters unbedingten Glauben schenkte und demgemäß zuerst fortging, dem Geliebten noch vielfach anempfehlend, seiner Würde nicht durch Einlassung in irgend einen Wortwechsel mit dem Hund Eintrag zu thun.

Der Hund kam sehr demüthig auf sie zu, und bat nur ein paar Worte mit ihr sprechen zu dürfen, aber sie empfing ihn so hochfahrend, daß ihm die Lust verging und er wüthender als je auf seinen Mitbewerber zu dem Baum zurückkehrte. Was glich jedoch seiner Freude, als er gewahr wurde, daß die Katze die Thür offen gelassen! „Jetzt Elender,“ dachte er, „kannst Du mir nicht entgehen.“ So trat er denn barsch durch die Hinterthür ein. Er war sehr erstaunt, Reinecke im Stroh ausgestreckt zu finden, keuchend als wollte ihm das Herz brechen und die Augen in der Todespein umherwälzend.

„Ach Freund,“ sagte der Fuchs mit wankender Stimme: „Du bist gerächt, meine Stunde ist gekommen; eben bin ich daran, den Geist aufzugeben; leg Deine Pfote in die meinige und sage, daß Du mir verzeihest.“

Trotz seiner Erbitterung vermochte es der großmüthige Hund nicht, die Zähne an einen sterbenden Feind zu setzen.

„Du hast mir einen schuftigen Streich gespielt,“ sprach er; „Du hast mich in einem Loch verkommen lassen wollen, und mich augenscheinlich bei meinem Bäschen verschwätzt. Ich dachte mit Zuversicht, Rache an Dir zu nehmen, wenn Du aber wirklich am Sterben bist, so ändert Das die Sache.“

„Ach! ach!“ stöhnte der Fuchs jämmerlich: „mir ist nicht mehr zu helfen. Die arme Katze ist zum Doktor Affen gegangen, aber er wird nicht mehr zu rechter Zeit erscheinen. Ach wie schrecklich, auf dem Sterbebette ein böses Gewissen

zu haben! Aber warte, bis die Katze zurückkehrt, und ich will Dir vor meinem Tod in ihrer Gegenwart volle Genugthuung geben."

Der gutmüthige Hund war sehr gerührt, als er seinen Todfeind in einem solchen Zustand sah und suchte ihn, so gut ers vermochte, zu trösten.

„Oh weh!" rief der Fuchs, „der Gaumen klebt mir zusammen, es ist als brennte ein Feuer darin." Damit hängte er die Zunge aus dem Hals und rollte die Augen noch grauenhafter als vorher.

„Ist kein Wasser da?" fragte der Hund umherspürend.

„Ach nein! — Doch halt! — ja, jetzt fällt mir ein, daß sich ein Wenig in dem kleinen Grübchen in der Mauer befindet; aber wie dazu kommen? es ist so hoch, daß ich in meinem armseligen Zustand nicht hinaufklettern kann, und von Jemand, dem ich so großes Unrecht gethan, wag ich nicht einen solchen Liebesdienst zu fordern."

„Sprich davon nichts; — aber das Grüblein ist sehr klein, ich konnte meine Nase nicht durchstecken."

„Nein, aber wenn Du auf diesen Stein kletterst, und dann die Pfote in das Grüblein hältst, so kannst Du sie mit Wasser benetzen und wenigstens so meinen armen, zusammengebackenen Mund kühlen. Ach wie schrecklich, ein böses Gewissen zu haben!"

Der Hund sprang auf den Stein, stellte sich auf die Hinterbeine und hielt die eine Vorderpfote in das Loch. Plötzlich zog Reinecke an einer Schnur, die er unter dem Stroh verborgen hatte, und die Pfote des Hunds war durch eine laufende Schlinge fest an die Wand gebunden.

„Ha, Schurke!" rief er sich umwendend; aber der Fuchs hüpfte lustig von dem Stroh auf, befestigte die Schnur vermittelst seiner Zähne an einem Nagel auf der andern Seite der Wand und zog mit dem Ruf ab: „Guten Tag, mein lieber Freund; hüte Dich künftig, an schnelle Bekehrungen zu glauben!" — Damit ließ er den Hund auf den Hinterbeinen Wache im Haus halten.

Er traf die Katze an der verabredeten Stelle seiner har-

rend, und unter Liebesgesprächen gingen sie mit einander weiter, bis sie vor der Höhle anlangten. Es war jetzt ziemlich dunkel geworden, und bereits sahen sie den Korb drunten warten. Der Fuchs half der armen Katze hinein. „Es ist nur Raum für Eine Person," sprach er, „Du mußt zuerst hinauf!" Der Korb stieg empor; der Fuchs hörte ein klägliches Miau, und Alles ward still.

„So Viel für die Fleischbrühe des Greifen!" dachte er.

Geduldig hatte er eine Zeit lang gewartet, als die Greifin, mit der Klaue aus dem Fenster winkend, wohlgemuth ausrief: „Alles ist in Richtigkeit, lieber Reinecke; Papa hat seine Fleischbrühe hinunter und schläft wie ein Fels. Eine ganze Welt vermöchte ihn jetzt nicht aufzuwecken, bis er die gekochte Katze ausgeschlafen hat, was vor zwölf Stunden nicht der Fall ist. Komm und hilf mir die Schätze zusammenpacken: es sollte mir leid thun, wenn ich auch nur einen einzigen Diamant zurückließe."

„Mir auch!" entgegnete der Fuchs. „Warte, ich will durch die untere Höhle hinauf. Hui! die Thür ist verschlossen! Ich bitte, schönste Greifin, öffne sie Deinem ungeduldigen Anbeter."

„Ach, der Vater hat den Schlüssel versteckt; ich weiß nie, wo er ihn hinlegt. Du mußt durch den Korb herauf! sieh, da laß ich ihn Dir hinunter."

Der Fuchs zögerte ein Wenig, sich demselben Vehikel anzuvertrauen, das seine Gebieterin in die Fleischbrühe befördert hatte; aber der Vorsichtigste wird unvorsichtig, wo Geld zu gewinnen ist, und Geiz kann selbst einen Fuchs in die Schlinge führen. So setzte er sich denn so bequem als es gehen wollte in den Korb, und war im Augenblick oben. Unmittelbar eh es ans Fenster gelangte, hielt jedoch das Fuhrwerk an, und mit einem leichten Schauder fühlte der Fuchs, wie ihm die Klaue der Greifin den Rücken streichelte.

„Was für ein schönes Fell!" sprach sie liebkosend.

„Du bist allzugütig," erwiederte der Fuchs, „aber Du kannst es mit mehr Bequemlichkeit anfassen, wenn ich einmal oben bin. Eile, ich bitte Dich."

„Ach was für ein schöner, buschiger Schweif. Nie hab ich einen solchen Schweif angefühlt!“

„Er ist gänzlich zu Deinen Diensten, süße Greifin; aber ich bitte, laß mich hinein. Wozu auch den kleinsten Augenblick verlieren?“

„Nein, nie hab' ich einen solchen Schweif angefühlt. Kein Wunder, daß Du solches Glück bei den Damen machst!“

„O, geliebte Greifin, mein Schweif gehört für alle Ewigkeit Dir; aber Du klemmst ihn ein wenig zu stark ein.“

Kaum hatte er Dies gesagt, als der Korb wieder hinabfuhr, aber der Fuchs nicht ganz mit dem Korb. Er blieb am Schwanz aufgehängt und baumelte mit Hülfe eines ähnlichen Flaschenzugs, wie der, womit er den Hund eingefangen, am Felsen hinunter. So laut er konnte, schrie er auf, — denn es thut einem Fuchs überaus weh, wenn er am Schwanz kopfüber aufgehängt ist, — als die Felsenthür aufging und der Greif selbst, seine Pfeife rauchend, mit einer großen Menge aller umwohnenden Thiere von gutem Ton heraustrat.

„Oho! Bruder!“ rief der Bär und wollte sich todtlachen: „Wer hat je einen Fuchs am Schwanz aufgehängt gesehen?“

„Sie werden eines Arztes bedürfen!“ bemerkte Doktor Affe.

„In der That eine hübsche Partie! eine Greifin für ein Geschöpf wie Ihr!“ sagte die Gais, an ihm vorüber stolzirend.

Der Fuchs biß vor Schmerz und Schaam die Zähne übereinander und erwiederte nichts. Was ihm aber das Herbste von Allem dünkte, war das Mitleid eines Tropfs von Esel, der ihn mit großer Ernsthaftigkeit versicherte, daß er in seiner Lage durchaus nichts Lächerliches finde.

„Auf jeden Fall,“ sprach endlich Reinecke, „so betrogen, geprellt, genarrt ich auch bin, hab ich doch dem Hund denselben Streich gespielt. Gehen Sie und lachen Sie über ihn, meine Herren, er verdient es so sehr, als ich nur immerhin.“

„Bitt' um Vergebung," entgegnete der Greif und nahm die Pfeife aus dem Mund, „man lacht über den Ehrlichen nie."

„Und sieh', hier ist er!" sagte der Bär.

Wirklich hatte der Hund nach vielen Anstrengungen den Strick entzwei genagt und die Pfote gelöst. Die Witterung des Fuchses hatte ihn in Stand gesetzt, dessen Fährte zu verfolgen und eben jetzt kam er an, racheglühend aber sich bereits gerächt findend.

Sein erster Gedanke war jedoch sein geliebtes Bäschen. „Ach wo ist sie?" rief er beweglich. „Gewiß hat ihr dieser Schurke von Fuchs irgend einen schnöden Streich gespielt."

„Das fürcht ich wahrhaftig, alter Freund," erwiederte der Greif. „Aber laß Dich Das nicht anfechten; endlich war sie ja doch eben nichts Sonderliches. Du sollst meine Tochter heirathen und all' die Schätze, und zudem alle Knochen erben, die Du einst so treu bewacht hast."

„Redet mir davon nicht," entgegnete der treue Hund. „Ich brauche nichts von Euern Schätzen, und, nichts für ungut! Eure Greifin kann sich zum Teufel scheren. Die ganze Welt will ich durchlaufen, bis ich mein liebes Bäschen finde!"

„So sieh' sie denn hier!" rief der Greif und die schöne Katze, schöner als je, stürzte aus der Höhle und warf sich dem Hund in die Pfoten.

Angenehmer Anblick für den Fuchs! er kannte das weibliche Herz gut genug, um zu wissen, daß eine weiche Zunge manche kleine Treulosigkeiten zu entschuldigen vermag; aber lebendig in der Fleischbrühe eines Greifen gekocht zu werden! — nein, eine solche Beleidigung war unsühnbar!

„Ihr versteht mich besser, Meister Reinecke," hob wiederum der Greif an, „ich habe keine Tochter, und mir habt Ihr Eure Liebesbetheurung geschworen. Da ich wußte, was für eine Art Ding eine Elster ist, so machte ich mir den Spaß, ihr eine Schnurre aufzubinden — wie es zum Ton bei Hof gehört, Ihr wißt ja!"

Der Fuchs strengte sich mächtig an und sprang mit zu-

rückgelassenem Schwanz auf den Boden. Er wuchs ihm nicht sobald wieder.

„Seht!“ rief der Greif, als alle Thiere über die Figur lachten, die Reinecke im beeilten Lauf nach dem Wald darbot, „seht der Hund sticht den Fuchs bei den Damen zuletzt aus, und so schlau der Fuchs in allem Andern ist, sollte er sich doch unter allen Geschöpfen am wenigsten einfallen lassen, es in der Liebe zu versuchen!“

„Herrlich!“ rief Silpelit und schlug die Hände zusammen, „gerade diese Art von Geschichten lieb ich.“

„Und ich vermuthe, Eure Hoheit,“ rief Schnipp muthwillig, „daß der Hund und die Katze fortan stets glücklich zusammenlebten! Wirklich ist das eheliche Glück von Hund und Katze zum Sprichwort geworden!“

„Ich darf wohl sagen,“ erwiederte der Prinz, „daß sie ungefähr gerade lebten, wie jedes andere Ehepaar!“

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Das Grab eines Vaters vieler Kinder.

Da der Schmaus sammt der Geschichte jetzt zu Ende war, so nahmen die Elfen ihren Rückweg durch einen andern Pfad, auf welchem endlich ein rothes unbewegliches Licht durch die hohen Basaltbögen glühte, wie die Feuer des wilden Jägers im Föhrenwald.

Der Prinz nahm einen ernstern Schritt an.

„Wir nähern uns,“ sprach er mit feierlichem Ton, „dem größten unserer Tempel. Wir werden das Grab eines der mächtigsten Gründer unseres Geschlechtes sehen.“

Trotz allen Ankämpfens beschlich die Königin ein Schauer. Dem Feuer lautlos nachgehend, gelangten sie in einen großen Raum, in dessen Mitte ein einsamer grauer Steinblock lag, wie ihn der Wanderer in der schauerlichen Stille des egyptischen Thebens findet.

Auf diesem Stein ruhte die Riesengestalt eines Mannes;

— todt, aber nicht von todtem Aussehen; denn geheime Zauber hatten das Fleisch und das lange Haar seit ungezählten Jahrhunderten erhalten. Neben ihm lag ein rohes musikalisches Instrument, und zu seinen Füßen ein Schwert und ein Jagdspieß. Oben wand sich der Fels hohl und dachlos in die freie Luft hinauf, und krankhaft und bleich kam das Tageslicht zwischen rothen Feuern herunter, die fortwährend auf schlichten Altären, wie sie ein noch halb wildes Volk bezeichnen, um den Todten her brannten. Doch nicht einsam war der Ort, denn viele bewegungslose, obwohl nicht leblose Gestalten saßen auf großen Steinblöcken neben dem Grabe. Hier der Zukunftschauer in einem schwarzen Mantel, das Gesicht mit den Händen bedeckt; — dort der plumpe, ungestalte Zwerg, unverständliche Worte vor sich hin murmelnd; — hier ein Hauselfe; dort lugte aus einer dunkeln Spalte in der Felsenwand mit glänzenden Augen und funkelnden Schuppen der nordische Lindwurm herab. Eine in Lumpen gehüllte Alte stand auf einen Stab gelehnt, und die Ankommenden, mit trüben aber feurigen Augen anstierend, dem Grab des riesigen Todten gegenüber. — Die Elfen selbst vervollständigten die Gruppe; allein allenthalben herrschte dumpfes, lautloses Schweigen; das Schweigen, das über einer alten Stadt der Wüste ruhen mag, wenn zum erstenmal nach hundert Jahrhunderten ein lebendiger Fuß die verödeten Reste betritt! das Schweigen, das auf dem Staub der Vorzeit liegt, — das tiefe, feierliche, greifbare, mit bleiernem, todtenhaften Gewicht in die Erde sinkende Schweigen. Selbst die englische Elfin sprach nichts; mit angehaltenem Athem blickte sie auf das Grab und las in rohen, mächtigen Buchstaben:

**TEUT.**

„Wir alle sind Ueberbleibsel seiner Religion;“ sagte der Prinz, als sie sich aus dem schauerlichen Tempel entfernten.

---

# Vierzehntes Kapitel.

Die Elfenhöhle und der Elfenwunsch.

Es war Abend und die Elfen tanzten unter dem Abendstern.

„Warum bist Du traurig, mein Veilchen?“ fragte der Prinz. „Deine Augen suchen den Boden.“

„Jetzt, da ich Dich gefunden,“ erwiederte die Königin, „und weiß, was glückliche Liebe für uns Elfen ist, seufze ich über eine jüngst unter den Sterblichen gesehene Liebe, die in der Knospe ihrer Seligkeit bereits den Wurm birgt. Denn mit Recht bemerktest Du, o Prinz, daß wir durch geheimnißvolle Sympathie an die Menschheit gekettet sind, und Alles, was rein und zart in dieser ist, nimmt unser Mitgefühl in Anspruch und verlangt unsere Bewachung.“

„Und vor allem Anderen,“ entgegnete der deutsche Elfe, „stehen Liebende unter unserer Hut; denn Liebe ist die goldene Kette, welche Alles im Weltganzen umschlingt. Liebe erleuchtet den Stern, wie den Glühwurm, und wo immer Liebe im Schicksal des Menschen ist, da liegt seine geheime Verwandtschaft mit göttlichem Wesen.“

„Aber beim Menschengeschlecht,“ bemerkte Silpelit, „gibt es keine Liebe, die über die Zeit hinausreicht, denn entweder endigt sie der Tod, oder nimmt sie die Gewohnheit weg. Tritt die Blüthe in die Frucht, so wird sie gepflückt und fortan nicht mehr geschaut. Daher tröste ich mich beim Anblick einer zum Grab verdammten, treuen Liebe mit dem Gedanken, daß ich wenigstens die Schönheit nicht erbleichen, die Milde des Herzens nicht zu Stein verhärtet sehen darf. Doch, Prinz, so lang in der schönen Gestalt, die ich mir neulich betrachtet, noch ein Puls schlägt, noch warmes Blut fließt, wolle nicht, daß ich sie verlasse: auch fürder soll meine Kraft den Himmel über ihr heiter, die Luft rein halten; auch fürder laß mich den Dunst vom Mond, die Wolken vom Antlitz der Sterne scheuchen! auch fürder laß mich ihre Träume mit zarten, glänzenden Bildern füllen und ihr im Spiegel des Schlafs die seligsten Gesichte des Elfenlands zeigen;

auch fürder laß mich über ihre Augen den Zauber ausströmen, vermöge dessen sie keinen Mangel in Dem erblicken, welchem sie ihre Seele anheimgegeben hat. Und wie der Tod näher und näher heranrückt, laß mich fort und fort das grimme Gespenst seiner Schrecken, das Grab seines Stachels berauben; so, daß sanft und ihr unbewußt das Leben in den großen Ocean verfließe, worin die Schatten ruhen, und die Seele, welche ohne Schuld ist, aus ihrer Behausung ohne Schmerz scheide."

Der Elfenwunsch ward erfüllt.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Die Rheinufer von Drachenfels nach Brohl. Ein Vorfall, der in dieser Geschichte ist, was in einer andern eine Epoche seyn würde.

Beim Drachenfels beginnt die eigentliche Herrlichkeit des Rheins, und noch einmal besiegten Gertrudens Augen beim Hinblick um die umliegenden Ufer die Müdigkeit, welche sie allmälig zu beschleichen anfing.

Sanft hauchte die Luft, schön kräuselten sich die Wasser und Gertrud fühlte den Geier nicht, der seine Klauen in ihre Brust gesetzt hatte. Wie ein großer See weitet sich der Rhein zwischen Drachenfels und Unkel aus; Dörfer sind über die gedehnten Ebenen zur Linken hingeschüttet, rechts die Insel Rolandswert (Nonnenwert) und die Häuser von Oberwinten. Reben decken die Hügel, und Gertrudens nachweilender Blick hing noch oft an dem hohen Kamm der sieben Berge.

Weiter und weiter; — und hinter einer Uferkrümmung stiegen die Thurmspitzen von Unkel auf, und am jenseitigen Gestad zogen sich jene wunderbaren Basaltsäulen hin, die bis in die Mitte des Stroms vorspringen, daß man sie bei niederem Wasserstand wie eine versunkene Stadt aus den Wellen heraufschauen sieht. Sofort erblickt man die Trümmer

von Okenfels, und hört die Stimme des idyllischen Gasbachs (Kasbach) seine Wogen in den Rhein senden. Mitten aus den Felsenspalten dringt die Rebe wuchernd hervor und gibt dem, was die Natur, sich selbst überlassen, zur Oede bestimmte, Fülle und Färbung.*

„Aber wende Dein Auge zurück nach der Rechten,“ bemerkte Trevylyan. „Jene Ufer waren früher Hauptaufenthalt verwegener Räuber des Rheins, und aus dem verwachsenen Gestrüpp, das damals die zerrissenen Felsen deckte, stürzten sie auf ihre Beute hervor. Diese Tage des Ritterthums waren wohl werth, daß man drin lebte, und ein Räuberleben unter diesen Bergen, an diesem Gebirgsstrom hin, muß wahrhaftig ganz die zur That gebrachte Poesie des Ortes gewesen seyn.“

Sie hielten in Brohl, einem Dorf zwischen zwei Bergen an. Auf dem Gipfel des einen sieht man die Ruinen von Rheineck. Im Anblick dieses Ortes liegt etwas Unheimliches, Außernatürliches; sein Boden verräth deutliche Spuren, daß in früheren Zeiten, von welchen selbst die Sage verloren ging, hier ein Feuerberg seine Flammen erschöpft hat. Die Erde ist schwarz und pechig, und die Quellen haben ein dunkles, schwer riechendes Wasser. Hier fällt der Brohlbach in den Rhein, und in einem reich mit Eichen und Tannen durchwachsenen Thälchen voller Höhlen, denen es nicht an sagenhaften Bewohnern fehlt, steht das Schloß Schweppenburg, das zu besuchen unsere Gesellschaft nicht versäumte.

Gertrud fühlte sich bei der Rückkunft ermüdet; sie und Trevylyan blieben in dem kleinen Wirthshaus, während Vane sich mit wissenschaftlicher Forschbegierde zu einer Untersuchung der verschiedenen Erdschichten wegbegab.

Mit der Vertraulichkeit ihres engverbundenen Verhältnisses sprachen Jene von Gegenständen, die sich blos für Lie-

* Der Weinstock wird nämlich hier in einen mit Erde und Rasen angefüllten Korb gesetzt, und so in die Felsenspaltung eingelegt.

Der Uebersetzer.

bende eignen: von dem hellen Abschnitt in der Geschichte ihrer Liebe; von ihrem ersten Zusammentreffen; ihren ersten Eindrücken; den kleinen Vorfällen während ihrer heutigen Reise — Vorfälle, die blos von ihnen selbst bemerkt worden waren; von jenem Leben in dem Leben, wovon zwei Menschen zusammen wissen — Einer ohne den Andern aber nichts weiß, und welches für Beide im Augenblick aufhört, wo sie sich von einander trennen.

„Ich weiß nicht, wie die Liebe Anderer seyn mag;“ sprach Gertrud, „die unsrige aber scheint verschieden von jeder, von welcher ich gelesen. Die Bücher erzählen uns von Eifersucht und Mißdeutung, von der Nothwendigkeit gelegentlicher Entfernung, der Süßigkeit eines Streits; wir aber, theurer Albert, haben von solchen Abschnitten in der Liebe keine Erfahrung. Wir haben einander nie mißverstanden; wir können auf keine Wiederaussöhnung zurückblicken. Wann hatt' ich je Gelegenheit, Dich um Vergebung zu bitten? Unsere Liebe besteht blos aus einer einzigen Erinnerung — unnachlassender Freundlichkeit! — kein harter, kein verletzender Gedanke brach je über die Seligkeit herein, die wir empfunden haben und empfinden.“

„Theure Gertrud,“ entgegnete Trevylyan, „von Dir erhält diese Beschaffenheit unserer Liebe ihre Färbung. Du, die Zarte, Milde, bist fort und fort ihr Schutzgeist gewesen, und die Quelle war sanft und lauter, denn Du warst die Nymphe, die in ihren Tiefen wohnte.“

Und auf solches Gespräch folgte noch süßeres Schweigen — das Schweigen des eingefriedigten, überwallenden Herzens. Die letzten Stimmen der Vögel; — die im Westen langsam hinabsinkende Sonne; — der Duft des fallenden Thaus erfüllten sie mit jener tiefen, geheimnißvollen Sympathie zwischen der Liebe und der Natur.

Nach einem solchen Schweigen — einem langen Schweigen, das blos einen Moment gedauert zu haben schien — war es, daß Trevylyan sprach und Gertrud keine Antwort gab. Sehnsüchtig nach ihrer süßen Stimme wandte er sich um und sah, daß sie in Ohnmacht gesunken.

Dies war das erste Anzeichen, zu welchem Grad ihre zunehmende Schwäche gestiegen. Trevylyans Herz stand still und fing hierauf stürmisch zu schlagen an. Tausend Aengste warfen sich auf ihn; er schloß die Geliebte in die Arme und trug sie ans offene Fenster. Die untergehende Sonne fiel auf ihr Gesicht; das Spiel einer jungen Lebensflamme, einer warmen Phantasie war von demselben entflohen und sichtbar traten aus der tiefen, stillen Ruhe die Zerstörungen der Krankheit Trevylyans durchbohrter Brust entgegen. O Gott! welche Empfindungen! Sein Herz war wie ein Stein, aber er fühlte ein Brausen wie von einem Strom an den Schläfen; seine Augen dämmerten — er stand stumm unter der Wucht seiner Verzweiflung.

In der letzten Woche hatte er Hoffnung für die Gefährtin geschöpft: Gertrud hatte um Vieles kräftiger geschienen, weil die Freude ihr eine falsche Kräftigung geliehen; und waren auch Augenblicke gewesen, wo ihm beim Gewahrwerden des hektischen Farbenwechsels auf ihrer Wange, und des erschlafften Schrittes und kurzen Odems die Hoffnung plötzlich sank, so hatte er doch bis zu dem jetzigen Moment die Rettungslosigkeit der Angst, die gräßliche Gewißheit des Aergsten nicht empfunden, welche nunmehr das stille schöne Antlitz vor ihm in seine Seele warf. Dieser Todesqual des Hinstarrenden gesellte sich die ganze Leidenschaft der glühendsten Liebe bei. Denn hier lag sie in seinen Armen, den sanften Odem von Lippen aufhauchend, auf welchen die Rose noch weilte, während das lange, üppige Haar, weich und seiden wie dasjenige eines Kinds, sich aus seinem Verschluß hervorstahl. Alles in Gertruds Schönheit war unaussprechlich zart, rein und jugendlich. Kaum siebzehn, erschien sie noch unter ihrem wirklichen Alter; ihre Gestalt hatte zwar an Fülle verloren, aber wie leicht, wie lieblich waren noch stets ihre Trümmer! — der schneeweiße Nacken — die schöne kleine Hand! Kaum fühlte der Liebende, daß er ein Gewicht in den Armen hatte; und er — welch ein Gegensatz! — stand in der stolzesten Blüthe voller Männlichkeit! Seine Stirn war hoch, sein Haar kraus, sein Aug majestätisch, seine For-

men nervig, und auf dieses schwache, hinfällige Wesen hatte er sein ganzes Herz, alle Hoffnungen seiner Jugend, den Stolz seiner Mannheit, seiner Plane, seiner Thatkraft, seiner Ehrliebe gesetzt!

„O Gertrud!“ rief er, „ist es — ist es so weit — gibt es wirklich keine Hoffnung mehr?“

Und als Gertrud jetzt langsam wieder zu sich selbst kam, und die Augen gegen Trevylyans Gesicht aufschlug, war die Entlastung so gewaltsam, seine Empfindungen so übermächtig, daß er, die Geliebte fest an die Brust drückend, als sollte sie auch der Tod nicht von ihm reißen, in zuckende Thränen über sie ausbrach; nicht in Thränen, welche das Herz erleichtern, sondern in jenen Feuerregen des innern Sturmes; ein Zeichen des wilden Aufruhrs, der am Nerv seines Daseyns rüttelte, keine Linderung.

Zum Bewußtseyn zurückgekehrt, schlang Gertrud erstaunt und erschrocken die Arme um seinen Nacken, schaute ihm schmerzlich in die Augen und bat ihn, zu ihr zu sprechen.

„War es meine Krankheit, Du Lieber?“ fragte sie, — und die Musik ihrer Stimme erregte in ihm blos den Gedanken, wie bald dieselbe ewig für ihn verstummen werde! — „nein!“ fuhr sie schmeichelnd fort, „es war blos die Hitze des Tags! es ist mir jetzt besser, ist mir wohl. Du darfst wegen meiner keine Sorge haben.“ Und mit der Unschuld und Zärtlichkeit der kaum zur Jungfrau gereiften Jugend küßte sie ihm die brennenden Thränen von den Augen.

Es war eine Kindlichkeit in dem armen, ihres Verhängnisses noch so unbewußten Mädchen, welche ihr Loos doppelt rührend machte, und worin eben für das strenge, an der Welt abgeriebene Herz Trevylyans der unwiderstehlichste Zauber lag. Und als sie jetzt das Haar wieder auf die Seiten streifte und dankbar, aber bittend in sein Gesicht schaute, konnte er sich kaum enthalten, das Geständniß seiner Angst und Verzweiflung vor ihr auszuströmen. Aber die Nothwendigkeit sich zu beherrschen, die Nothwendigkeit ihr eine Kunde vorzuenthalten, die durch den Eindruck auf ihre Phantasie ihr Schicksal befördern konnte, während sie ihrem Gemüth den

arglosen Genuß der Gegenwart verbittern mußte, stählte und ermannte ihn. Mit jener gewaltsamen Anstrengung, deren nur Männer fähig sind, drängte er die äußerlichen Zeugnisse seiner Bewegung zurück, und suchte durch einen hastigen Strom von Worten wenigstens ihre Aufmerksamkeit von einer Schwäche abzuwenden, deren Ursache er ihr nicht erklären durfte. Glücklicher Weise kam Vane bald zurück; Trevylyan übergab Gertrud seiner Fürsorge und verließ schnell das Zimmer.

Gertrud versank in ein Nachdenken.

„Ach lieber Vater," hob sie nach einer Pause plötzlich an, „wenn es wirklich übler mit mir stünde, als ich in letzter Zeit geglaubt, — wenn ich jetzt sterben sollte, was würde Trevylyan empfinden? Bitten Sie Gott, daß ich am Leben bleibe um seinetwillen!"

„Mein Kind, sprich nicht so; Du befindest Dich besser, weit besser als früher. Noch vor Ende des Herbstes wird Trevylyans Glück Deine Gattinsorge seyn. Mache Dir keine so trostlose Gedanken über Dich."

„Nicht an mich dachte ich," seufzte Gertrud, „sondern an ihn."

## Sechzehntes Kapitel.

Gertrud. Spaziergang nach Hammerstein. Gedanken.

Am folgenden Tag besuchten sie die Umgebungen von Brohl. Gertrud war gegen ihre Gewohnheit schweigsam, denn in der Regel strömte ihr von Natur helles, sonniges Gemüth auf Alles, was sie sah, seinen Glanz aus. Ach, wie leicht war einst dieser Schritt gewesen! — wie lebenwogend die jungen Grazien dieser Glieder! — wie froh hatten einst die Locken um diese lachenden Wangen gegaukelt! — Aber mit noch innigerer Zärtlichkeit, als sonst, klammerte sie sich an Trevylyans markige Gestalt, und noch aufmerksamer hing sie an seinen Worten. Ihre Hand suchte die seinige, und oft drückte sie dieselbe an die Lippen und seufzte,

wenn sie so that. Etwas, das sie nicht sagen wollte, schien in ihr vorzugehen, und verernstete das kindlich spielende Gemüth. Jedoch war es ein auffallender Zug in Gertrud, daß Alles, was ihre Heiterkeit minderte, ihre Liebesfähigkeit mehrte. Die Schwäche des Körpers theilte sich der Seele nie mit. Sie war freundlich, sanft, zärtlich bis zum letzten Augenblick.

Sie hatten sich auf das jenseitige Ufer setzen lassen, um das Schloß Hammerstein zu besuchen. Der Abend war durchsichtig klar, und noch hing die Sonnenwärme an der Luft, obwohl, als ihr Kahn auf einem Umweg nach dem Dorf zurückkehrte, die Dämmerung bereits geendet hatte, und der Mond am Himmel stand. Breit und gerad strömt der Rhein an dieser Stelle seines Bettes. Auf der einen Seite liegt, von Waldung umschattet, das Dorf Namedy, der Weiler Fornich als Vorgrund der kreuzborner Ley (Fels) und die Berge, welche das geheimnißvolle Brohl schirmen; auf dem jenseitigen Ufer sahen sie den mächtigen Felsen von Hammerstein mit seinen grünen, todtenfarbigen Ruinen im schwermüthigen Mondlicht schlafen. Zwei Thürme stiegen hoch über das niedere, mehr zerfallene Getrümmer auf. Welcher Wechsel, seit abwechselnd die Fahnen der Schweden und der Spanier in jenem großen Krieg, worin der schimmernde Wallenstein seine Lorbeeren gewann, von diesen Wällen geweht! Und in seiner mächtigen Ruhe floß der Vater Rhein dahin, den Nachen auf den glatten Spiegel zurückstrahlend; oben warf der Mond, von dünnen, schattenhaften Wolken umgürtet, seinen Dämmerglanz auf umgrünte Felsen und hob in ruhiger Ferne die Doppelthürme Andernachs in verschwimmendem Licht hervor.

„Wie schön ist diese Stunde!“ sprach Gertrud mit leiser Stimme. „Wahrhaftig, wir leben nicht genug in der Nacht, — die halbe Schönheit der Welt wird verschlafen. Was am Tag kommt der heiligen Ruhe, der Lieblichkeit und Stille gleich, die der Mond jetzt auf die Erde gießt; Das,“ fuhr sie, Trevylyans Hand drückend, fort, „sind Stunden für das spätere Andenken, und Du, — wirst Du sie je vergessen?“

In der Nachempfindung solcher Zeiten und Orte liegt Etwas, das dem gewöhnlichen Leben nicht anzugehören scheint, sondern eher eine Abschweifung in dessen Geschichte bildet; sie gleicht einer Wanderung in eine idealere Welt, verbindet sich mit unsern gemeinern Erinnerungen nicht, sondern ruht geschieden und vereinzelt in uns, um dort ewig als hoher Schatz zu liegen, aber nicht leicht zur Sprache gebracht zu werden. Es lebt Niemand, dem wir ihn anvertrauen können: — Wer vermag sich in das zu versetzen, was wir damals gefühlt? Solche Angedenken sind es, die den Dichter, die das Buch machen — das Buch, das wir als Vertrauten für die Gedanken, die auf unserer Brust lasten, uns hervorrufen. Wir schreiben, denn das Geschriebene ist unser Freund, das leblose Papier unser Beichtiger; wir strömen auf dasselbe die Gefühle aus, die wir keinem lebenden Ohr mittheilen können, und sind erleichtert, — sind getröstet. Und hat der Dichter ein schöneres Vorrecht als die übrigen Menschen, so ist es das Vermögen, die Todten zu ehren — die Schönheit, die Tugend, die nicht mehr sind, ins Leben zurückzurufen; Kränze, die den Tag überdauern, um die Urne zu winden, welche die Welt sonst vergessen würde. Klagt er in unsterblichen Liedern um die Verstorbenen, so glaubt nicht, daß irdischer Ruhm seiner Seele vorschwebe! — sie ist mit Gedanken, mit Empfindungen gefüllt, welche alles Lebende von ihr ausschließen. Er flüstert seinem Genius — jenem einzigen und ewigen Freund, der von der Wiege an mit ihm aufwuchs — Schmerzen zu, die zu zart sind für menschliches Mitgefühl. Uebergibt er dieses Geständniß später der Menge, so geschieht es allerdings in Hoffnung auf Ehre, — aber Ehre nicht für sich selbst, sondern für das Wesen, das nicht mehr ist.

## Siebenzehntes Kapitel.

Brief Trevylyans an —.

Koblenz.

„Ich danke Dir, theurer Freund, für Deinen Brief, zu dessen Beantwortung mir im Lauf unserer raschen Reise bis-

her wirklich die Zeit, vielleicht der Muth gefehlt. Hier jedoch werden wir uns einige Tage verweilen, und so schreibe ich Dir jetzt am frühen Morgen, ehe noch irgend Jemand sonst in unserm Gasthof wach ist. Sprich mir nicht von Wagnissen, von Politik, von Intriken; meine Natur hat sich umgeändert. So lebevoll und glänzend Dein Schreiben war, legte ich es doch mit krankem, abstrebenden Herzen weg. Jetzt aber bin ich etwas minder niedergeschlagen. Gertrud befindet sich besser — wirklich besser; ein hiesiger Arzt gibt mir Hoffnung; ich laß es meine Sorge seyn, daß sie beständig unterhalten und nie ermüdet wird; daß ihre Gedanken nie auf ihr selbst verweilen. Denn ich habe mir in den Kopf gesetzt, Krankheit könne sich, wenigstens in der unerschöpften Kraft unserer Jahre, nicht unheilbar bei uns einnisten, wenn wir sie nicht durch unsern eigenen Glauben an ihr Daseyn nähren. Menschen vom zartesten Körperbau sieht man in der regsten Berufsthätigkeit; sie haben im wörtlichen Sinn nicht Zeit zum Kranksein. Nimm ihnen ihre Beschäftigung, — laß sie um sich selbst besorgt werden — an ihre Gesundheit denken — und sie sterben! Der Rost frißt den Stahl, welchen der Gebrauch frisch erhält. Und, dank Gott, obwohl Gertrud einmal während unserer Reise durch eine einfältige, unentschuldbare Gemüthsbewegung von meiner Seite einigen Verdacht über ihren Zustand zu schöpfen schien, so ging das doch bald vorüber; denn selten denkt sie an sich selbst; — ich bin beständig in ihren Gedanken und fehle selten an ihrer Seite; zudem weißt Du, wie Kranke ihrer Art überhaupt immer voll guter Hoffnung sind! — Wirklich jedoch hoffe ich jetzt selbst stärker, als seit unserer ganzen bisherigen Bekanntschaft.

„Als ich nach einem aufgeregten, ereignißvollen Leben, das innerhalb weniger Jahre durch so viele Wechsel gegangen, im Schoos eines abgelegenen, einsamen Theils des Landes zur Ruhe kam und Gertrud nebst ihrem Vater meine einzigen Nachbarn waren, befand ich mich in jenem Gemüthszustand, worin das Herz, durch die Einsamkeit verjüngt, für die reinern, göttlichern Regungen empfänglich ist. Ich wurde von Gertruds Schönheit betroffen; die Ein-

fachheit ihres Wesens entzückte mich. Mich von Brauch und Sitte der Welt Abgeriebenen bezauberte, rührte die Unerfahrenheit, die gläubige Hingabe, die Kindlichkeit ihrer Seele. Als ich jedoch das Gepräge unserer Nationalkrankheit in ihrem strahlenden Aug' auf ihrer durchsichtigen Wange bemerkte, erkältete sich meine Liebe, während meine Theilnahme sich vergrößerte. Ich hielt mich für sicher und begab mich täglich in die Gefahr; ich bildete mir ein, ein so reines Licht könne nicht brennen, und ich ward verzehrt. Erst als meine Sorge um sie in Schmerz, meine Theilnahme in Schrecken überging, wurde mir das Geheimniß des eigenen Herzens bewußt, und im Augenblick, wo ich dieses Geheimniß entdeckte, machte ich auch die Entdeckung, daß Gertrud mich liebe! Welches Schicksal stand vor mir! welche Seligkeit, aber auch welches Elend! Gertrud gehörte mir — aber wie lang? Ich durfte diese weiche Hand berühren, — durfte das zarteste Geständniß dieser Silberstimme hören, — durfte meine Küsse auf ihre würzigen Lippen drücken; — während jedoch mein Herz von Leidenschaft sprach, flüsterte meine Vernunft mir von Tod. – Du weißt, daß ich für eine kalte, beinah' verhärtete Natur gelte, daß ich nicht leicht zum Affekt aufzuregen bin, aber gerade mein Stolz beugte mich hier zur Schwäche hinab. Mein Schutz ward so sanft erfleht, meine Angst so unabläßig in Anspruch genommen! Du weißt, meines Vaters jaches Temperament brennt in mir, ich bin heiß, streng und eigenwillig; aber ein einziges, rasches Wort, ein einziger Gedanke an mein Selbst wären hier unverzeihlich gewesen. Eine so kurze Zeit mochte ihrer Glückseligkeit auf Erden noch eingeräumt seyn: — konnte ich einen einzigen Augenblick davon verbittern? Eben jenes Gefühl der Unsicherheit, das, hätte mich blos Klugheit geleitet, meine Liebe gehemmt haben müßte, steigerte sich zu einer fast unnatürlichen Uebermacht. Was Mütter, wie man sagt, für ihr einziges Kind fühlen, wenn es krank ist, fühl' ich für Gertrud. Ein Daseyn für mich selbst hab' ich nicht; nur in ihr bin ich vorhanden!

„Zu Haus nahm ihr Uebelfinden zu; man empfahl ihr

zu reisen. Sie wählte die Gegend aus, und glücklicherweise war mir dieselbe so bekannt, daß ich ihr den Weg vielfach zu erheitern vermochte. Stets bin ich auf der Lauer, daß sie keine trübe Stunde beschleiche; fast würdest Du lächeln, wenn Du sähest, wie ich mich von meiner gewöhnlichen Schweigsamkeit aufgeweckt habe; wenn Du zuschautest, wie der entwürfevolle Mann des praktischen Lebens in die Mährchenwelt seiner Knabenjahre zurückgesunken ist, und Gertrudens kindliche Freude mit erfundenen Sagen und Geschichtchen vom Rhein nährt.

„Indessen glaub' ich, damit meinen Zweck erreicht zu haben; wenn aber nicht, was liegt mir dann noch am übrigen Leben? Gertrud befindet sich besser! Welche Gesichte der Hoffnung dämmern in diesem Wort auf mich herab! Ich wollte, Du hättest sie vor unserer Abreise aus England gesehen; Du würdest dann meine Liebe zu ihr begreifen. Nicht als hätten wir in den schimmernden Großstädten Europas unsere kurzen Huldigungen niemals Gestalten von noch reicherer Schönheitsfülle dargebracht; — nicht als wären wir nie von einem noch glänzendern Geist, einer noch taktvollern Grazie entzückt worden. Aber in Gertrud liegt etwas, das ich früher niemals sah: ein Verein von Kindlichkeit und Geisteskraft, eine ätherische Einfachheit, ein Gemüth, das sich nie verdüstert, eine Zärtlichkeit..... o Gott! laß mich nicht von ihren Eigenschaften sprechen, denn diese sagen mir nur, wie wenig sie der Erde angehört!

„Du wirst mir nach Mainz schreiben, wohin uns unser Weg jetzt führt, und Deine Freundschaft wird es mir nachsehen, daß mein Brief nur in so geringem Grad eine Antwort auf den Deinigen ist.

Dein aufrichtiger Freund

A. G. Trevylyan."

---

## Achtzehntes Kapitel.

Koblenz. — Ausflug nach dem Taunusgebirg. — Römerthurm im Thal von Ehrenbreitstein. — Für die Lust beim Reisen gilt jungen Menschen etwas Anderes, als Alten. — Der Heidelberger Student. — Seine Kritik der deutschen Literatur.

Wirklich hatte sich Gertrud während ihres Aufenthalts in Koblenz scheinbar erholt, und ein in der Stadt ansäßiger, französischer Arzt, der eine besondere, bereits mit nicht gewöhnlichem Glück in Anwendung gebrachte Heilart der Schwindsucht befolgte, sprach die Versicherung der endlichen Wiedergenesung gegen den Vater und Trevylyan mit sehr zuversichtlichem Ton aus. Die Zeit, die sie innerhalb der weißen Mauern von Koblenz zubrachten, war daher der glücklichste und heiterste Abschnitt ihrer Pilgerfahrt. Sie besuchten die verschiedenen Punkte der Umgegend; der Ausflug, welcher Gertrud die meiste Freude machte, ging nach den Bergen des Taunus.

Einen schönen Septembertag benützend, begaben sie sich auf das jenseitige Ufer und begannen ihre Tour von Thal Ehrenbreitstein aus. Einen Augenblick hielten sie noch in der Niederung an, um die Ueberbleibsel eines Römerthurms zu besichtigen; denn jene ganze Gegend trägt häufige Spuren von den alten Besiegern der Welt. Noch jetzt durchkreuzen das Taunusgebirg Straßen, welche von den Römern nach den Silberminen desselben geführt wurden. Häufig findet man an diesen Orten römische Urnen und Steine mit Inschriften. Steine, mit gänzlich unbekannten Namen beschrieben: ein Bild der Unsicherheit des Ruhms! — Urnen, aus welchen der Staub verschwunden ist: — ein Hohn auf das Leben!

Einsam, grau, verwittert ragt jener Thurm aus dem Thal empor, und der stille Vane lächelte, als er an der Stätte, die einst den Klang der Römerwaffen zurückgeworfen, die blaue Uniform eines modernen Preußen mit weißem Bandelier und erhobenem Bajonet bemerkte. Der Soldat machte für einige Minuten einem Landmädchen den Hof, deren Stroh-

hut und Bauerkleid die Eitelkeit ihres Geschlechts keineswegs unterdrückt hatten. Diese ungeschlachten Elemente der Galanterie an einem solchen Ort gaben ihrerseits eine Moral weiter in der Geschichte der menschlichen Leidenschaften ab. Oben schauten die Mauern einer neuen Befestigung düster auf den öden Thurm herunter, wie in dem eiteln Uebermuth, womit gegenwärtige Macht auf vergangene Herrlichkeit, der Lebende auf die Größe der Vorfahren blickt. Und hier wirklich mit Recht! denn die neuere Zeit hat kein Gegenbild zu jener Entadelung der Menschenwürde, wie sie auf der alten Welt während der langen Herrschaft des „Weibes auf den sieben Hügeln“ lastete, das in sich nichts als Sklaverei, für die Erde die höchste Tyrannei war und, wie jene Messalina, als Buhlerin und Herrscherin zugleich auftrat.

Sie zogen an den alten Bädern von Ems vorüber, und gelangten, die Ufer der romantischen Lahn verfolgend, nach Holzapfel.

„Ach,“ rief eines Tages Gertrud, auf einem Abstecher zu den Quellen des karolingischen Wiesbadens,* „fortwährendes Reisen mit denen, welche wir lieben, müßte der seligste Zustand seyn! Hat die Heimath ihre Annehmlichkeit, so hat sie auch ihre Sorgen; hier aber ist die Natur unser Haus, und die unbedeutenden Uebel verschwinden wieder, fast eh' sie uns recht zum Gefühl kommen.“

„Gewiß,“ entgegnete Trevylyan, „wir entgehen jener Kleinlichkeit, die der Fluch unseres Lebens ist, den winzigen Sorgen, die uns aufzehren, den Plackereien des Tags. Wir nähren den göttlichsten Theil unserer Natur, den Trieb zur Bewunderung.“

„Von allem Ermüdenden,“ bemerkte Vane, „ist jedoch eine Folge von Abwechselungen das Ermüdendste. In der Mannigfaltigkeit selbst liegt eine Einförmigkeit. Wie das Aug' Schmerz empfindet, wenn es lang auf die neuen Ge-

* „Die Karolinger hatten hier eine Pfalz, worin schon Karl der Große sich manchmal aufgehalten,“ bemerkt Schreiber, dessen ins Englische übersetztes Handbuch für Reisende am Rhein unser Verfasser bei seinen Bemerkungen über die Rheingegenden allenthalben zu Grund gelegt zu haben scheint. Der Uebersetzer.

stalten eines Kaleidoskops blickt, leidet das Gemüth unter der Spannung eines fortwährenden Wechsels von Gegenständen, und mit Freude kehren wir zur Ruhe zurück, die für das Leben ist, was das Grün für den Boden."

Während ihres Aufenthalts in den verschiedenen Taunusbädern kamen sie zufällig mit einem Studenten aus Heidelberg zusammen, der eine jener, bei seinem Stand so beliebten, Fußreisen machte. Geschlachter und sanfter als die große Heerde dieser jungen Wanderer, zog er unsere Gesellschaft durch sein begeistertes Wesen sehr an, weil nichts Erkünsteltes darin lag. Er war in England gewesen und drückte sich in dessen Sprache fast mit der Geläufigkeit eines Eingebornen aus.

„Unsere Literatur," bemerkte er eines Tags in einer Unterhaltung mit Vane, „hat zwei Fehler: sie ist zugleich zu verstiegen und zu sehr im gewöhnlichen Leben sich bewegend. Einerseits wenden wir uns nicht genug an den gemeinen Menschenverstand, und machen aus Fleisch und Blut abstrakte Begriffe. Unsere Kritiker haben Ihren Hamlet zu einer Idee umgewandelt; selbst Shakespearen wollen sie es nicht gestatten, Menschen zu schildern, sondern bestehen darauf, er verkörpere nur gewisse Vorstellungen. Sie machen die Poesie zu einer Metaphysik und die Wahrheit dünkt ihnen schal, wenn aus der Tiefe nicht irgend eine hineingelegte Symbolisation heraufschimmert. Andrerseits verbinden wir mit unsern phantasiereichsten Werken eine Hervorhebung des gemeinen Lebens, die uns rührend scheint, die aber in Wahrheit nur komisch ist. Wir fallen ewig vom Erhabenen ins Lächerliche; — es fehlt uns Geschmack."

„Doch wohl nicht der französische Geschmack!" antwortete Trevylyan. „Nimmer dürfen Sie einen Göthe, ja nur einen Jean Paul, nach dem Maßstab eines Boileau beurtheilen."

„Nein; Boileau's Geschmack war falsch. Menschen, die im Ruf eines guten Geschmacks stehen, erlangen denselben oft blos durch den Mangel an Genie. Unter Geschmack versteh' jedoch ich das schnelle Gefühl für den Zusammenklang eines poetischen Werkes, die Kunst, das Ganze in Einstimmung mit seinen Theilen zu bringen, die Rundung. —

Schiller ist der Einzige unter unsern Dichtern, der diese Eigenschaft besitzt. Doch stehen wir der Besserung nah; auf unserer langen Jagd nach Schatten sind wir endlich der Wirklichkeit zugeführt worden. Unsere bisherige Literatur ist für uns, was die Astrologie für die Wissenschaft war: falsch aber erhebend und zu der wirklichen Sprache des Geisterhimmels leitend."

Ein anderes Mal, als die mit zahlreichen Klöstern durchstreute Gegend auf ein Gespräch über das Mönchsleben und die verschiedenen Zusätze, welche die Zeit an die Religion anhängt, gebracht hatte, sagte der Deutsche: „Eine Religionsgeschichte ist vielleicht eines derjenigen Werke, die der Welt noch am meisten abgehen. Zwar haben wir mehrere Bücher über diese Materie, aber noch keines, das dem Mangel, von dem ich hier spreche, abhülfe. Ein Deutscher sollte es schreiben, denn nur ein Deutscher besäße wahrscheinlich die dazu erforderliche Gelehrsamkeit. Zudem dürfte wohl nur ein Deutscher den gewaltigen Gegenstand mit Geistesfreiheit und doch mit Ehrfurcht behandeln, ohne die schale Geschwätzigkeit des Franzosen und die furchtsame Sektendienerei des Engländers. Es würde eine edle Aufgabe seyn, die Labyrinthe alter Irrthümer zu verfolgen; den ersten Flimmerblick der göttlichen Wahrheit zu enthüllen; Jehovahs Wort von Menschensatzung zu trennen; uns den Allbarmherzigen aus dem dunkeln Glauben voll Mord und Angst zu retten, auf den Aufgang des wahren Sterns am großen Himmel der Vernunft zu harren und ihm, wie die Weisen aus Morgenland, nachzuziehen, bis er vor dem wirklichen Gott stehen bleibt. — Ohne Ansprüche auf eine solche Arbeit zu machen," fuhr der Deutsche mit leichtem Erröthen fort, „trage ich einen schwachen Versuch bei mir, der nur einen Theil dieses erhabenen Gegenstandes behandelt, und, einem fähigern Geist die Geschichte der wahren Religion überlassend, als diejenige einer falschen Religion, als die Geschichte eines Glaubens, wie ihn das Christenthum im Norden vorfand, oder wie er vielleicht bei noch ganz ungebildeten Wilden vorkommt, betrachtet werden mag. Das Ganze ist,

wie leicht zu erachten, erdichtet; indessen hab' ich es durch fortwährende Beziehung auf die ältesten Urkunden des menschlichen Wissens aus wirklich Geschehenem zusammen zu setzen gesucht. Wenn sie es anhören mögen — es ist sehr kurz."

„Nichts könnte uns angenehmer seyn!" entgegnete Vane; und der Deutsche zog ein sauber geheftetes Manuscript aus der Tasche.

„Nachdem ich mit eigenem Mund die Gebrechen unserer Schriftsteller so schonungslos gerügt," sprach er lächelnd, „haben Sie ein doppeltes Recht, die Fehler eines so tief stehenden Schülers derselben zu rügen. Jedoch werden Sie wenigstens finden, daß ich, obwohl ebenfalls mit Allegorischem oder Uebernatürlichem beginnend, wenigstens das Ueberstiegene in der Idee und das Unzusammenhängende im Plan vermieden habe, das ich bei den regelloseren unter unsern Autoren tadle. Was den Styl betrifft, so wünschte ich denselben dem Gegenstand anzupassen: irr' ich mich nicht, so mußte er rauhkantig und massiv seyn, wie aus dem Fels der Ursprache gebauen. Aber Sie, mein Fräulein: ohne Zweifel ist Ihnen die deutsche Sprache nicht bekannt?"

„Ihre Mutter war eine Oestreicherin," antwortete Vane. „Sie kennt die Sprache immerhin genug, um Sie zu verstehen. Wollen Sie nur anfangen."

Ohne weitere Einleitung begann sofort der Deutsche die Geschichte, welche der Leser im folgenden Kapitel übersetzt finden wird. *

---

## Neunzehntes Kapitel.

Der gefallene Stern, oder Geschichte einer falschen Religion.

Die Sterne saßen jeder auf seinem goldenen Stuhl, und sahen mit schlaflosem Aug hinab auf die Erde. Es war die

* Nichtsdestoweniger bitte ich als ausgemacht anzunehmen, daß der Student ein Betrüger ist. Hätt' er mir irgend eine andere Geschichte entwendet, so wollt' ich mirs haben gefallen lassen; aber eine von meinen besten — Ah scelérat!

Nacht, worin das neue Jahr beginnt, eine Nacht, in welcher jeder Stern von dem Erzengel, der dann das ganze Firmament durchfliegt, seine besondern Befehle erhält. Die Schicksale der Menschen und Reiche, für das kommende Jahr werden ausgetheilt, und ohne daß wir darum wissen, lesen die Sterne unser Verhängniß. Eine stille, feierliche Nacht ist es, worin sich die schwarzen Thore der Zeit aufthun, den Geist des todten Jahres zu empfangen, und der junge, strahlende Fremdling aus dem umwölkten Schoos der Ewigkeit hervorspringt. In dieser Nacht, heißt es, haben die Geister, die wir nicht sehen, Freiheit und Gewalt; die Todten werden in ihren vergessenen Gräbern aufgestört, und die Menschen trinken und lachen, während Dämon und Engel um ihr Loos streiten.

Es war Nacht am Himmel; Alles war in lautloses Schweigen versenkt; die Musik der Sphären hatte aufgehört und kein Ton ging aus von den Engeln der Sterne; und derer, die auf den glänzenden Stühlen saßen, waren drei tausend und zehn, Jeder dem Andern gleich. Ewige Jugend schmückte ihre strahlenden Glieder mit himmlischer Schönheit, und auf ihrem Antlitz stand der Schrecken der Ruhe, jene furchtbare Stille, die zu den Geschicken, über welchen sie brütet, kein Gefühl und keinen Herzschlag hat. Krieg, Sturm, Pest, das Steigen und Fallen der Reiche ordnen und begrenzen sie ohne Jubel, ohne Schmerz: Die blutigen, herzdurchrieselnden Frevel, die Nachts umherschleichen, wenn die Welt schläft; der Vatermörder mit leisem Schritt und starrem Haar und erhobenem Messer; die gattenlose Mutter, die hinausschlüpft und zurückblickt und beim Zurückblicken schaudert, und ihr Kindlein in den Fluß wirft und beim Hören des Gewimmers kein Mitleid fühlt, beim Geplatsch nicht zittert: diesen schauen die Sternenfürsten zu, diesen leiten sie den unbewußten Schritt; aber die Sünde bleicht ihren Glanz nicht, kein Vorwurf welkt ihre faltenlose Jugend ab. Jedweder Stern trug ein königliches Diadem, um die Lenden hatte Jedweder einen Gürtel, worauf mannigfache, erhabene Zeichen eingegraben standen; der Fuß eines Jeden ruhte auf einer brennenden Kugel, und

der rechte Arm lag auf dem Knie. Kein Glied und keinen Zug des Antlitzes regten sie, als den Zeigefinger der rechten Hand, der langsam deutend sich bewegte und die Schicksale der Menschen leitete, wie die Hand der Sonnenuhr den Lauf der Zeit angibt.

Nur Einer von den drei tausend und zehn hatte nicht dasselbe Ansehen, wie seine gekrönten Brüder; ein Stern, kleiner als die übrigen und minder strahlend. Dem Gesicht dieses Sterns war nicht die furchtbare Ruhe der Andern eingedrückt, sondern Mißmuth und Unzufriedenheit stand auf seiner mächtigen Stirn.

Und dieser Stern sprach zu sich selbst: „Siehe! ich bin minder herrlich geschaffen als meine Gesellen, und der Erzengel theilt mir keine so erhabene Geschicke zu. Nicht für mich sind die Loose der Könige und der Dichter, der Beherrscher der Menschenreiche und der noch edlern Bewältiger und Beschwichtiger der Seelen. Träg sind die Geister und gemein die Schicksale der Menschen, die ich durch ein dumpfes Leben zu einem ruhmlosen Grab zu führen habe. Und weßhalb? ist es mein Fehler, oder ist es ein Fehler, der nicht mir zugerechnet werden kann, daß ich aus minder glanzvollen Strahlen gewoben ward, als meine Brüder? Siehe, wenn der Erzengel kommt, will ich mein gekröntes Haupt seinen Befehlen nicht beugen. Ich will sprechen, wie in der Urzeit Lucifer sprach: er empörte sich wegen seines Glanzes, ich wegen meiner Dunkelheit; er aus der Fülle seines Stolzes, ich aus Unmuth, daß ich nichts habe, um stolz zu seyn."

Dieweil der Stern also mit sich sprach, zerrissen die obern Himmel wie durch einen langen Lichtstrom, und schnell und lautlos kam der Erzengel zum Besuch der Sterne den Strom herab. Seine Riesenglieder schwammen in dem hellen Schimmer und seine ausgebreiteten Schwingen, jede Feder die Glorie einer Sonne, trugen ihn geräuschlos dahin; aber dichte Wolken verhüllten seine Klarheit vor den Augen der Sterblichen, und während oben Alles in der Helle seiner Erscheinung gebadet war, brachen unten Sturm und Schneegestöber über

die Erdenkinder herein: „Er fuhr herab und Finsterniß war unter seinen Füßen.“

Und noch stiller war die Stille auf dem Antlitz der Sterne und die Furchtbarkeit sank ein zur Furcht. Gerad über ihren Stühlen hielt der Erzengel in seiner Bahn an, und seine Schwingen dehnten sich von West nach Ost, umzeichnend mit dem Zeichen des Lichts die Unermeßlichkeit des Raums. Dann begann die donnernde Musik seiner Stimme durch die leuchtende Stille zu rollen und, das Gebot Gottes erfüllend, theilte er jedem Stern Pflicht und Geschäft zu, und jeder Stern beugte sein Haupt, als er den Befehl empfing, noch tiefer, während sein Stuhl vor der Majestät des Wortes schütterte und bebte. Zuletzt, nachdem jeder der lichtern Sterne der Reihe nach bedeutet worden, und die Statthalterschaft über die Völker der Erde, den Purpur und die Diademe der Könige erhalten hatte, wandte sich der Erzengel zu dem kleineren Stern, der weiter entfernt von den Genossen saß.

„Sieh,“ sagte der Erzengel, die rauhen Geschlechter des Nordens, die Fischer des Stroms und die Jäger der Forsten, welche die Berggipfel in ihre grüne Nacht hüllen, sie seyen Dein Geschäft und ihr Schicksal Deine Sorge. Und glaube nicht, o Stern der trüben Strahlen, daß Dein Amt minder ruhmvoll sey, als das Amt Deiner Brüder; denn der Landmann ist vor dem Herrn, der über Dich und mich gebietet, nicht geringer als der Fürst, und das Geschick der Völker hängt nicht mehr von dem Beherrscher als von der Heerde ab. Die Leidenschaften und das Herz sind das Gebiet der Sterne, ein mächtig Reich, so mächtig unter dem Fell, das den Schäfer umhüllt, als unter dem juwelenschimmernden Mantel des Königs der Morgenlande.“

Da hob der Stern sein bleiches Haupt von der Brust und antwortete dem Erzengel:

„Sieh,“ sprach er, „Aeonen sind vergangen und jedes Jahr hast Du mir dasselbe unedle Amt zugewiesen. Erlöse mich, ich flehe darum, von Pflichten, die ich verachte; oder wenn Du willst, daß das geringere Menschengeschlecht mein Zukommen sey, so theile mir die Sorge für Einen, nicht für

Viele, zu, und laß mich ihm die Sehnsucht einhauchen, welche die Tiefen des Lebens aufregt und seine Höhen erklimmt. Sind die Niedrigen mir zugewiesen, so laß Einen unter ihnen seyn, den ich auf einer Bahn führen möge, welche die Stolzen beschämen soll; denn sieh, o Bestimmer der Sterne, ich, der seit ungezählten Jahren auf meinem einsamen Thron sitze, und sinne über die Dinge unter mir, habe Weisheit gesammelt aus den Wechseln, die da unten vorgehen. Auf die Geschlechter der Erde blickend, hab' ich gefunden, wie die Menge zu beherrschen ist, und bin auf die Schritte gekommen, welche die Schwäche zur Gewalt bringen, und gern möcht' ich der Führer eines Solchen seyn, der aus der Niedrigkeit zur Herrschaft aufstrebt."

Wie eine plötzliche Wolke über dem Antlitz des Mittags war der Wechsel auf der Stirne des Erzengels.

„Stolzer, düsterer Stern," sprach der Bote des Himmels, „Dein Wunsch führt Krieg mit der Bahn des unsichtbaren Geschickes, das von fernem, hohen Thron aus Alles beherrscht und ordnet; mit der Quelle, aus welcher die einzelnen Ströme des Schicksals ewig durch das Herz des Alls sprudeln. Denkst Du, Deine Weisheit allein vermöge den Landmann zum König zu erheben?"

Und der gekrönte Stern sah unverwirrt in das Antlitz des Erzengels und antwortete:

„Ja! gesteh' mir nur Eine Probe zu!"

Eh der Engel erwiedern konnte, zerriß der innerste, fernste Mittelpunkt des Himmels wie durch einen Blitz, der göttliche Herold bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und eine leise, süße, im Bewußtseyn ewiger Macht milde Stimme sprach zu dem trauernden Stern:

„Die Zeit ist gekommen, wo Du Deines Wunsches gewährt werden sollst. Unter Dir, auf jener einsamen Ebene, sitzt ein Sterblicher, düster wie Du, der, unter Deinem Einfluß geboren, nach Deinem Willen geformt werden kann."

Die Stimme schwand wie die Stimme eines Traumes. Schweigen ruhte über dem See des unendlichen Raums und der Erzengel, von Neuem in die Höhe getragen, entschwebte

langsam nach dem entlegenern Himmel, den göttlichen Willen den Sternen entfernterer Welten zu künden. Aber die Seele des unmuthigen Sterns jubelte in sich und sprach: „vom Thal der Hirten hervor will ich einen König rufen, der die Könige meiner Genossen niedertreten und den Schützling des verstoßenen Sternes glorreicher machen soll, als die Lieblinge seiner begünstigten Brüder: so will ich die Verachtung rächen — so will ich mein Anrecht an das Große auf Erden erweisen!“

* * * *
* * * *
* * * *

Obwohl die Erde damals schon durch Jahrtausende hingerollt und der Pilgerlauf des Menschen schon durch mannigfache Zustände gewandelt war, von welchen unser dämmerndes, sagenhaftes Wissen keine Kunde aufbewahrt hat, stand doch unser Geschlecht um jene Zeit in den Ländern des Nordens noch auf der Stufe, die wir, nach unserer unvollkommenen Ansicht, für eine der frühesten halten.

* * * *
* * * *
* * * *

Neben einer rohen, mächtigen Steinschichte, dem Werk vergessener Hände, saß um Mitternacht ein einsamer Mann, den Blick zum Himmel gewandt. Ein Sturm war eben vorüber, die Wolken hatten sich weggewälzt und die hohen Sterne blickten herab auf die schnellen Wogen des Rheins; und kein Laut ward um die Steintrümmer gehört, als das Brausen der Wellen und das Träufeln des Regens von den mächtigen Bäumen; die weißen Schafe lagen zerstreut auf der Ebene, und auf ihnen Schlummer. Jener wachte bei der Heerde, damit ein feindlich Nachbarvolk sich nicht unversehens ihrer bemächtige, und also sprach er zu sich selbst: „Der König sitzt auf seinem Thron und wird geehrt von einem Kriegergeschlecht, und der Krieger jubelt über die gewonnenen Siegesmahle; kühn ist der Schritt des Jägers auf der Bergfirste und sein Name wird Nachts bei den Tannenfeuern gesungen

vom Munde des Sängers; und dem Sänger selbst wird Ehre in der Halle. Ich aber, der nicht zum Geschlecht der Könige gehöre; ich, dessen Glieder nicht schnell genug sind zur Eile des Kriegs, die nicht erklimmen können den Horst des Adlers oder das Lager des hurtigen Hirsches; ich, dessen Hand die Harfe nicht zu rühren vermag und dessen Stimme rauh ist für den Sang: ich habe weder Ehre noch Herrschaft, und die Menschen beugen das Haupt nicht, wo ich vorüber wandle. Und doch trag ich in mir das Bewußtseyn einer großen Kraft, die meines Gleichen beherrschen, nicht ihnen gehorchen sollte. Mein Aug durchdringt die geheimen Herzen der Menschen — ich sehe ihre Gedanken, eh' ihre Lippen sie aussprechen, und ich verachte diese Schwächen und Gebrechen, die ich sehe und an welchen ich nie Theil hatte. Ich lache über den Wahnsinn des Kriegers — ich höhne in meiner Seele die Tyrannei der Könige. Gewiß gibt es in der Menschennatur noch etwas Geeigneteres zur Herrschaft — noch etwas Würdigeres für den Ruhm, als die Sehnen des Arms oder die Schnelligkeit der Füße, oder den Zufall der Geburt."

Während Morven, der Sohn Osla's, also bei sich nachsann, das Aug noch stets auf den Himmel gerichtet, sah der Einsame einen Stern jählings aus seiner Stelle schießen, und durch die stille Luft dahin eilen, bis er eben so plötzlich gerad über dem dunkeln Strom stehen blieb, dem Hüter des Steinhaufens eben gegenüber.

Beim Anblick des Sterns überkamen Jenen langsam wunderbare Gedanken. Er trank aus seiner Erscheinung den Muth mächtigen Unternehmens. Eine schnell über der Erde hinstreifende Wolke entzog den Stern seinem Aug, ließ aber seinem erwachten Gemüth die Gedanken und den aufdämmernden Entwurf, die im Hinaufblicken über ihn gekommen.

Bei Sonnenaufgang löste ihn einer seiner Brüder von der Hut über die Heerde ab, und er ging fort, aber nicht nach dem Haus seines Vaters. Sinnend vertiefte er sich in die dunkeln, entblätterten Gründe des winterlichen Forsts und

gestaltete sich aus seinen wirren Vorstellungen deutlicher und klarer die Grundzüge seines kühnen Hoffens. Während er also brütete, vernahm er ein großes Geräusch in dem Wald und bestieg, in der Besorgniß, der feindliche Stamm der Alven möchte von dieser Seite her eingedrungen seyn, eine der höchsten Tannen, deren ewiges Grün auch im Winter das Schirmdach bot, das er suchte. Von ihren Zweigen gedeckt, spähte er sorgsam nach der Richtung hin, von welcher das Geräusch gekommen. Und es kam — es kam mit Stampfen und Krachen und zermalmendem Tritt auf die Reiser und das Blättergeflecht, das den Boden deckte; — es kam das Ungeheuer, das die Welt jetzt nicht mehr sieht, der mächtige Mammuth des Nordens! Langsam schritt er in seiner gewaltigen Kraft vor und seine brennenden Augen funkelten durch das Schattendunkel; die offen stehenden Kinnbacken zeigten die Mahlzähne, womit er die jungen Eichen des Waldes zerstückte; und die langen Hauer, die sich bis zur Mitte seiner riesigen Glieder hinabkrümmten, glänzten weiß und grauenhaft und erstarrten das Blut Dessen, der in der Folge einer der furchtbarsten Beherrscher der Menschen werden sollte.

Die geisterhaften Augen des Ungethüms faßten die Gestalt des Hirten selbst in der dichten Finsterniß der Tanne. Es stand still, es starrte ihn an — der Rachen öffnete sich, und ein gedrückter, tiefer Laut, wie der erste Donner, schien dem Sohn Osla's der Ruf in ein grauenhaftes Grab. Nachdem das Thier ihn jedoch eine Zeit lang angestiert, setzte es seinen schreckenvollen Weg von Neuem ruhig fort, die Zweige mit jedem Schritt zermalmend, bis der letzte Ton seines schweren Fußes im Ohr des Horchenden erstarb.*

Eh jedoch Morven den Muth gefaßt, vom Baum zu steigen, sah er durch die nackten Gesträuche Waffen schimmern, und gleich darauf kam ihm eine kleine Schaar der feindlichen Alven zu Gesicht. Er selbst blieb ihnen gänzlich

* Der Kritiker wolle bemerken, daß obige Beschreibung eines Thiers, dessen Geschlecht jetzt ausgestorben ist, lediglich beabsichtigt, die entfernte Weltperiode anzudeuten, worein diese Geschichte fällt.

unbemerkbar, und hörte, wie im Vorbeigehen Einer zum Andern sagte:

„Verbirgt doch die Nacht Alles; warum sie bei Tag angreifen?"

Und Der, welcher das Haupt der Schaar zu seyn schien, erwiederte:

„Recht! Bei Nacht, wenn sie schlafen in ihrer Stadt, wollen wir an sie. Siehe! sie werden des Weines voll seyn, und wie Lämmer unter unsern Händen fallen."

„Aber wo, o Führer," hob ein Dritter aus der Schaar an, „sollen wir uns den Tag über verbergen? denn viel sind der Jäger unter der Jugend des Oesenvolks; die könnten uns im Forst gewahr werden, und ihren Stamm gegen unsern Angriff in die Waffen rufen."

„Dafür habe ich vorgesehen," entgegnete der Führer. „Ist nicht Odurs dunkle Höhle in der Nähe? Wird sie uns nicht decken gegen die Augen unserer Feinde?"

Da lachten die Männer und zogen jubelnd den Wald entlang.

Als sie weg waren, stieg Morven vorsichtig herab, und eilte auf einem breitern Pfad nach einem Thal zwischen dem Wald und dem Strom, worin die Stadt lag, in welcher der Fürst des Landes wohnte. Als er an den Kriegern vorüber kam, Riesen jener Tage, welche sich in den Straßen (wenn das Wort Straße zu gebrauchen ist) drängten — lose, aufklaffende Gewänder um die mächtigen Glieder, Köcher auf den Rücken und Jagdspeere in den Händen, — lachten und spotteten sie und riefen, auf ihn weisend: „Morven. Du Weib, Morven, Du Krüppel, was thust Du unter Männern?"

Denn der Sohn Osla's war klein von Gestalt und von geringer Stärke, und sein Fuß hinkte von Kindheit an; aber ohne ihrer zu achten, ging er durch die Krieger. Am Ende der Stadt gelangte er zu einem hohen Thurm, worin einige alte Männer zusammen kamen, die den König beriethen in Zeiten der Gefahr, oder wenn Mißwachs, Hungersnoth oder Ueberschwemmung den Herrscher befangen machten, und die wilden Stirnen seiner Krieger umwölkten.

Sie gaben den Rath der Erfahrung, und wenn Erfahrung ihnen abging, entnahmen sie in gläubiger Unkunde Zeichen und Deutung aus den Winden des Himmels, den Wechseln des Monds, dem Flug der wandernden Vögel. Durch die Stimme der Elemente und die mannichfachen Geheimnisse, die einander auf dem Antlitz der Welt ewig folgen, aber ungelöst bleiben durch das Staunen, das keine Ruhe hat, die Furcht, die glaubt, und die ewige aller Erfahrung zu Grund liegende Vernunft, welche für Ursachen eine Wirkung sucht, — durch all' Dies mit der Vorstellung höherer Mächte erfüllt, kamen sie ihrem Wissensmangel durch die Vermuthungen ihres Aberglaubens zu Hülfe. Aber nichts wußten sie von List und übten keinen vorsätzlichen Trug; sie zitterten zu sehr vor den Räthseln, aus welchen ihr Glauben hervorgegangen, um sich ihrer zur Lüge zu bedienen. Sie ertheilten Rath nach ihrem besten Dafürhalten, und so alte ergraute Menschen hatte nie der verwegene Traum durchzuckt, ihre Krieger und Könige durch die Macht der Täuschung zu regieren.

Der Sohn Osla's betrat das Gemäuer mit furchtlosem Schritt, und näherte sich dem Ort am obern Ende der Halle, wo die Greise versammelt saßen.

„Ha, niedrig geborner Feigling," rief der Aelteste, in frühern Tagen ein gefeierter Krieger: „wagst Du ungemeldet in den geheimen Rath der weisen Männer zu treten? Weißt Du nicht, Auswurf, daß der Tod hierauf steht?"

„Tödte mich, wenn Du willst," entgegnete Morven, „aber höre mich! Als ich vergangene Nacht in der zertrümmerten Burg unserer alten Könige saß, und nach dem Gebot meines Vaters die umher grasenden Schafe hütete, damit nicht das wilde Volk der Alven vom Gebirg unbemerkt auf die Heerde herabsteige, kam ein Sturm finster daher, und als der Sturm vorüber und ich zum Himmel hinaufblickte, sah ich einen Stern von seiner Höhe gegen mich herabgleiten, und eine Stimme aus dem Stern rief: „„Sohn Osla's verlaß deine Heerde und suche den Rath der Weisen und sage ihnen, daß sie dich aufnehmen als Einen ihrer Zahl, oder ihr

und der Ihrigen Untergang werde jach hereinbrechen.““ Aber ich hatte Muth der Stimme zu antworten, und ich sprach: „„Spotte nicht den armen Sohn des Hirten. Sieh, sie werden mich tödten, wenn ich ein so kühnes Wort spreche, denn ich bin arm und werthlos in den Augen meines Stammes, und nur Die, welche große Thaten vollbracht und grau von Haaren sind, sitzen im Rath der Weisen.““

Da sprach die Stimme: „„Thu, wie ich dir befehle und ich will dir ein Zeichen geben, daß dich die Mächte entboten, welch die Zeiten des Jahres beherrschen und auf den Fittichen des Windes segeln. Sage den Weisen, daß, wenn sie dich nicht unter sich aufnehmen, noch heute Nacht das Unglück über sie fallen und der Morgen in Blut aufgehen soll.““

Damit schwieg die Stimme und eine Wolke zog hin über den Stern, und ich hielt Rath bei mir und kam trauernd zu Euch, o strenge Väter; denn ich fürchtete, ihr würdet mich schlagen wegen frecher Zunge und mich zum Tod verurtheilen, weil ich fordere, was kaum den Söhnen der Könige zugestanden würde.“

Da sahen die strengen Alten einander an und waren sehr erstaunt und wußten nicht, was sie dem Sohn des Hirten antworten sollten.

Endlich begann Einer von den Weisen: „Offenbar muß Wahrheit aus Osla's Sohn sprechen, denn er würde es nicht wagen, auf die großen Lichter des Himmels zu lügen. Hätt' er die Worte des Sternes einem Menschen in den Mund gelegt, so könnten wir mit Recht an der Wahrheit derselben zweifeln. Aber Wer wird die Rache der Nachtgötter auf sich laden wollen?“

Und die Greise nickten beifällig mit den Häuptern, aber Einer antwortete und sprach:

„Sollen wir des Hirten Sohn als unseres Gleichen aufnehmen? Nein!“ Der Name des Mannes, der also gesprochen, war Darvan und seine Worte gefielen den Greisen.

Aber Morven erwiederte: „Wahrlich, o Berather der Könige, ich sehe nicht darum aus, daß ich Eures Gleichen

seyn könnte. Genug, wenn ich die Pforten Eures Hauses verschließe und Euch diene, wie der Sohn Osla's dienen kann.“ Und demüthig verneigte er sein Haupt.

Da entgegnete der Oberste der Alten, denn er war weiser als die Uebrigen: „Aber wie willst Du uns von dem Unglück erlösen, das über uns kommen soll? Ohne Zweifel hat Dir der Stern den Dienst genannt, den Du uns leisten kannst, wenn wir Dich in unsere Halle aufnehmen, so wie das Weh, das auf uns fallen soll, wenn wir Dich nicht aufnehmen.“

Morven erwiederte in Demuth: „Gewiß wird der Stern, wenn Du Deinen Diener aufnimmst, ihm anzeigen, was Dein Lohn seyn soll; für jetzt aber weiß er blos, was er bereits gesagt.“

Da hießen ihn die Weisen abtreten und sie beredeten sich, und sehr verschieden waren ihre Bedünken; aber obwohl kühne Männer und muthig gegen den Schlachtruf eines menschlichen Feindes, schauerten sie über die Verkündung des Sternes. So beschlossen sie denn, den Sohn Osla's aufzunehmen, und ihn zum Pförtner des Rathsaales zu machen.

Er vernahm den Beschluß und beugte sein Haupt, und ging zu der Thür und setzte sich still bei ihr nieder.

Und die Sonne sank hinab im Westen, und die ersten Sterne der Dämmerung fingen an zu flimmern, als Morven von seinem Sitz auffuhr und ein Zittern schien seine Glieder zu fassen. Seine Lippen schäumten, Zuckung und Angst kam über ihn; er krümmte sich wie ein Mensch, dem der Speer eines Feindes eine tödtliche Wunde beigebracht, und fiel plötzlich auf sein Antlitz auf den Steinboden nieder.

Die Greise nahten ihm; verwundert hoben sie ihn auf. Langsam kam er wie aus einer Ohnmacht zu sich. Seine Augen rollten wild.

„Vernahmet Ihr nicht die Stimme des Sternes?“ fragte er. Und der Oberste der Alten antwortete: „Nein, keinen Laut haben wir gehört.“

Da seufzte Morven tief.

Nur an mich erging also das Wort. Bietet sogleich, o

Berather des Königs, bietet sogleich die Bewaffneten und die ganze Jugend des Volks auf, und heißt sie Schwert und Speer nehmen und Eurem Diener folgen. Denn siehe! der Stern hat ihm verkündet, der Feind werde in unsere Hände fallen, wie die Thiere des Waldes."

Der Sohn Osla's sprach mit der Stimme eines Herrschers, und die Greise standen betroffen. „Was zaudert ihr?" rief er. „Lügen die Götter der Nacht? Auf mein Haupt falle die Verantwortung, wenn ich Euch betrüge."

Da beriethen die Greise nochmals, und sie gingen und boten die Bewaffneten auf und die ganze Jugend des Volks; und Jeder nahm Schwert und Speer, und so auch Morven. Und Osla's Sohn ging voraus, stets emporblickend zu dem Stern; und er bedeutete sie still zu seyn und leisen Schrittes aufzutreten.

So zogen sie durch das wildeste Dickig des Waldes, bis sie zum Eingang einer großen, mit alten, verflochtenen Bäumen verwachsenen Höhle gelangten, welche die Odurshöhle genannt war. Und er hieß die Führer die Bewaffnete zu beiden Seiten der Höhle stellen, rechts und links ins Gebüsch.

So hielten sie schweigend Wache, bis die Nacht tiefer dunkelte; und sie vernahmen ein Geräusch in der Höhle und den Hall von Tritten, und heraus kam ein Bewaffneter. Der Speer Morvens durchbohrte ihn und er sank todt am Eingang der Höhle nieder. Ein Zweiter und ein Dritter, und Beide fielen abermals! Da ertönte laut und lang der Schlachtruf der Alven und hervorschoß, wie ein Fluß über ein enges Bett, der Strom der Krieger. Und die Söhne der Oesen fielen auf sie, und der Feind war in großer Noth und Entsetzen über das unvermuthete Gefecht und die Dunkelheit der Nacht, und es war ein mächtig Schlachten.

Und als der Morgen kam, zählten die Kinder der Oesen die Erschlagenen, und fanden den Führer der Alven und die Ersten des Volks unter ihnen, und groß war darüber die Freude. Siegprangend kehrten sie zur Stadt zurück, und trugen Osla's tapfern Sohn auf den Schultern und jubelten: „Ehre dem Diener des Sternes."

Und Morven kam in den Rath der Weisen.

Nun hatte der König des Volks eine Tochter, und sie war lieblich unter den Weibern und schön anzusehen. Und Morven blickte auf sie mit Augen der Liebe, aber er wagte noch nicht zu sprechen.

Der Sohn Osla's lachte heimlich über die Thorheit der Menschen. Er liebte dieselben nicht, denn sie hatten ihn verhöhnt; er achtete sie nicht, denn er hatte die Weisesten unter ihren Greisen getäuscht. Er mied ihre Feste und Lustbarkeiten und lebte einsam für sich. Die Strenge seines Lebens vermehrte die Ehrfurcht, die sein Verkehr mit dem Stern ihm gewonnen, und der kühnste unter den Kriegern neigte sein Haupt vor dem Liebling der Götter.

Eines Tages wandelte er am Ufer des Stroms, und sah einen gewaltigen Raubvogel vom Wasser aufstoßen und auf einen Habicht Jagd machen, der noch nicht die volle Kraft seiner Schwingen erlangt hatte. Von Kindheit an hatte der einsame Morven in den großen Wäldern und an den Ufern des mächtigen Stroms gern auf die Art der Wesen dachtet, welche von der Natur dem Menschen unterworfen worden sind. Jetzt sprach er, auf die Vögel blickend, zu sich selbst: „So geht es immer; durch List oder durch Gewalt sucht jedes Wesen seines Gleichen zu bemeistern.“ Während seiner Betrachtung hatte der große Vogel den Habicht niedergestoßen, und erschrocken und keuchend stürzte dieser zu Morvens Füßen. Er hob den Habicht auf, und über ihm schrie der Geier und umzog in nähern und nähern Kreisen seine entrissene Beute. Aber Morven scheuchte ihn fort und steckte den Habicht in seinen Busen und trug ihn nach Haus und pflegte sein mit Sorgfalt und fütterte ihn aus seiner Hand, bis er wieder zu Kräften gekommen. Und der Habicht kannte ihn und folgte ihm nach wie ein Hund. Und lächelnd sprach Morven zu sich selbst: „Siehe, die leichtgläubigen Thoren um mich her halten auf den Flug und die Bewegung der Vögel. Ich will diesen armen Habicht meinen Zwecken zu dienen lehren.“ So zähmte er den Vogel und richtete ihn seiner Natur gemäß ab;

aber er verbarg ihn sorgfältig vor den Andern und ätzete ihn im Geheimen.

Der König des Landes war alt und konnte nicht mehr lange leben, und die Augen des Volks waren auf seine beiden Söhne gerichtet, und es wußte nicht, welcher der Würdigere sey für die Herrschaft. Als eines Abends Morven durch den Wald ging, sah er den Jüngern von Beiden, der ein großer Jäger war, gramvoll unter einer Eiche sitzen und mit sinnenden Augen auf den Boden blicken.

„Was sinnest Du, o schnellfüßiger Seiror?" fragte Osla's Sohn, „und weßhalb bist Du traurig?"

„Du kannst mir nicht helfen!" antwortete der Königssohn streng. „Geh' Deines Weges."

„Ha," entgegnete Morven, „Du weißt nicht, was Du sprichst. Bin ich nicht der Liebling der Sterne?"

„Hinweg! ich bin kein Graubart, den die Nähe des Todes zum Schwachkopf macht. Sprich mir nicht von den Sternen. Ich weiß blos von dem, was mein Auge sieht, mein Ohr hört."

„Still!" entgegnete Morven feierlich, und bedeckte sein Antlitz; „still, damit der Himmel Dein rasches Wort nicht räche. Siehe, die Sterne haben mir die Gabe verliehen, die geheimen Herzen der Andern zu durchschauen, und ich kann Dir die Gedanken des Deinigen sagen."

„Sage sie, Ausgeburt der Niedrigkeit!"

„Du bist der Jüngere und Dein Name ist minder bekannt im Krieg, als der Name Deines Bruders: gleichwohl möchtest Du gern höher als er gesetzt werden, möchtest auf den hohen Stuhl Deines Vaters sitzen."

Der Jüngling ward bleich. „Du hast Wahrheit in Deinem Mund," sprach er mit wankender Stimme.

„Nicht von mir, sondern von den Sternen kommt die Wahrheit."

„Können die Sterne meinen Wunsch erfüllen?"

„Sie können es; treffen wir uns morgen wieder." Damit wandte sich Morven in den Wald.

Am folgenden Mittag kamen sie wieder zusammen.

„Ich habe die Götter der Nacht befragt, und sie haben

mir die Gewalt gegeben, um die ich gebeten; aber unter Einer Bedingung."

„Nenne sie."

„Daß Du Deine Schwester auf ihren Altären opferst. Du mußt einen Steinhaufen erbauen, und Deine Schwester in den Wald nehmen und sie auf die Steine legen und Dein Schwert in ihr Herz senken. Nur also kannst Du zur Herrschaft gelangen."

Der Königssohn schauderte und sprang auf und schwang seinen Speer vor Morvens bleicher Stirn.

„Zittere!" rief der Sohn Osla's mit lauter Stimme. „Höre auf die Götter, die Dich mit Tod bedrohen, weil Du gewagt, Deinen Arm gegen ihren Diener zu erheben!"

Während er also sprach, rollte oben der Donner, denn eben war eines der häufigen Gewitter des beginnenden Sommers am Ausbruch. Der Speer fiel dem jungen Fürsten aus der Hand; er saß nieder und heftete die Augen auf den Boden.

„Willst Du das Gebot der Sterne vollziehen und herrschen?" fragte Morven.

„Ich will's!" rief Seiror mit der Entschlossenheit der Verzweiflung.

„So bring' sie diesen Abend, wenn die Sonne sinkt, hieher; Du allein; ich kann Dich nicht begleiten. Jetzt laß uns die Steine häufen."

Schweigend beugte der Jäger seine gewaltige Kraft zu den Felsenstücken, die Morven ihm andeutete. Und sie bauten den Altar und gingen ihres Wegs.

Schön ist das Verscheiden der großen Sonne, wenn der letzte Sang der Vögel in den Schoos der Stille versinkt, wenn die Wolkengefilde in Licht gebadet sind, und der erste Stern über dem Grab des Tages hervortritt.

„Wohin führst Du mich, mein Bruder," sprach Orna, „weßhalb zittert Deine Lippe? und warum wendest Du Dein Gesicht ab?"

„Ist der Wald nicht schön; lockt er uns nicht weiter, meine Schwester?"

„Und wozu sind diese Steine gehäuft?“

„Laß Andere antworten, ich häufte sie nicht.“

„Du zitterst, Bruder, wir wollen umkehren.“

„Nicht doch! bei den Steinen dort liegt ein Vogel, den mein Speer heut durchbohrt hat; ein Vogel von schönem Gefieder, den ich für Dich tödtete.“

„Wir sind bei dem Steinhaufen; wo hast Du den Vogel hingelegt?“

„Hierhin!“ rief Seiror und faßte das Mädchen in die Arme, warf sie auf den rauhen Altar und zog sein Schwert, ihr das Herz zu durchstoßen.

Gerad' über den Steinen erhob sich eine riesige Eiche, ein Gewächs ungezählter Jahrhunderte; und von der Eiche oder vom Himmel herab scholl eine laute feierliche Stimme: „Durchstoße sie nicht, Sohn der Könige, die Sterne nehmen ihren Ausspruch zurück; Du sollst das Mädchen nicht erschlagen, und sollst dennoch herrschen über den Stamm von Oese, und Orna sollst Du dem Liebling der Sterne als Braut geben. Steh' auf und geh' Deines Weges.“

Die Stimme schwieg; Ornas Schrecken hatte für eine Weile die Bande des Lebens überwältigt; Seiror trug sie in seinen starken Armen durch den Wald nach Haus.

„Ach!“ sprach Morven, als er am folgenden Tag mit dem aufstrebenden Fürsten wieder zusammen kam; „ach! die Sterne haben mir ein Loos bestimmt, das mein Herz nicht wünscht; denn ich, einsiedlerisch im Leben und verkrüppelt an Gestalt, bin unempfindlich für die Flammen der Liebe, und stets hab' ich, wie Du und Dein Volk weiß, die Augen der Weiber gemieden, denn die Mädchen lachten über meinen hinkenden Tritt und meine grämlichen Züge, und so lernte ich schon früh alle Gedanken an Liebe aus mir verbannen. Seitdem mir aber die Sterne (durch ihre Erklärung an Dich) kund thaten, daß Du, geliebter Fürst, nur durch diese Heirath Deines Vaters befiederte Krone erhalten kannst, unterwerf ich mich ihrem Willen.“

„Aber,“ sagte der Königssohn, „erst wenn ich König bin, kann ich Dir meine Schwester zum Weib geben; denn Du

weißt, daß mein Vater mich zu Staub treten würde, wenn ich ihn bäte, die Blume unseres Stammes dem Sohn des Hirten Osla zu bringen."

„Du sprichst Worte der Wahrheit. Geh' heim und fürchte nichts; aber wenn Du König bist, muß das Opfer gebracht und Orna die Meine werden. Ach! wie kann ichs wagen, die Augen zu ihr zu erheben? Aber so gebieten die furchtbaren Könige der Nacht! — Wer darf ihrem Wort widersprechen?"

„Der Tag, der mich als König sieht, sieht Orna als die Deine," erwiederte der Fürst.

Morven wandelte, wie er zu thun pflegte, allein weiter, und sprach zu sich selbst: „Der König ist alt, doch kann er zwischen mir und meiner Hoffnung noch lang stehen." Und er begann es in seinem Haupt umzuwälzen, wie er die Zeit abkürzen möchte. Also in Gedanken vertieft, wanderte er so achtlos weiter, daß die Nacht herannahte, und er seinen Pfad im dichten Gehölz verloren hatte und nicht wußte, wie er wieder nach Haus kommen sollte. So legte er sich denn ruhig unter einen Baum und schlief, bis der Tag graute. Da ward er hungrig und suchte im Gebüsch nach schlichten Wurzeln, womit er, denn immer war er gleichgültig gegen Speise, in der Regel das Verlangen der Natur stillte.

Unter bekanntern Wurzeln und Kräutern fand er auch rothe Beeren von süßlichem Geschmack, die er früher nie gesehen. Er aß einige wenige davon, war aber nicht weit im Wald gekommen, als es ihm vor den Augen schwindelte und eine tödtliche Schwäche ihn befiel. Mehrere Stunden lang lag er in Krämpfen am Boden und vermeinte zu sterben. Aber die zähe Saftlosigkeit seines Leibes und seine unabänderliche Mäßigkeit siegten über das Gift, und langsam und nach großer Angst erholte er sich wieder. Mit schwachen Schritten kehrte er zu dem Ort zurück, wo die Beeren wuchsen, pflückte mehrere, barg sie in seinem Busen, und kehrte mit einbrechender Nacht in die Stadt zurück.

Am folgenden Tag ging er zu den Heerden seines Vaters, griff ein Lamm und zwängte ihm einige von den Beeren in den Magen; und das Lamm rannte dahin und stürzte todt

nieder. Sofort nahm er etwas mehr von den Beeren, und kochte sie und mischte den Saft mit Wein und gab den Wein heimlich einem der Knechte seines Vaters und der Knecht starb.

Nunmehr ging er zu dem König, und nachdem er allein vor sein Angesicht gekommen, sprach er: „Wie geht es meinem Herrn?“

Der König saß auf einem Lager auf Wolfshäuten und sein Aug war starr und trüb, aber mächtig waren die greisen Glieder und gewaltig seine Gestalt; und er war um einen Kopf länger gewachsen, als die Kinder der Menschen, und Keiner lebte, der den Bogen zu spannen vermochte, den er in seiner Jugend gespannt. Grau, abgemagert, verkommen, wie Riesengebeine, die bisweilen aus der Erde gegraben werden: — ein Ueberrest alter Kraft!

Und der König erwiederte schwach und mit grausigem Lachen:

„Männern von meinen Jahren geht es schlimm. Was hilft mir meine Stärke? Wär' ich doch als ein Krüppel geboren worden, wie Du, so dürfte ich in meinen alten Tagen um nichts Verlorenes klagen.“

Eine schnelle Röthe flog über Morvens Gesicht; aber er neigte sich demüthig:

„O König, wie wenn ich Dir Deine Jugend zurückgeben könnte? wie, wenn ich die Kraft wieder brächte, die Dich zeichnete unter den Söhnen der Menschen, als die Krieger der Alven wie Gras vor Deinem Schwert fielen?“

Da erhob der König seine dämmernden Augen und sagte:

„Wie meinst Du Das, Sohn Osla's? Wohl hab' ich schon Manches vernommen von Deiner großen Weisheit, und wie Du nächtlich mit den Sternen sprächest. Können die Götter der Nacht Dir das Geheimniß mittheilen, das Alter wieder zu jüngen?“

„Reize sie nicht durch Zweifel,“ entgegnete Morven ehrfurchtsvoll. „Jedes Ding ist den Beherrschern der schwarzen Stunde möglich, und siehe, der Stern, der Deinen Knecht liebt, hat um Mitternacht mit ihm gesprochen und gesagt: „„Stehe auf und gehe vor den König, und sag' ihm, daß die

Sterne den Stamm der Desen hochhalten und daran gedenken, wie der König seinen Bogen gespannt hat gegen die Söhne der Alven; deßhalb sieh nach unter dem Stein, der zur Rechten Deines Hauses liegt neben dem Tannenbaum, und Du wirst ein Gefäß von Erde sehen, und in dem Gefäß wirst Du einen süßen Saft finden, der wird machen, daß der König, Dein Herr, sein Alter auf immer vergisset."" Und so, mein Herr, ging ich hinaus, als der Morgen kam, und sah unter dem Stein und fand das Gefäß von Erde und hab' es hieher gebracht zu meinem Herrn dem König."

„Schnell — Knecht — schnell! daß ich trinken möge und meine Jugend wieder gewinnen!"

„Nein! höre, o König: also sprach der Stern zu mir weiter:"

„„Nur bei Nacht, wenn die Sterne Gewalt haben, wirkt diese Gabe; deßhalb muß der König warten bis zur Stille der Mitternacht, wenn der Mond hoch steht; dann mag er den Saft mischen mit seinem Wein. Und Keinem darf er entdecken, daß er die Gabe aus der Hand des Dieners der Sterne erhalten. Denn heimlich thun sie ihr Werk, und wenn die Menschen schlafen; darum lieben sie nicht das Geplapper der Mäuler, und Wer ihre Gaben ausschwatzt, muß sterben."

„Fürchte nichts," sprach der König und griff nach dem Gefäß. „Niemand soll etwas erfahren — und siehe, morgen werd' ich hervorgehen, und meine beiden Söhne, die um meine Krone hadern ..... wahrlich ich werde jünger seyn denn sie."

Damit lachte der König laut und dankte dem Diener der Sterne kaum, und sagte ihm keinen Lohn zu; denn in jenen Tagen dachten die Könige an wenig — als an sich selbst.

„Und Morven sprach zu ihm: „Soll ich meinem Herrn nicht behülflich seyn? denn ohne mich möchte der Trank vielleicht seine Wirkung verfehlen."

„Ja," sagte der König, „bleibe hier."

„Nein," antwortete Morven, „Deine Knechte würden sich wundern und viel darüber reden, wenn sie den Sohn Osla's in Deinem Haus weilen sähen. So könnte vielleicht das

Mißfallen der Götter der Nacht erregt werden. Gestatte, daß die Hinterthür Deines Palastes unverriegelt bleibe, damit ich zur nächtlichen Stunde, wenn der Mond mitten am Himmel steht, unbemerkt in Dein Gemach schleichen möge und den Saft mit Deinem Wein mische."

„Sey es so," sprach der König. „Du bist weise, wenn auch Deine Glieder gekrümmt und kurz sind, und die Sterne einen längern Mann hätten auswählen können." Und abermals lachte der König, und auch Morven lachte; aber in der Freude des Sohnes Osla's war Gefahr.

Die Nacht hatte angefangen zu dunkeln und die Bewohner waren in tiefen Schlaf begraben, als eine gellende Stimme durch die Straßen rief: „Weh, weh! wacht auf, ihr Söhne der Oesen — weh!" Und wild, bleich, erschreckt, den Speer in der Hand, stürzten die riesigen Söhne des alten Stammes hervor, und sie sahen einen Mann auf einer Erhöhung mitten in der Stadt, der schrie: „Weh!" und es war Morven, der Sohn Osla's! Und als sie sich um ihn her gesammelt, sprach er: „Männer und Krieger, zittert vor Dem, was Ihr hören werdet. Der Stern des Westens hat zu mir geredet, und so sprach der Stern: „„Unglück wird fallen auf das Königshaus der Oesen, noch eh' der Morgen graut, deßhalb geh' Du jammernd durch die Straßen und wecke die Bewohner zur Klage."" Und ich stand auf und that wie mich der Stern geheißen."

Noch sprach Morven, als ein Knecht aus dem Haus des Königs auf die Menge zugerannt kam, der schrie laut: „der König ist todt." Da gingen sie in den Palast und fanden den König erstarrt auf seinem Lager, und seine mächtigen Glieder zusammengezogen und gekrümmt durch den Todesschmerz, und seine Fäuste geballt, wie zur Drohung gegen einen Feind; — den Feind alles Lebens! Und Furcht kam über die Schauenden, und sie blickten auf Morven mit tieferer Ehrerbietung, als der kühnste Krieger hätte hervorrufen können, und trugen ihn zurück in den Rathssaal der Weisen, klagend und ihre Waffen zum Zeichen des Schmerzens zusammenschlagend, und riefen von Zeit zu Zeit: „Ehre sey Morven,

dem Seher!" Und das war das erstemal, daß das Wort Seher in jenen Gegenden gebraucht ward.

Am dritten Mittag nach des Königs Tod kam Seiror zu Morven und sprach: „Siehe! mein Vater ist nicht mehr, und das Volk tritt diesen Abend um Sonnenuntergang zusammen, seinen Nachfolger zu wählen; gewiß aber werden die Krieger und die jungen Männer meinen Bruder küren, denn er ist bekannter im Krieg. Halt mir also Wort."

„Still, Knabe!" sprach Morven streng; „wag es nicht, die Zusage der Götter der Nacht in Zweifel zu ziehen."

Denn Morven fing jetzt an sich eine Macht herauszunehmen unter dem Volk, und zu sprechen, wie Herrscher sprechen, selbst zu den Söhnen des Königs. Und seine Stimme brachte den ungestümen Seiror zum Schweigen und er wagte nicht zu antworten.

„Sieh," sprach Morven und nahm einen farbigen Federbusch hervor, „trag diesen auf Deinem Haupt und laß Dein Antlitz muthig seyn, denn die Menge liebt ein unverzagtes Gemüth, und geh' hinab mit Deinem Bruder zum Ort, wo der neue König erwählt wird und überlaß das Andre den Sternen. Aber vor Allem vergiß diesen Federbusch nicht; er ist gesegnet von den Göttern der Nacht."

Der Königssohn nahm den Busch und kehrte nach Haus zurück.

Es war Abend, und die Krieger und Obersten des Volks waren versammelt an dem Ort, wo der neue König gewählt werden sollte. Und die Stimmen der Mehrheit begünstigten Voltoch, den Bruder Seirors, denn er hatte zwölf Feinde mit seinem Speer getödtet, und in jenen Tagen galt so Etwas für eine große Tugend an einem König.

Plötzlich erhob sich ein Geschrei in den Straßen und das Volk rief: „Platz für Morven, den Seher!" Denn das Volk hatte noch größere Ehrfurcht vor Osla's Sohn, als selbst vor den Obersten. Und seit er zu Ansehen gekommen, hatte Morven eine Hoheit in seine Miene gelegt, die der Sohn des Hirten selbst nicht geahnet in seinen früheren Tagen, und obwohl seine Gestalt klein war und sein Fuß hinkte, so erschien

doch sein Antlitz ernst und voll Würde. Nur er unter dem ganzen Volk trug ein Kleid, das den Boden rührte, und sein Haupt war blos, und das lange schwarze Haar reichte bis zum Gürtel, und selten bemerkte man Veränderung oder menschliche Leidenschaft auf seinem ruhigen Aeußern. Er schmauste nicht und trank keinen Wein, und zeigte sich nicht oft in den Straßen. Nie lachte er und nie lächelte er, außer wenn er allein im Wald, und dann lachte er über die Thorheit seines Volks.

So ging er langsam durch die Menge, und wandte sich, als das Volk ihm Platz machte, weder zur Rechten noch zur Linken, und er stützte seine Schritte mit einem Stab von der Stechpalme.

Und als er zu dem Ort gekommen, wo die Obersten versammelt waren, und die beiden Königssöhne in der Mitte standen, hieß er das Volk Stille gebieten. Dann stieg er auf einen hohen Felsblock und sprach also zu dem Haufen:

„Fürsten, Krieger und Barden! Ihr, greise Berather, und Ihr Jäger des Waldes, und Ihr Beschleicher der Fische in den Wassern, hört auf Morven, den Sohn Osla's. Ihr wißt, daß ich niedrig von Geschlecht und schwach von Gliedern bin: aber hab' ich nicht den Stamm der Alven in Eure Hände gegeben, und schluget Ihr sie nicht im Dunkel der Nacht, und war nicht groß das Schlachten? Ihr selbst müsset wissen, daß der Sohn des Hirten so etwas nicht von sich selbst gethan hat; offenbar war er nur der Diener der hellen Götter, welche die Kinder der Oesen lieben. Ward nicht vor drei Nächten, als Schlaf auf der Erde lag, mein Ruf gehört in den Straßen? Verkündigte ich nicht Weh dem Königshause der Oesen? und bereits hat der dunkle Arm die Brust des Mächtigen getroffen, der nicht mehr ist! Soll ich so etwas blos geträumt haben, oder war ich nicht vielmehr die Stimme der hellen Götter, die über das Geschlecht der Oesen wachen? Darum, o Männer und Oberste, verachtet nicht den armen Hirten, sondern merket auf seine Worte; denn spricht nicht die Weisheit der Sterne aus denselben? Siehe, gestern Nacht saß ich allein im Thal und die Bäume schwiegen und kein Lüftchen regte

sich. Und ich sah nach dem Stern, der den Sohn Osla's berathet, und sprach: „„Erhabener Besieger der Wolke, Du, der Deine Schönheit badet in den Strömen, und mit Deinem Antlitz dringt durch die Tannenzweige, sieh Deinen Knecht in Betrübniß, weil der Mächtige dahin geschieden ist und mannigfache Feinde die Häuser meiner Brüder umstehen; und es wäre gut, daß sie einen tapfern und im Kampf glücklichen König hätten, einen Liebling der Sterne. Daher, o Stern, wie Du die Krieger der Alven in unsre Hände gegeben, und uns den Fall der Eiche unsres Stammes voraus verkündigt hast, also fleh ich Dich an, dem Volk ein Zeichen zu geben, daß es Den zum König küre, welchen die Götter der Nacht lieben."" — Da säuselte eine leise Stimme, süßer als das Saitenspiel der Barden, durch die Stille: „„Deine Liebe zu Deinem Volk ist den Sternen der Nacht angenehm. Geh' denn, Sohn Osla's, und tritt zu der Wahlversammlung der Obersten und des Volks, und sag' ihnen, sie sollen Dich nicht verachten, weil Du zu langsam für die Jagd und wenig bekannt im Krieg bist; denn für all' Das gaben Dir die Sterne Weisheit zum Ersatz. Sage dem Volk, daß wie die Alten des Rathes ihre Weisungen dem Flug der Vögel entnehmen, also soll ihnen durch Vögelflug ein Zeichen werden, und hienach sollen sie ihren König erwählen. Denn, spricht der Stern der Nacht, die Vögel sind Kinder der Winde; sie ziehen hin und her im Meer der Luft und besuchen die Wolken, welche Dienerinnen der Götter sind. Und ihr Sang ist nur die zerstückelte Melodie, die sie den Harfen dort oben entnehmen. Sind sie nicht Boten des Sturms? Wisset Ihr nicht, noch eh' der Strom gegen das Ufer gischt und der Regen herabfällt, am Klageruf der Vögel und ihren niedern Kreisen über dem Boden, daß ein Ungewitter in der Nähe ist? Daher achtet Ihr mit Recht, die Kinder der Luft seyen die geeigneten Mittler zwischen den Söhnen der Menschen und den Herren der Welt droben. Sage also dem Volk und den Obersten, sie sollen aus den Tauben, die im Dach des Königshauses nisten, eine weiße Taube auslesen, und sollen sie in die Luft fliegen lassen, und die Götter der Nacht werden die Taube

als ein Gebet ansehen, das vom Volk kommt, und werden einen Boten senden, das Gebet zu erfüllen, und dem Geschlecht der Oesen einen König zu geben, der seiner würdig ist.""

„Hierauf sprach der Stern nichts mehr."

Da murrten die Freunde Voltochs bei sich und sprachen: „Soll dieser Mensch uns vorschreiben, Wer König werden darf?" Aber das Volk und die Krieger riefen: „Hört auf den Stern: beginnen oder meiden wir die Schlacht nicht nach dem Flug der Vögel? sollen wir nicht nach dem gleichen Zeichen Den wählen, von welchem die Schlacht geleitet wird?" Und die Sache dünkte ihnen natürlich, denn sie war nach dem Brauch des Volkes. So nahmen sie denn eine der Tauben, die im Dach des Könighauses bauten, und brachten sie an den Ort, wo Morven stand, und er blickte zu den Sternen auf und flüsterte vor sich hin und ließ den Vogel los.

In geringer Entfernung von dem Orte war ein Anflug von Gehölz, und als die Taube aufstieg, schoß plötzlich ein Habicht aus dem Anflug hervor und verfolgte die Taube. Und die Taube war erschreckt und schwebte in Kreisen hoch über der Menge, als, siehe da! der Habicht sich einen Augenblick auf seinen Schwingen wiegte und dann mit einem plötzlichen Stoß herabstieß und von seiner Beute wich und sich auf das befiederte Haupt Seirors niedersetzte.

„Sehet," rief Morven mit lauter Stimme, „sehet Euren König."

„Heil, Heil dem König!" jubelte das Volk. „Heil dem Erwählten der Sterne."

Da erhob Morven die rechte Hand und der Habicht verließ den Königssohn und setzte sich auf Morvens Schulter. „Vogel der Götter," sprach er ehrerbietig, „hast Du nicht eine geheime Botschaft für mein Ohr?" Da wandte der Habicht den Schnabel nach Morvens Ohr und Morven beugte sein Haupt demüthiglich. Und der Habicht blieb bei Morven von diesem Augenblick und wollte sich nicht verscheuchen lassen. Und Morven sprach: „Die Sterne haben mir diesen Vogel gesandt, auf daß wir zur Tageszeit, wenn ich sie nicht sehe, nicht ohne einen Berather im Ungemach seyen."

So ward Seiror König, und Morven, der Sohn Osla's, ward genöthigt durch des Königs Willen, Orna zum Weib zu nehmen, und Volk und Oberste ehrten Morven den Seher vor allen Weisen des Stammes.

Eines Tages sprach Morven nachdenklich zu sich selbst: „Bin ich nicht schon jetzt dem König gleich? ja ist nicht der König mein Diener? hab' ich ihn nicht über die Häupter seiner Brüder gesetzt? taug ich deßhalb nicht mehr zum Herrscher, als er? Soll ich ihn nicht von seinem Sitz stoßen? Es ist ein mühvoll und stürmisch Amt, zu herrschen über die wilden Männer von Oese, zu zechen in der vollgedrängten Halle und die Krieger zum Kampf zu führen. Zech' ich aber nicht und zieh' nicht in den Krieg, so könnten sie sagen: das ist kein König, sondern Morven der Krüppel; und die vom Geschlecht Seirors könnten mich heimlich morden. Allein kann ich nicht dennoch viel größer seyn, als die Könige sind, und sie fortwährend erwählen und leiten, und dabei wie jetzt nach meinem Behagen leben? Wahrlich die Sterne sollen auch mir einen Palast und viele Unterthanen einbringen."

Unter den Weisen des Rathes war Darvan; und Morven fürchtete ihn, denn sein Aug ging den Bewegungen des Sohnes Osla's oft nach.

Und Morven sprach: „Dieser Mann hilft mir mehr als Vertrauter denn als Verblendeter, denn wirklich geht mir ein Gehülfe und ein Freund ab." Darum sagte er zu dem Weisen, als er allein dem Untergang der Sonne zusah:

„Mir dünkt, o Darvan, wir sollten zu Ehren der Sterne einen großen Thurm bauen, und der Thurm müßte herrlicher seyn, als alle Häuser der Obersten und als das Haus des Königs. Denn sind nicht die Sterne unsere Herren? Und Du und ich sollten die Hauptbewohner in diesem neuen Palast seyn, und wir wollen den Göttern der Nacht dienen und ihre Altäre mit dem Auserlesensten aus unsern Heerden, und den frischesten von den Früchten der Erde nähren."

Und Darvan sprach: „Du sprichst, wie es dem Diener der Sterne ziemt. Aber wird das Volk den Thurm bauen

helfen? denn es ist ein kriegerisch Geschlecht und liebt die Arbeit nicht."

Morven antwortete: „Ohne Zweifel werden die Sterne selbst gebieten, daß das Werk geschehe. Sey unbesorgt."

„In Wahrheit, Du bist ein wunderbarer Mensch, und Deine Worte treffen immer ein," erwiederte Darvan, „und ich wollte, Freund, Du lehrtest mich die Sprache der Sterne."

„Dienst Du mir, so sollst Du sie kennen lernen," antwortete der stolze Morven, und Darvan war im Stillen ergrimmt, daß der Sohn des Hirten von einem Aeltern und Häuptling Dienste forderte.

Als Morven zu seiner Gemahlin zurückkehrte, fand er, daß sie sehr weinte. Sie aber liebte den Sohn Osla's mit der höchsten Liebe, denn er war nicht wild und rauh, wie die Männer, die sie bisher gekannt, und sie war stolz auf seinen Leumund unter dem Volk. Und er nahm sie in die Arme und küßte sie und fragte, weßhalb sie weine. Da sagte sie ihm, ihr Bruder, der König, sey bei ihr gewesen, und habe bittere Reden geredet über Morven. „Er stiehlt mir die Liebe meines Volks," hatte Seiror gesagt, „und blendet es mit Lügen. Da er mich zum König gemacht, kann er mir die Königswürde nicht auch wieder nehmen? Wahrlich eine neue Geschichte von den Sternen könnte die alte aufheben." Und der König hatte ihr befohlen, auf Morvens Geheimniß zu lauschen und zu sehen, ob Wahrheit in ihm sey, wenn er sich seines Verkehrs mit den Mächten der Nacht rühme.

Aber Orna liebte Morven mehr, als Seiror, deßhalb sagte sie ihrem Gemahl Alles.

Und Morven empfand den Undank des Königs übel und ward sehr beunruhigt, denn ein König ist ein mächtiger Feind. Aber er tröstete Orna und hieß sie sich verstellen und auch ihrerseits beim Bruder über ihn klagen, damit Seiror ihr arglos vertrauen möge, was er etwa gegen Morven im Schild führe.

Neben Morvens Haus war eine Höhle, worin er den heiligen Habicht bewahrte, und worin er für künftigen Nothfall noch andere Vögel heimlich aufzog und äzte, und die

Thür der Höhle war beständig verschlossen. Als er eines Tages sich dort zu thun machte, bemerkte er gegenüber eine Spalte in der Wand, die er früher nie wahrgenommen, und gaukelnd kam die Sonne herein. Während er noch hinschaute, wurde der Sonnenstrahl verdunkelt und gleich darauf sah er ein Menschenantlitz herein blicken. Und Morven zitterte, denn er erkannte, daß er belauscht worden. Heftig stürzte er aus der Höhle, aber der Belauscher war bereits unter den Bäumen verschwunden, und Morven ging stracks in Darvans Gemach und setzte sich nieder. Und Darvan kehrte erst spät am Abend zurück, und als er Morven sah, fuhr er zusammen und ward blaß. Aber Morven grüßte ihn als einen Bruder und bat ihn zu einem Fest, das er, zum ersten Mal, am nächsten Vollmond geben wolle zu Ehren der Sterne. Und von Darvans Gemach kehrte er zurück zu seinem Weib und hieß sie das Haar raufen und mit Tagesanbruch zum König, ihrem Bruder, gehen und bitterlich klagen über die Art, wie sie von Morven behandelt würde, auf daß sie also die schwarzen Entwürfe aus des Königs Brust lockete: „Denn gewiß," sprach er, „hat Darvan gelogen gegen Deinen Bruder und irgend ein Unheil steht mir bevor, das ich gern voraus wissen möchte."

So ging denn Orna am nächsten Morgen zum König und sprach: „Des Hirten Sohn hat mich geschmäht und harte Worte zu mir gesprochen: werd' ich nicht gerächt werden?"

Da stampfte der König mit den Füßen und schüttelte sein mächtig Schwert. „Gewiß sollst Du gerächt werden, denn ich hab' von einem der Weisen etwas vernommen, was mir zeigt, daß der Mensch das Volk belügt und der Niedriggeborne soll sterben. Ja, sobald er wieder allein in den Wald geht, wollen mein Bruder und ich über ihn fallen und ihn erschlagen." Mit diesem Trost schickte Seiror Orna wieder fort.

Und Orna warf sich zu den Füßen ihres Gemahls. „Flieh schnell, mein Geliebter, flieh in den Wald weit weg von meinen Brüdern, sonst endigt das Schwert Seirors Deine Tage."

Da kreuzte der Sohn Osla's die Arme und schien in

schwarze Gedanken verloren; und achtete nicht auf Orna's Stimme, bis sie ihn wieder und wieder um die Flucht angefleht.

„Fliehen?“ sprach er endlich. „Nein, ich bedachte, welche Strafe die Sterne auf unsern Feind herabsenden würden. Mögen Krieger fliehen. Morven der Seher siegt durch stärkere Waffen als das Schwert.“

Nichtsdestoweniger war Morven verwirrt in seiner Seele und wußte nicht, wie er sich retten sollte vor der Rache des Königs. Während er also hoffnungslos nachsann, hörte er ein Rauschen von Wassern, und siehe, der Strom — denn es war jetzt am Ende des Herbstes — hatte die Ufer gebrochen und tosete durch das Thal gegen die Häuser der Stadt. Und die Männer des Volks und die Weiber und Kinder rannten mit Angstgeschrei zu Morvens Haus und riefen: „Siehe, der Strom ist auf uns eingebrochen; rett' uns, o Diener der Sterne.“

Da kam ein plötzlicher Gedanke über Morven und er beschloß sein Schicksal an einen verzweifelten Entschluß zu setzen.

Und still und traurig trat er aus dem Haus und sprach: „Ihr wißt nicht, was Ihr fordert: ich kann Euch aus dieser Gefahr nicht retten; Ihr selbst habt sie über Euch gebracht.“

Und sie riefen: „wie, o Sohn Osla's? wir sind unsres Vergehens nicht kundig.“

Und er antwortete: „Geht hinab zur Burg des Königs und wartet auf mich, und bald will ich Euch nachfolgen und Ihr sollt erfahren, wodurch Ihr diese Strafe bei den Göttern verwirkt habt. Und brausend, wie ein ebbend Meer, wälzte sich die Menge zurück, und als sie weg war, ging Morven allein nach dem Haus Darvans, das dem seinigen zunächst lag. Und Darvan war sehr erschrocken, denn er war hoch betagt und hatte weder Kinder noch Freunde, und fürchtete, er könne sich aus eigener Kraft nicht retten vor dem Wasser.

Und Morven sprach tröstend zu ihm: Siehe! das Volk liebt mich und ich will sorgen, daß Du gerettet wirst, denn wahrlich, Du bist freundlich gegen mich gewesen, und hast mir großen Dienst gethan beim König.“

Und als er dies gesagt, öffnete Morven die Hausthür und schaute hinaus, und sah, daß sie ganz allein waren; da faßte er den alten Mann bei der Kehle und ließ nicht ab von seinem Griff, bis er todt war. Und er ließ den Leib des Weisen auf dem Boden liegen, und schlich aus dem Haus und verschloß die Thür. Als er zu seiner Höhle kam, dachte er eine kurze Weile nach, und als er das mächtige Getös der Wasser näher kommen hörte und fernher das Geschrei der Weiber, hob er sein Haupt auf, und sagte stolz: „Nein! in dieser Stunde soll nur der Schrecken mein Diener seyn; ich will keine Kunst brauchen, als die Macht meiner Seele.“ Er schloß das Thor und ging, auf seinen Stab gelehnt, hinab zur Burg. Und es war jetzt Abend und viele der Männer hielten Fackeln, damit sie einander in die Gesichter sähen bei der allgemeinen Furcht. Roth spielten die zitternden Flammen auf den dunkeln Gewändern und der bleichen Stirn Morvens; und er schien stärker als die Uebrigen, weil sein Antlitz allein ruhig war in der Bewegung. Und lauter und wilder kam das Gebrüll des Wassers, und schnell huschten die Schatten der Nacht über die eilende Fluth.

Und Morven sprach mit strenger Stimme: „wo ist der König und weßhalb fehlt er dem Volk in der Stunde des Schreckens?“ Da öffnete sich das Thor der Burg, und siehe! Seiror saß in der Halle am großen Tannenfeuer und sein Bruder neben ihm und seine Obersten um ihn her, denn sie achteten es nicht angenehm, auf die Forderung des Hirtensohnes unter das Volk zu kommen.

Da stellte sich Morven auf einen Fels zu Häupten des Volks (denselben Fels, von welchem er den König ausgerufen) und sprach:

„Ihr wolltet wissen, o Kinder Oese's, weßhalb der Strom seine Ufer überwältigt hat, und diese Gefahr auf Euch gekommen ist. Wisset denn, daß die Sterne als den schnödesten aller Menschenfrevel eine Verhöhnung ihrer Diener und Boten ansehen. Ihr Alle kennt das Leben Morvens, den Ihr den Seher genannt habt. Keinem Menschen und keinem Thier thut er ein Leid; er lebt einsam, und fern von

den wilden Freuden des Kriegerstammes verehrt er in Furcht und Demuth die Mächte der Nacht. Deßhalb vermag er Euch von der kommenden Gefahr zu unterrichten — deßhalb vermag er Euch vom Feind zu retten. Deßhalb sind Eure Jäger schnell und Eure Krieger kühn, und deßhalb bringen Euch Eure Heerden Junge und die Erde ihre Früchte. Was verlangt Ihr zu hören? Wisset, Männer von Oese, man hat meinem Leben Schlingen gelegt, und es sind Solche unter Euch, die das Schwert geschärft haben für die Brust, die nur mit Liebe für Euch Alle erfüllt ist. Darum haben die strengen Herrscher des Himmels dem Strom seine Bande gelöst, — darum bedroht Euch dieses Uebel. Und nicht eher wird es vorübergehen, bis Die, welche die Grube gegraben haben für den Diener der Sterne, selbst in derselben begraben sind."

Da blickten, erhellt vom rothen Fackelschein, die Gesichter der Männer wild und drohend, und zehntausend Stimmen riefen: „Nenne sie, die sich verschworen haben gegen Dein Leben, heiliger Seher, und Glied für Glied sollen sie zerrissen werden."

Und Morven wandte sich und sie bemerkten, daß er bitterlich weinte; und er sprach:

„Ihr habt mich gefragt und ich habe geantwortet; jetzt aber werdet Ihr kaum glauben, welchen Feind ich mir erweckt. Und bei den Himmeln selbst schwör' ich, daß, wenn mein Tod ihren Zorn versöhnen könnte, und nicht auf Euch und Eure Kinder die Rache der mächtigen Sterne herabriefe, ich meine Brust mit Freuden dem Messer darböte. Ja," rief er mit erhabener Stimme, seine dünnen Arme gegen die Halle ausstreckend, wo der König am Tannenfeuer saß — „ja Du, den auf meine Stimme die Sterne vor Deinem Bruder erkoren haben — ja, Seiror, Du Sünder, nimm Dein Schwert und komm hieher, — tödte, wenn Du das Herz hast, den Seher der Götter."

Der König sprang auf und die Menge schwieg in schaudernder Stille.

Morven hob von Neuem an:

„Wisset denn, o Männer von Oese, daß Seiror und Boltoch, sein Bruder, und Darvan, der Aelteste unter den Weisen, beschlossen haben, Euern Seher zu tödten, zur Stunde, wenn er allein die Schatten des Waldes sucht, um auf neue Wohlthaten für Euch zu sinnen. Der König läugne es, wenn er kann!“

Da trat Boltoch mit den riesigen Gliedern hervor aus der Halle, und sein Speer schütterte in seiner Hand.

„Recht hast Du geredet, niederer Sohn des Hirten meines Vaters, und allerdings sollst Du sterben für Deinen Frevel. Denn wenn Du von Deiner Macht bei den Sternen sprichst, lügst Du und lachst über die Thorheit derer, die auf Dich hören. Darum so tödtet ihn!“

Da schlugen die Obersten in der Halle ihre Waffen zusammen und stürzten vor, den Sohn Osla's zu tödten.

Er aber, seine unbewaffneten Arme erhebend, rief: „Hört ihn, ihr Furchtbaren der Nacht — hört seine Lästerung!“

Da griff das Volk das Wort auf und rief: „Er lästert — er lästert gegen den Seher.“

Aber der König und die Obersten, welche Morven haßten wegen seiner Macht beim Volk, drangen in die Menge; und die Menge war unentschlossen und wußte nicht, was sie thun sollte, denn nie hatte sie sich noch aufgelehnt gegen ihre Obersten und fürchtete den Seher und den König in gleichem Grad.

Und Seiror rief: „Entbietet Darvan zu uns, denn er hat die Schritte Morvens bewacht und soll den Schleier lüften von meines Volkes Augen.“ Da rannten drei der Schnellfüßigen nach dem Haus Darvans

Und Morven rief aus mit lauter Stimme: „Höret, so spricht der Stern, der, eben durch jene Wolke ziehend, in mein Aug bricht: „„für die Lügen, die der Alte geredet, gegen meinen Knecht soll der Fluch der Sterne auf ihn fallen.““ Gehet hin und wie Ihr ihn findet, möget Ihr die Feinde Morvens und der Götter jederzeit finden.“

Eine kalte, eisige Furcht kam über die Menge und selbst Seirors Wange ward blaß; und Morven stand regungslos,

mit gekreuzten Armen, hoch und dunkel über den wogenden Fackeln. Und horch, näher und näher kamen die Kriegsrosse der Wellen, — sie hörten sie ans Land steigen und ihre weißen Mähnen im heulenden Sturm wehen.

„Seht, während Ihr hinhorcht!“ sprach Morven ruhig, „fährt der Strom herauf; eilt, denn die Götter wollen ein Opfer, sey's Euer König oder Euer Seher.“

„Sklave!“ schrie Seiror, und sein Speer flog aus seiner Hand und schoß zischend über den Häuptern der Menge an der dunkeln Gestalt Morvens vorüber, und drang in den Stamm der Eiche hinter ihm. Da stieß das Volk, ergrimmt über die Gefahr seines geliebten Sehers, ein wildes Geschrei aus, und sammelte sich um ihn mit gezückten Schwertern, dem König und den Obersten entgegen. Aber in diesem Augenblick, noch eh' es zum Kampf gekommen, kehrten die drei Krieger zurück, und trugen Darvan auf ihren Schultern, und legten ihn zu den Füßen des Königs und sprachen zitternd: „So haben wir den Weisen gefunden mitten in seinem eigenen Haus.“ Und das Volk sah, daß Darvan eine Leiche und die Verkündung Morvens erfüllt war. „So verderben die Feinde Morvens und der Sterne!“ rief der Sohn Osla's. Und das Volk wiederholte den Ruf. Da stieg die Wuth Seirors auf den höchsten Grad, und sein Schwert über dem Haupt schwingend, drang er in die Menge: „Dein Blut, Staubgeborner, oder das meine!“

„Sey es so!“ erwiederte Morven, ohne zu beben. „Männer, tödtet den Lästerer; horcht, wie der Strom auf Eure Kinder und Heerden einstürzt. Auf ihn, auf ihn, oder Ihr seyd verloren.“

Und Seiror fiel, durchbohrt von fünfhundert Speeren.

„Tödtet, tödtet!“ rief Morven, als die Edeln des königlichen Hauses sich um den König drängten. Und das Klirren der Schwerter und das Blitzen der Speere und das Geschrei der Sterbenden und der Tumult des niedertretenden Volks mischten sich mit dem Gebrüll der Elemente und den Stimmen des brausenden Gewässers.

Dreihundert von den Edeln fielen diese Nacht von den

Schwertern ihres eigenen Volkes. Und der letzte Ruf der Sieger war: „Morven der Seher, — Morven der König!"

Und als der Sohn Oslas die Wasser sich jetzt über das Thal ausbreiten sah, führte er Orna sein Weib und die Männer von Oese, ihre Weiber und Kinder, auf einen hohen Berg, wo sie den Aufgang der Sonne erwarteten. Aber Orna setzte sich fern, und weinte bitterlich, denn ihre Brüder waren nicht mehr und ihr Geschlecht war geschwunden von der Erde. Und vergebens suchte sie Morven zu trösten.

Als der Morgen kam, sahen sie, daß der Strom den größern Theil der Stadt überschwemmt hatte, und jetzt seinem Wachsthum ein Ziel setzte in den Höhlen des Thals. Da sprach Morven zum Volk: „Die Sterne sind gerächt und ihr Zorn ist gestillt. Wartet hier, bis das Wasser abgelaufen ist in die Spalten der Erde." Und am vierten Tag kehrten sie nach der Stadt zurück, und Niemand wagte, einen Andern König zu nennen, als Morven.

Aber Morven zog sich zurück in seine Höhle und sann lang nach, und versammelte dann das Volk, und gab ihm neue Gesetze, und gebot ihm, einen Tempel zu bauen zu Ehren der Sterne, und hieß darin aufhäufen Alles, was das Volk für das Kostbarste erachtete. Und er nahm zu sich fünfzig Kinder von den Angesehensten im Volk und nahm auch zehn von den Männern, die ihm am besten gedient, und befahl, daß sie den Sternen in dem großen Tempel dienen sollten; — und Morven war ihr Haupt. Und er wies die Krone ab, die sie ihm aufdrängten und kürete unter den Aeltesten einen neuen König. Und befahl, daß fortan nur die Diener der Sterne im großen Tempel den König und die Obrigkeiten küren und Rath schlagen und Krieg erklären sollten; aber er gestattete, daß der König zeche und jage und sich lustig mache im Gelaghaus. Und Morven baute Altäre in dem Tempel, und war der Erste, der im Norden vierfüßige Thiere und Vögel, und später Menschenfleisch auf den Altären opferte. Und er entnahm Vorzeichen aus den Geweiden des Opfers, und gründete Schulen der Seherwissenschaft. Und Morvens Frömmigkeit war das Wunder des Volks, weil er es ausge-

schlagen, König zu seyn; und Morven, der Hohenpriester, war zehntausendmal mächtiger als der König. Er lehrte das Volk die Erde pflügen und Kräuter säen, und durch seine Weisheit und den Muth, den seine Verkündungen den Menschen einflößten, besiegte er alle Nachbarstämme. Und die Söhne der Oesen breiteten sich aus zu einem großen Reich, und mit ihnen verbreiteten sich Morvens Name und Gesetze. Und in jedem Gau, den er eroberte, befahl er, den Sternen einen Tempel zu bauen.

Aber ein schwerer Kummer fiel auf die Jahre Morvens. Seirors Schwester beugte ihr Haupt und überlebte den Untergang ihres Geschlechtes nicht lang. Und sie ließ Morven kinderlos. Und er klagte bitterlich und wie von Sinnen, denn sein Herz hatte nur sie zu lieben Macht gehabt. Und er saß und bedeckte sein Antlitz und sprach:

„Siehe, ich habe gerungen und gearbeitet und nie hat ein Mensch vor mir bezwungen, was ich bezwungen habe. Wahrlich das Reich der eisernen Sitten und riesigen Glieder ist nicht mehr! ich hab' eine neue Macht gegründet, die fortan dem Land befehlen wird; das Reich eines sinnigen Geistes und beherrschenden Gemüths. Aber sieh! mein Schicksal ist öd, und bereits fühl' ich, daß es weder Frucht noch Baum als Schutz für mein Alter treiben wird. Einsam und allein werd' ich in mein Grab gehen. O Orna, meine Schöne, meine Geliebte, keine glich Dir, und Deiner Liebe dank ich meinen Ruhm und mein Leben! Wären doch um Deinetwillen, Du süßes Vögelchen, das in der dunkeln Höhle meines Herzens nistet, — wären um Deinetwillen Deine Brüder erhalten worden, denn wahrlich, mit meinem Leben hätt' ich das Deinige erkaufen mögen. Ach! erst, nachdem ich Dich verloren, fand ich, daß Deine Liebe mir theurer war als die Furcht der Andern!" Und Morven trauerte Nacht und Tag und Niemand vermochte ihn zu trösten.

Aber von dieser Zeit an gab er sich einzig den Sorgen seines Berufs hin, und seine Natur und sein Herz und Alles, was noch weich in ihm geblieben, wurde hart wie Stein, —

und er war ein Mensch ohne Liebe und verbot den Priestern Liebe und Ehe.

Und in seinen spätern Jahren erhoben sich andere Seher, denn die Welt war weiser geworden eben durch Morvens Weisheit; und Einige sprachen zu sich selbst: „Siehe, Morven, des Hirten Sohn, ist ein König der Könige; das haben die Sterne für ihren Diener gethan; wollen wir nicht auch Diener der Sterne seyn?"

Und sie trugen schwarze Gewänder, wie Morven, und gingen umher, verkündend, was die Sterne ihnen gesagt. Und Morven war höchlich ergrimmt, denn besser, als irgend ein anderer Mensch, wußte er selbst, daß die Seher lügen. Deßhalb zog er mit den Tempeldienern gegen sie aus und griff sie und verbrannte sie an einem langsamen Feuer; denn also redete Morven zu dem Volk: „Ehre dem wahren Seher; aber nur ich bin ein wahrer Seher; alle falsche Seher soll der Tod treffen."

Und das Volk rief der Frömmigkeit des Sohnes Osla's Beifall.

Und Morven unterrichtete die weisesten unter den Kindern in den Geheimnissen des Tempels, so daß sie als seine würdigen Nachfolger aufwuchsen.

Und er starb hochbetagt und hochgeehrt, und sie hauten sein Bild in einen mächtigen Stein vor dem Tempel, und das Bild erhielt sich tausend Menschenalter hindurch, und wer es anschaute, zitterte; denn auf dem Gesicht stand die Ruhe unaussprechbarer Schreckensgewalt.

Und Morven war der erste Sterbliche des Nordens, der die Religion zum Schrittstein der Herrschaft machte. — Gewiß war Morven ein großer Mann!

---

Es war die letzte Nacht des alten Jahrs und die Sterne saßen, jeglicher auf seinem goldenen Stuhl, und sahen mit schlaflosem Aug hinab auf die Erde. Die Nacht war dunkel und unruhig, die Stürme waren los und schnell und dicht jagten die Wolken unter den Thronen der Könige der Nacht

dahin. Und dann und wann zuckten feurige Meteore durch die Tiefen des Himmels und wurden wieder verschlungen vom Grab der Finsterniß. Aber weit von seinen Brüdern, und mit einem bleichen Nebel um seinen Kreis, saß der mißmuthige Stern, unter dessen Obhut die Jäger des Nordens standen.

Und über den untersten Abgrund des Weltraums war dichte, mächtige Nacht verbreitet, aus welcher, wie aus einem Kessel, Säulen wirbelnden Rauchs aufstiegen; und so oft die Stürme einen Augenblick ruhten auf ihren Pfaden, wurden Stimmen der Klage und des Hohngelächters, verbunden mit Angstruf, gehört, die aus dem Abgrund in die obere Luft empor tönten.

Und um Mitternacht stieg langsam eine mächtige Gestalt aus dem Abgrund und ihre Schwingen verbreiteten Finsterniß über die Welt. Hoch bis zu dem Thron des mißmuthigen Sterns schwebte die furchtbare Gestalt, und der Stern zitterte auf seinem Thron, als das Wesen Angesicht gegen Angesicht vor ihm stand.

Und die Gestalt sprach: „Heil, Bruder, Heil!“

„Ich kenne Dich nicht,“ erwiederte der Stern. „Du bist nicht der Erzengel, der zu den Königen der Nacht kommt.“

Und die Gestalt lachte laut. „Ich bin der gefallene Morgenstern — bin Lucifer, Dein Bruder! Hast Du nicht, o düsterer König, mir und den Meinigen gedient? — Hast Du nicht die Erde dem Herrn, der da oben thront, entwunden und sie mir gegeben, indem Du die Seelen mit der Religion der Furcht verdunkeltest? Deßhalb komm, Bruder, komm — ein Thron ist Dir bereitet neben meinem eigenen in der flammenden Tiefe. Komm! der Himmel ist nicht mehr für Dich.“

Da erhob sich der Stern von seinem Thron und stieg hinab an die Seite Lucifers. Denn immer hat der Geist des Mißmuths eine Verwandtschaft gehabt zu dem Geist des Stolzes. Und langsam sanken sie hinab in die Kluft der Finsterniß.

Es war die erste Nacht des neuen Jahrs und die Sterne

saßen, jeglicher auf seinem goldenen Stuhl, und sahen mit schlaflosem Aug auf die Erde. Aber Kummer trübte das helle Antlitz der Könige der Nacht, denn sie trauerten in Schweigen und Furcht um einen gefallenen Bruder.

Und die Thore des Himmels der Himmel flogen auf mit goldenem Klang und der schnelle Erzengel schwebte herab auf seinen stillen Schwingen; und der Erzengel theilte wie sonst jedem Stern das Gebot seines Herrn mit, und jedem Stern ward sein besonder Amt. Und als die Botschaft vollzogen schien, kam ein Gelächter aus dem Abgrund des Dunkels, und halb aus der Kluft erhob sich die finstere Gestalt Lucifers, des Feindes.

„Du zählst Deine Heerde schlecht, o strahlender Hirte. Siehe! ein Stern fehlt unter den Dreitausend und zehn."

„Zurück in Deine Nacht, lügnerischer Lucifer, der Thron Deines Bruders ist wieder eingenommen!"

Und siehe! während der Erzengel sprach, erblickten die Sterne einen jungen, strahlenden Fremdling auf dem Thron des irrenden Sterns, und sein Antlitz war so mild, daß das schwächste Menschenaug unverletzt auf seinen Glanz hätte schauen können; nur der dunkle Feind allein wurde durch die Glorie geblendet, und mit einem Zornruf, der die flammenden Pfeiler des Weltalls erschütterte, sank er zurück in das Dunkel.

Da ertönte fernher, süß aus den unsichtbaren Hallen die Stimme Gottes:

„Siehe! auf dem Thron des unzufriedenen Sternes sitzt der Stern der Hoffnung, und der, welcher den Menschen die Religion der Furcht einhauchte, hat zum Nachfolger den, welcher die Erde die Religion der Liebe lehren wird."

Und auf ewig weilt der Stern der Furcht besonders auf Lucifer und der Stern der Liebe wacht am Himmel!

## Zwanzigstes Kapitel.

Gelnhausen. — Die Macht der Liebe, einen Ort zu weihen. Ein Bild von Friedrich Barbarossa. — Die Ruhmliebe der Männer findet in den Frauen keinen entsprechenden Anklang.

„Sie haben mich mehr als Einmal für Sie zittern gemacht," sagte Gertrud zu dem Studenten. „Ich fürchtete, Sie würden auf einen geheiligten Boden überspringen, aber Ihr Ende macht Alles wieder gut."

„Die falsche Religion sucht immer Kleid, Sprache, Aeußerlichkeit der wahren nachzuahmen," erwiederte der Deutsche. „Aus diesem Grund ließ ich durch meine Erzählung absichtlich die Furcht und Besorgniß erregen, von welcher Sie sprechen, überzeugt, daß am Schlusse des Ganzen das zärteste Gewissen sich befriedigt finden würde."

Dieser Deutsche war von einer neuen Schule, von welcher England bis jetzt noch nichts bekannt ist. Wir werden dereinst sehen, welche Erzeugnisse sie hervorbringt.

Der Student verließ sie in Friedberg, und unsere Reisenden zogen weiter nach Gelnhausen, einem ansprechenden Ort für Liebende, denn hier ward Kaiser Friedrich der Erste durch die Schönheit Gelas überwältigt, und baute mitten auf einer Insel sein kaiserlich Haus zu Ehren der Dame seines Herzens. Die Stelle ist an sich wirklich sehr gut gewählt. Das Röhnegebirg,* mit der grünen Nacht seiner Wälder, und die glänzenden Wasser der Kinzig schließen sie ein.

„Wo wir uns hinwenden," bemerkte Trevylyan, „finden wir stets, daß Liebe sie mit der Sage verwebt; daher die Geschichten den Orten nicht dieselbe Weihe mittheilt, wie die Poesie."

„Sonderbar," bemerkte Vane moralisirend, „daß die

* Der Verfasser, der in Benennung der in vorliegendem Werk zur Sprache kommenden Oertlichkeiten überhaupt sehr vielfache Verstöße begeht, gibt im Original fälschlich das Rheingebirg an.
Der Uebersetzer.

Liebe, die doch nur einen geringen Theil unseres wirklichen Lebens ausmacht, den Hauptschlüssel zu unsern Phantasien bildet. Die Härtesten von uns Menschen, die über jene Leidenschaft lachen, wenn sie dieselbe in der Wirklichkeit vor sich sehen, werden durch eine verwischte Sache vom Daseyn der Liebe in der Vergangenheit angezogen. Es ist als ob das Leben wenig Gelegenheit böte, gewisse Eigenschaften in uns zur Entfaltung zu bringen, so daß sie fortwährend klanglos in uns schlummern, bemerkbar für die geistige Wahrnehmung, aber taub für den Ruf zur eigenen Thatkraft."

„Sie nehmen die Sache zu spitzfindig und illusorisch," entgegnete Trevylyan lächelnd. „Kein Mensch trägt irgend eine Fähigkeit, irgend eine Leidenschaft in sich, die, wenn er auch nur einen Tag lang *wirklich* geliebt hat, nicht zur Entfaltung käme."

Gertrud lächelte, Trevylyan schlang ihren Arm in den seinigen und überließ es Vane, über die Leidenschaft zu philosophiren; — eine geeignete Beschäftigung für den, den sie nie gefühlt hat.

„Hier laßt uns stillhalten," sagte Trevylyan nachher, als sie die Ueberbleibsel der alten Kaiserburg besuchten und die Sonne hell auf die Stätte niederglänzte, — „hier laßt uns ruhen, die alten Rittertage des heldenhaften Rothbarts zurückzurufen. Stellen wir ihn uns am Beginn der *letzten* großen Unternehmung seines Lebens vor; denken wir *ihn* uns beim Aufbruch ins heilige Land. Rufen wir vor unsere Phantasie, wie er auf seinem weißen Roß aus diesen Mauern zieht, sein flammendes Aug etwas von den Jahren getrübt und sein Haar gebleicht, aber edler eben durch das Gepräge der Zeit; Waffenklang, Pferdestampfen, fliegende Fahnen, Trompetengeschmetter von Hügel zu Hügel, rothe Kreuze und nickende Federn, die Sonne wie jetzt auf jene Bäume scheinend, und dort von den blanken Harnischen der Kreuzfahrer wiederstrahlend; doch Gela — —"

„Ach," bemerkte Gertrud, „sie sollte nicht mehr seyn, denn sie würde ihre Schönheit jetzt überlebt und gefunden haben, daß die Ruhmbegierde nun auf keine Nebenbuhlerin mehr in

Friedrichs Brust stoße. Ruhm entschädigt die Männer für den Tod derer, die sie liebten, aber Ruhmsucht ist eine Treulosigkeit gegen die Lebenden."

„Nicht so, geliebte Gertrud," entgegnete Trevylyan schnell; „mein Lieblingstraum von künftigem Ruhm ist die Hoffnung, seine Kränze zu Deinen Füßen zu legen! Und sollt ich mich in kommenden Tagen je über die Menge erheben, so würde ich dabei nur forschen, ob Dein Schritt stolz, Dein Herz erhoben sey."

„Ich hatte Unrecht," erwiederte Gertrud mit Thränen in den Augen; „um Deinetwillen kann auch ich ehrgeizig werden."

Vielleicht irrte sie sich hierin gleichwohl, denn es ist eine gewöhnliche, bittere Erfahrung unserer Herzen, daß die Frauen so selten ein verwandtes Gefühl für unser besseres, edleres Emporstreben haben. Ihre Ehrliebe geht nicht auf große Dinge; sie vermögen jene Sehnsucht nicht zu begreifen, „welche die Freude verachtet und mühsame Tage begehrt." Lieben sie uns, so fordern sie in der Regel zu viel. Sie sind eifersüchtig auf die Ruhmbegierde, der wir so vielfache Opfer bringen und die eine Scheidewand zwischen uns und ihnen zieht; sich abwendend, verweisen sie jene strenge Lust großer Gemüther in eine Einsamkeit, welche allein unter allen Abgeschiedenheiten vom Herzen nicht getheilt werden kann. Emporstreben heißt allein seyn!

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Ansicht von Ehrenbreitstein. — Neue Schrecken in Bezug auf Gertruds Gesundheit. — Trarbach.

Ein andermal zogen unsere Wanderer von Koblenz nach Trier, den Lauf der Mosel verfolgend. Sie hielten auf dem jenseitigen Ufer, unter der Brücke, welche Koblenz mit dem Petersberg verbindet, an, um bei der herrlichen

Ansicht von Ehrenbreitstein, die sich von dort aus darbietet, zu verweilen.

Es war eine jener lautlosen Mittagsstunden, die ihre helle, labende Stille in unser Gemüth übertragen. Dort lehnte sich ein alter Hirt auf seinen Stab und das ruhige Vieh stand bis ans Knie im vorübergleitenden Wasser. Nie warf ein sanfterer, hellerer Fluß die Bilder des Hirtenlebens zurück, als die Fläche der Mosel zu jener Stunde. Unten fielen die dunklern Schatten der Brücke und der Mauern von Koblenz tief auf die Wellen und das bunte Gemisch der hohen Segel über den im Hafen ankernden Barken. Aber klar stiegen die Thürme und Dächer von Koblenz gegen die Sonne auf, als Vorgrund mannigfacher, gegen den Sehkreis hin geneigter Berge. Hoch, dunkel, massiv hoben sich jenseits des Rheins die Werker und der Felsen von Ehrenbreitstein, ein Abbild jenes großen Rittergeistes — der Ehre, die der Fels als seinen Namen anspricht, die so viele Opfer von Blut und Thränen fordert, im unruhigen Herzen des Mannes aber stets eine weit tiefere Theilnahme erregt, als die friedlichern Lebensbilder, von welchen sie in buntem Gegensatz umgeben ist. Immer wieder wendet sich das Aug vom stillen Wasser und der Stätte gemeiner Mühe und alltäglicher Lust in die Höhe; immer wieder fällt uns beim Hinblick auf diesen steilen, uralten Felsen Hunger und Belagerung ein, und wir gestehen, daß den kühnern Unthaten der Menschen ein seltsames Vorrecht zukommt, gerade dem Ort, den sie vernichtet haben, eine Weihe zu geben!

In der Tiefe mischen sich die abstufenden Ufer in grünen Krümmungen und scheinbaren, von Gras überhangenen Buchten mit dem Gewässer, und eben am Ende der Brücke gab eine einsame, dichte und dunkle, im kräftigen Schatten stehende Baumgruppe der Landschaft jenen schwermüthigen Zug, der dem Einen nächtigen Gedanken gleicht, der sich oft in unsre sonnigsten Stunden eindringt. Die Zweige der Gruppe rührten sich nicht; keines Vogels Stimme unterbrach die Stille in ihrem lichtlosen Grün; das Aug' wandte sich

von ihnen ab, wie von der düstern Schlußlehre unseres irdischen Daseyns.

Auf dem Weg nach Trarbach ward Gertrud abermals von einer jener Ohnmachten befallen, welche Trevylyan früher so sehr erschreckt hatten. Man hielt ein bis zwei Stunden in einem kleinen Dorf an, die Leidende erholte sich aber mit so auffallender Schnelligkeit und bestand so dringend auf der Weiterreise, daß ihre Begleiter, halb gegen den eigenen Willen, die Fahrt fortsetzten. Der Vorfall würde gleichwohl eine Wolke auf den Wanderzug geworfen haben, hätte sichs Gertrud nicht zum Geschäft gemacht, den Eindruck wieder zu verwischen, und so leicht, so heiter war ihre Stimmung, daß ihr Bemühen, wenigstens für den Augenblick, gelang.

Spät am Mittag kamen sie in Trarbach an. Dieses jetzt kleine, bescheidene Städtchen soll der Thronus Bacchi der Alten gewesen seyn. Von dem Ort, wo die Wanderer hielten, um eine Totalanschauung von der Stadt zu bekommen, sahen sie die kleine Schenke, eine ärmliche Prätendentin auf den Thron des Bacchus, mit einem roth gearbeiteten Bild der heiligen Jungfrau über der Thür, vor sich. Das Giebeldach, die eingesunkenen Fenster, die grauen Mauern, unterbrochen von rohen Holzbalken, wie man sie bei gemeinern Häusern auf dem Kontinent so häufig trifft, boten eine trübe, uneinladende Ansicht. Gerad' über dem Wirthshaus erhob sich die Stadtkirche mit ihren gothischen Fenstern und ihrem ehrwürdigen Thurm, und vom Gipfel eines grünen, beinah senkrechten Bergs schauten die Trümmer einer jener mächtigen Burgen düster herab, welche den nie fehlenden Dunkelblick einer deutschen Landschaft bilden.

Der Eindruck des Ganzen war still und schwermüthig. Die ausnehmende Klarheit des Tags hob, mit einer fast unangenehmen Helle, die Armuth des Städtchens, die Dünnheit der Bevölkerung und die wilde Größe der Ruinen hervor, welche über die Hauptstadt des untergegangenen Stammes der kühnen Grafen von Sponheim herabhängen.

Man brachte die Nacht in Trarbach zu, und setzte die

Reise am andern Tag fort. In Trier befand sich Gertrud einige Tage lang ernstlich unwohl, und bei der Rückkunft nach Koblenz war ihre Krankheit augenscheinlich auf eine schnelle, beunruhigende Art angewachsen.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Doppelleben. — Trevylyans Schicksal. — Schmerz, der Vater des Ruhms. — Niederlahnstein. — Träume.

Jeder von uns hat zwei Leben, die zugleich, aber kaum mit einander verbunden, dahin fließen! — das handelnde Leben und das Leben unseres Gemüths, die äußere und die innere Geschichte; die Thätigkeit der Sinne und das tiefe rastlose Wirken des Herzens. Die, welche geliebt haben, wissen, daß es ein Tagebuch der Seele gibt, das wir jahrelang halten können, ohne Veranlassung zu finden, die äußere Oberfläche des Lebens, unsere lärmenden Beschäftigungen, das Mechanische im Fortgang unserer Existenz, auch nur zu berühren. Gleichwohl werden wir nach dem Letzteren beurtheilt, während das Erstere nie bekannt wird. Die Geschichte enthält die Thaten der Menschen, ihren äußerlichen Charakter, aber nicht die Menschen selbst. Es gibt ein geheimes Selbst, das sein eigenes, „von einem Traum umschlossenes," unerforschtes, ungeahntes Leben führt. Was ging Stunde um Stunde in Trevylyan vor, als er dem Verfall der Kräfte in dem einzigen Wesen zusah, das zu lieben sein stolzes Herz je bestimmt war! Seine wirkliche Rechnung der Zeit wurde durch jedes Wölkchen auf Gertruds Stirn, jedes Lächeln ihres Angesichts, jede, selbst die unbedeutendste Veränderung in ihrer Krankheit bedingt; dem äußern Ansehen nach aber hätte Niemand auf diesen dunkeln Strom wechselnder, ereignißvoller Bewegung geschlossen. Mit gewohnter Regelmäßigkeit erfüllte er Alles, was dem Leben seine äußere Färbung gibt, lächelte und ging wie andere Menschen. Denn mit jenem Heldensinn, womit die wahre

Liebe das eigene Selbst besiegt, trachtete er blos, das junge Herz, welchem er sein Alles dahingegeben, zu erheitern und aufzumuthigen, und bewahrte den dunkeln Sturm seiner Angst für die Einsamkeit der Nacht.

Dies war die eigenthümliche Bestimmung, die ihm das Schicksal gesetzt hatte; als ihn dasselbe in späteren Jahren auf das große Meer des Staatslebens hinauswarf, schien es entschlossen aus seinem Herzen jede Sehnsucht nach dem Land ausreißen zu wollen. Für ihn sollte es kein grünes, heimliches Plätzchen im Thal des häuslichen Glückes geben. Seine Barke sollte keinen Hafen, seine Seele nicht einmal den Wunsch nach Ruhe kennen. Denn Thätigkeit ist der Lethe, in welchem wir allein unsere früheren Träume vergessen, und das Gemüth, das, zu kräftig um nicht den Kampf mit dem Weh der Vergangenheit zu versuchen, dasselbe zu unterjochen strebt, darf sich zu einem Zurückblick keine Zeit lassen. Wer weiß, welche Schmerzen des Wohlthäters manche der Welt dargebrachte Wohlthaten zum Ursprung gehabt haben mögen! Wie die Ernte, welche den Menschen in der Sonne des Herbstes erfreut, durch die Regen des Lenzes hervorgerufen ward, also mag oft der Gram der Jugend den Ruhm des Mannesalters schaffen.

Entzückt von der Schönheit des Stromes, wünschte Gertrud die Reise bis Mainz fortzusetzen. Der reiche Trevylyan vermochte den Arzt, der die Leidende in Koblenz behandelt hatte, sich der Gesellschaft anzuschließen, und noch einmal machte man sich den Gestaden des mittelalterlichen Rheins entlang auf den Weg. Denn was die Tiber für die antike Zeit, das ist der Rhein für die Zeiten des Ritterthums. Der steile Fels und der graue, geschleifte Thurm, das Kernhafte und rauhe Malerische des Feudalismus bilden die Grundzüge des Schauplatzes, und fast könnte man sich im Dahinsegeln vorstellen, man fahre den Strom der Zeit zurück, und die Denkmale alter Pracht und Kraft stiegen, eins ums andere, an seinen Ufern auf!

Vane und Du—e, der Arzt unterhielten sich im Hintergrund des Fahrzeugs von Steinen und Erdschichten mit jener

wunderlichen Pedanterie der Wissenschaft, welche die Natur zu einem Gerippe entfleischt und, unbewußt der lebendigen Schönheit der Welt, unter ihren Todtenbeinen nach Beute sucht.

Sie überließen Gertrud und Trevylyan einander selbst, und, „über die plätschernde Wand gelehnt," gaben Diese sich schweigend dem Trübsinn hin, der Beide erfüllt. Denn Gertrud fing, obwohl nur zweifelnd und vorübergehend, an zum Gefühl zu erwachen, welch kurze Spanne ihrem Leben noch gestattet sey, und der Lieblichkeit ihres Wesens drückte sich jetzt noch jene düstere, unaussprechbare Anziehungskraft auf, die aus dem Vorgefühl des eigenen Todes entspringt. Sie kamen an der fruchtbaren Insel Oberwert, dem, seiner rothen Trauben wegen berühmten Dorf Horchheim vorüber, und sahen die Lahn aus ihrem Bergbett ihren Zoll an Obst und Korn in den Schatz des Rheins tragen. Stolz stieg der Thurm von Niederlahnstein empor und tief lag sein Schatten auf dem Strom. Es war spät am Mittag; das Vieh hatte sich von der schrägen Sonne in die Schatten zurückgezogen, und drüben erhob die heilige Markusburg * ihre Zinnen über rebenbekränzte Hügel. Auf dem Wasser waren zwei Boote neben einander hingezogen und von dem einen aus, das jetzt ans Land stieß, unterbrach der Ruderschlag die weite Stille der Flut. Neben einem alten Thurm machten sich Fischerleute zu thun, aber der Schall ihrer Stimmen erreichte das Ohr nicht. Es war Leben, aber schweigendes Leben, der Mittagsruhe angemessen.

„Im Reisen liegt Etwas," bemerkte Gertrud, „was uns fortwährend, selbst an den abgelegensten Orten, die Ganzheit des Lebens vor die Seele bringt. Wir kommen in diesen stillen Winkel, und finden ein Geschlecht, von dessen Daseyn wir nie geträumt haben. Auf seinem niedern Pfad fühlt es dieselben Leidenschaften, geht dieselbe Bahn wie wir selbst. Die Berge schließen es ab von der großen Welt, aber sein Dorf ist für sich eine Welt. Es weiß und braucht nicht mehr

* Die Bezeichnung „heilig" scheint auf die Benennung dieser Feste nach dem heiligen Markus anspielen zu sollen.
Der Uebersetzer.

von den stürmischen Auftritten ferner Städte, als unser Planet sich um die Bewohner entlegener Sterne kümmert. Was also ist der Tod, als neben der allgemeinen Unbekanntschaft unserer Existenz im großen Weltall noch das Verschwinden aus ein paar Herzen? Die Wasserblase zerspringt lautlos in der weiten Wüste der Luft."

„Warum vom Tod sprechen?" fragte Trevylyan mit verzerrtem Lächeln: „diese sonnigen Bilder sollten keine so düstere Vorstellungen hervorrufen."

„Düster," erwiederte Gertrud mechanisch. „Ja der Tod ist in der That etwas Düsteres, wenn man geliebt wird!"

Sie verweilten einige Zeit in Niederlahnstein, denn Vane wünschte die Mineralien zu untersuchen, welche die Lahn in den Rhein schwemmt, und die Sonne neigte sich zum Untergang, als man die Reise wieder fortsetzte. Im langsamen Weiterfahren sagte Gertrud: „Wie traumartig ist eine solche Empfindung unseres Daseyns, wo jeder Scenenwechsel ohne Mühe oder Bewegung von unserer Seite vor uns gebracht wird; und bin ich bei Dir, Geliebter, so kommt mir Alles nicht minder wie ein Traum vor, denn letzter Zeit hab ich mehr als je von Dir geträumt, und Träume sind ein Theil meines Lebens selbst geworden."

„Beim Träumen fällt mir ein," bemerkte Trevylyan im Verlauf ihrer Unterhaltung über diesen geheimnißvollen Gegenstand, „daß ich während meines frühern Aufenthalts in Deutschland einmal mit einem seltsamen Schwärmer zusammentraf, der sich, wie ers nannte, ein „Träumesystem" ausgedacht hatte. Als er mir davon sprach, bat ich um nähere Erklärung, was er darunter verstehe, und er willfahrte mir ungefähr in folgenden Worten."

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Das Traumleben.

„Ich bin," sprach er, „mit vielen Empfindungen eines Dichters geboren, aber die Sprache zum Ausdruck derselben

fehlt mir. Fortwährend wurden meine Gefühle durch den Verkehr mit der wirklichen Welt unterdrückt; meine Verwandten, echte Deutsche ohne Regsamkeit und Leidenschaft, boten keinen Anhaltspunkt für mich, und eben so wenig fand ich bei Jemand außer meiner Familie bessern Anklang. Freundschaften stießen mich bald zurück, denn ihre Wärme wechselte nach der unbedeutendsten Veränderung; Liebe täuschte meine Erwartungen, denn die Wirklichkeit kam meinem Ideal nie gleich. Mir früh am Busen der Poesie Genährten, in das Wilde und Abenteuerliche Verliebten, erschien das gemeine Leben unsäglich zahm und unerquicklich. Und gleichwohl sprach mich die dem dichterischen Charakter angemessene Thatlosigkeit mehr an, als jene scharfe, uncontemplative Rührigkeit, die allein dem Leben große Erfolge abzugewinnen vermag. Sinnen war mein natürliches Element. Ich brachte den Mittag gern an irgend einen schattigen Bach gelehnt zu, wo ich in halbem Schlummer Bilder aus den glänzenden Sonnenstrahlen gestaltete; eine nebelnde, unwirkliche Art der Philosophie, die meiner Nation eigenthümlich angehört, war die Lieblingsbeschäftigung meines Geistes. Unter dem Dunkeln und *Verborgenen* suchte ich die Abwechslung und Aufregung, die ich im *Alltäglichen* nicht fand. Da ich auf diese Weise stets die Wirksamkeit der innern Seelenkräfte beobachtete, fiel mirs zuletzt ein, es sey, sofern der Schlaf seine eigene, wenn auch noch rohe und zerrissene Welt habe, vielleicht möglich, aus seinem Chaos all die Vorstellungen von Schönheit, Kraft, Herrlichkeit und Liebe zur Erscheinung zu bringen, welche mir in der Welt, worin meine Leiblichkeit wandelte und ihr Wesen hatte, versagt waren. Sobald dieser Gedanke über mich gekommen, nährte und pflegte ich ihn und brütete darüber, bis die Einbildungskraft das gewünschte Wunder zu verwirklichen begann. Indem ich vor Schlafengehen mit aller Kraft meiner Seele über eine bestimmte Gedankenreihe, über irgend eine Schöpfung meines Innern nachsann; indem ich meinen Körper den ganzen Tag über vollkommen still und ruhig hielt; indem ich jedes Begegniß aus dem äußern Leben, dessen Nachklang in den Bilderstrom,

den ich in die Wildniß des Schlafs auszugießen wünschte, verwirrend hätte eingreifen dürfen, von mir abschloß, entdeckte ich endlich, daß ich ein von dem Tagleben völlig geschiedenes Traumleben, das lediglich seinem eigenen Bereich angehörte, führen könne. Thürme und Paläste, ausschließlich mein Erbe und meine Herrschaft, stiegen aus den Tiefen des Schlummers vor mir auf; in juwelenfunkelnden Bechern schlürfte ich den Falerner aus Kaiserkellern; Musik himmlisch tönender Harfen klang aus den Wolkenrissen, und über Alles hin blühte wie Sonnenlicht das Lächeln unsterblicher Schönheit. So gewann ich das Wunderbare und Herrliche, das ich für mein wachendes Leben nicht zu erhalten vermochte, im Schlaf. Ich wanderte mit Greifen und Gnomen; ich stieß vor bezauberten Thoren ins Horn; ich siegte in den ritterlichen Schranken; ich pflanzte meine Fahne auf Zinnen, so hoch wie der Thurm von Babel.

Aber ich fürchtete mich eine solche Erscheinung hervorzurufen, in deren Lieblichkeit ich die ganze verborgene Leidenschaft meiner Seele ausströmen konnte. Ich besorgte, der Schlaf möchte mir ein Bild vorführen, zu dessen Wiederbringung ihm später die Kraft fehlte, so daß nach dem ersten Erwachen selbst die mir neu erschaffene Welt für immer eine Oede bliebe. Ich zitterte, eine Gestalt anzubeten, welche der erste Morgenstrahl ins Grab werfen konnte.

In diesem Gedankenzug fing ich an zu überlegen, ob es nicht wohl möglich seyn dürfte, Träume mit einander zu verbinden, den fehlenden Faden zu ersetzen, die folgende Nacht die Geschichte des vorangegangenen fortleiten zu lassen, also daß die alten Formen und Scenen wieder zusammenträfen, und so nicht nur in der einen Daseynshälfte, sondern auch in der reichern und herrlichern andern, ein zusammenhängendes, harmonisches Leben zu führen. Nicht sobald war dieser Gedanke in mir hervorgetreten, als ich mich mit Feuer auf seine Realisirung warf. Bereits hatt' ich die Erfahrung gemacht, daß der Glaube der große Schöpfer ist; daß mit Inbrunst glauben den Glauben verwirklichen heiße. So ließ ich denn meinem Gemüth keinen Zweifel an der Ausführbarkeit seines

Vorhabens zu. Ich schloß mich den Tag über ein, las kein Buch, floh die Sonne selbst und zwang alle meine Vorstellungen (und Schlaf ist der Spiegel Dessen, was wir denken) in Eine Richtung, die Richtung meiner Träume, damit die Phantasie von Nacht zu Nacht den Faden ihrer Wirksamkeit fortsetzen, und ich mich voll von dem letzten Traum und vertrauend auf den nachfolgenden niederlegen könnte. Nicht nur für Einen Tag oder Einen Monat befolgte ich dieses Verfahren, sondern setzte es mit beharrlichem Eifer so lang fort, bis es endlich Erfolg zu bringen begann. „Wer," rief der Schwärmer — noch seh ich ihn vor mir mit seinen tiefen, glänzenden, eingesunkenen Augen und dem wilden, von der Stirn zurückgeschobenen Haar! — „Wer vermöchte mein Entzücken zu beschreiben, als ich zum Erstenmal jenen Zusammenhang, den ich in meine Träume gerufen, schwach und undeutlich wahrnahm. Anfänglich fand nur eine theil- und sprungweise Verbindung statt; mein Aug erkannte gewisse Gestalten, mein Ohr gewisse Töne, die mir in früheren Träumen vorgekommen. Allmälig nahmen diese an Zahl zu und bekamen bestimmtere Umrisse. Endlich brach ein schönes Antlitz aus den rauhern Formen heraus, zeigte sich Nacht um Nacht einen Augenblick unter ihnen und verschwand dann, eben wie der Seefahrer bei umwölktem Himmel den Mond durch den Wolkenflor scheinen und schnell wieder weggehen sieht. Meine Neugier war mächtig angeregt; das Gesicht mit seinen strahlenden Augen und engelhaften Zügen brachte all die Empfindungen in mir zum Ausbruch, die noch keine lebendige Gestalt hervorgerufen hatte. Ich ward in einen Traum verliebt, und was dem Pygmalion seine Statue, ward meine Schöpfung für mich. So hatte ich in dieser innigen, fortdauernden Leidenschaft endlich meinen Lohn errungen. Mein Traumbild ward faßbarer; ich sprach mit ihm, kniete vor ihm; meine Lippen drückten sich auf die seinigen; wir wechselten Schwüre der Liebe und der Morgen trennte uns nur mit der Gewißheit, daß wir Nachts wieder zusammentreffen würden. „Auf diese Weise," fuhr mein Visionär fort, „begann ich denn eine von den Begebenheiten der Außenwelt

gänzlich getrennte Geschichte, die, abwechselnd mit der rauhen, erstarrenden Geschichte des Tags, eben so regelmäßig und in einander greifend wie jene fortlief. Und was war, fragen Sie, diese Geschichte? Mir kam es vor, ich sey ein Fürst auf einer südlichen Insel, die keinen Zug gemein hatte mit dem kältern Norden meines Geburtslandes. Tags blickte ich auf die dumpfen Mauern einer deutschen Stadt, und sah hausbackene oder schmutzige Gestalten vor mir vorüberwandeln; der Himmel war bleich und die Sonne unerquicklich. Da kam die Nacht mit ihren tausend Sternen, und brachte mir den Thau des Schlafs. Dann erstand plötzlich eine neue Welt; die üppigsten Früchte hingen in goldenen und purpurnen Büscheln von den Bäumen. Paläste in der wunderlichen Art der wärmeren Himmel, mit gewundenen Minarets und glänzenden Kuppeln, spiegelten sich in großen, von Palmen und Bananen umkränzten Seen. Die Sonne schien eine andere Bahn zu gehen, so sanft und prachtvoll waren ihre Strahlen. Vögel und geflügelte Wesen aller Farben flatterten in der lichten Luft. Züge und Tracht der Menschen paßten nicht zu den nordischen Weltgegenden, und ihre Stimmen redeten eine mir anfangs fremde Sprache, die ich aber allmälig verstehen lernte. Bisweilen führte ich Krieg mit den benachbarten Königen; bisweilen jagte ich den gefleckten Pardel durch die tiefe Nacht orientalischer Wälder; mein Leben war zugleich heldenhaft und prächtig. Doch über all Das ging die Geschichte meiner Liebe! Es kam mir vor, als stellten sich mir tausend Schwierigkeiten in den Weg, um in den Besitz der Geliebten zu gelangen. Viel waren der Felsen, die ich zu erklimmen, der Kämpfe, die ich zu bestehen, der Burgen, die ich zu stürmen hatte, um sie als Braut davon zu tragen. Endlich aber," fuhr der Schwärmer fort, „ist sie gewonnen, ist sie *mein*! In der bunten Welt, die ich Nachts besuche, geht die Zeit nicht so langsam wie in der wirklichen, und eine Stunde kann dort so viel thun, als hier ein Jahr. Diese Continuität der Existenz, diese aneinander hängende Reihe von Gesichten, die von dem zerrissenen Durcheinander in den Träumen anderer Menschen so verschieden sind, be=

fängt mich oft mit seltsamen, unheimlichen Gedanken. Wie, wenn dieser herrliche Schlaf das wirkliche Leben, und dieses dumpfe Wachen eigentlich die Ruhe wäre? Warum nicht? Was ist im einen der Wirklichkeit angemessener als im andern? Und im erstern hab ich alle Wonnen, die zu empfinden ich fähig bin, beisammen. In dieser Tagswelt such ich keine Freude, — knüpfe keine Bande; schmause, liebe, erlustige mich nicht — ich harre blos auf die Stunde, wo ich wieder in mein Königreich eintreten, und mein erneuertes Entzücken an der Brust meines geliebten Ideals ausschütten kann. Dort hab ich Alles gefunden, was die Welt mir versagt; dort hab ich die Sehnsucht und das Streben in mir verwirklicht; dort hab ich die unausgesprochene Poesie meines Innern zu Gefühl und Gestalt ausgeprägt."

„Diese Angaben," fuhr Trevylyan fort, „bestätigten sich durch die Erkundigungen, die ich über das Wesen des Visionärs einzog. Er floh die Gesellschaft, vermied jede unnöthige Bewegung oder Aufreizung. Er aß mit der strengsten Mäßigkeit und schien nur froh zu werden, wenn der Tag Abschied nahm und die Stunde der Rückkehr in sein eingebildetes Königreich herannahte Pünktlich legte er sich stets zu einer bestimmten Stunde zu Bett und schlief so fest, daß eine unter seinen Fenstern abgefeuerte Kanone ihn nicht erweckt haben würde. Nie, was seltsam scheinen dürfte, sprach oder bewegte er sich wenn er schlief, sondern war ausgezeichnet ruhig, so daß er fast das Ansehen von Leblosigkeit hatte. Da er jedoch einmal entdeckte, daß er im Schlaf beobachtet worden war, so pflegte er fortan sein Zimmer gegen Zudringlichkeit sorgfältig zu verwahren. Sein Sieg über den natürlichen Unzusammenhang des Traums dauerte zur Zeit, als ich ihn zuerst kennen lernte, schon seit einigen Jahren; möglich, daß was zunächst die Einbildungskraft hervorgerufen, durch die Gewohnheit fortgesetzt wurde."

„Wenige Monate nach Mittheilung seiner Geständnisse sah ich ihn wieder, wo er mir denn sehr verändert erschien. Seine Gesundheit war gebrochen, und sein träumerisches Wesen hatte sich zur Schwermuth verdüstert."

„Ich fragte ihn über die Ursache der Veränderung, er antwortete mir aber nur mit großem Widerstreben."

„„Sie ist todt,"" sprach er, „„mein Reich ist verwaist! Eine Schlange stach sie, und sie starb in diesen Armen. Umsonst rief ich mir zu, als ich mit Grauen und Verzweiflung von meinem Schlaf auffuhr: „Das ist blos ein Traum. Ich werde sie wiedersehen. Ein Traumbild kann nicht sterben! Hat es Fleisch, das verwest? ist es nicht ein körperloser, unzerfallbarer Geist?" Mit welcher entsetzlichen Angst harrte ich der Nacht entgegen! Ich schlief wieder ein und wieder lag das Traumbild vor mir — todt und verwelkt. Selbst das Geistige kann untergehen. Ich wohnte dem Begräbniß bei; ich legte sie in die Erde; ich führte das Fratzenwesen eines Denkmals über ihren Leib auf. Seitdem hat sie oder etwas ihr Aehnliches meine Träume nie wieder besucht. Nur wachend seh ich sie; solches Wachen heißt in der That Träumen! Aber,"" fuhr er mit feierlicher Stimme fort: „„ich fühle, daß ich in Kurzem von dieser Welt scheide, und fühl' es mit angstvoller Freude, denn ich denke, es möchte wohl ein Land jenseits des Lands der Träume geben, wo ich sie wiederfinde! — ein Land, wo selbst ein Traumgesicht neues Leben erhalten kann.""

„Und wirklich," schloß Trevylyan, „starb der Mann kurz darauf plötzlich im Schlaf; eine von jenen seltsamen Erscheinungen, die dann und wann die Geschichten der Menschen durch ihre dunkeln Zaubergestalten wirren, und welcher für seine Person in der That, wie das Schicksal in bildlichem Sinn bei so Vielen, sein Daseyn, seine Liebe, seine Kraft und seinen Tod zu Erzeugnissen eines Wahns, zu Schöpfungen eines Traumes machte!"

„Es gibt wirklich wunderliche Abarten im Leben," bemerkte Vane, der den spätern Theil von Trevylyans Geschichte mit angehört hatte; „und hätte der Deutsche uns seine Kunst mittheilen können, welche Freistätte von den Uebeln der Erde würden wir besitzen! Kerker, Krankheit, Armuth, Kummer, Schaam würden nicht mehr die Tyrannen unseres Ge-

schickes seyn; auf den Schlaf würden wir unsere Lebensgeschichte beschränken und unsere Gefühle übertragen."

„Vor Allem," erwiederte Trevylyan, „verdiente diese Kunst von einem Dichter erlernt zu werden, da dessen ganze Natur ein Sehnen ist nach dem Idealen, nach Dem was die Welt nicht hat, nach Dem was jener Träumer fand. — „Ach, Gertrud" — lispelte der Liebende, „was ihm sein Königreich und seine Braut waren, das bist Du mir!"

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Die Brüder.

Die Rheinufer weiteten sich jetzt zu prunkenden Ebenen aus, und zur Rechten erhob sich die ehmalige Reichsstadt Boppart. Auf keinem andern Weg gleicher Länge stößt man auf so viele auffallende Belege für die Veränderlichkeit und den Wechsel der Erdenmacht. Eine Stadt, wie Memphis in Egypten, zu einem Haufen verlassener Ruinen eingesunken, das Gesumm und Gelärm und den lauten Markt eines Volks in die Stille verwitternder Gräber eingelullt zu sehen, ist nicht so demüthigend für menschliche Eitelkeit, als wenn man dem Rhein entlang beobachtet, wie die königliche Stadt zu einem bescheidenen Marktfleckchen oder einem öden Dorf einschwindet: * Verfall ohne Größe in den Trümmern, Veränderung ohne die Schauder der Einsamkeit! An der Stelle, wo Drusus einst seinen Römerthurm, die Frankenkönige ihre Paläste aufsteigen ließen, schäffelt jetzt der Handel mit Tabakspfeifen und wandelt das alte Frauenkloster Marienberg in eine treffliche Baumwollenmanufaktur um. Sey es so: das ist die fortschreitende Ordnung der Dinge; —

* Der Verfasser scheint hier durch den Ausdruck imperial town (kaiserliche Stadt), wie wahrscheinlich der Uebersetzer von Schreibers Handbuch das deutsche „Reichsstadt" im Englischen wiedergab, mißleitet worden zu seyn, Boppart war nie eine Stadt von ausgezeichneter Bedeutung. Der Uebersetzer.

bald wird die Welt selbst eine treffliche Baumwollenmanufaktur seyn!

„Sieh," sprach Trevylyan im Vorüberfahren, „sieh jenen Berg mit seinen zwei der Legendenwelt angehörigen Schlössern Liebenstein und Sternfels."

Massiv und gewaltig stiegen die Ruinen über dem grünen Felsen hervor, zu dessen Füßen, in glücklicher Geborgenheit gegen Zeit und Wechsel, die gedrängten Häuschen der Landleute, mit einem vereinzelnten, über das ruhige Dorf sich erhebenden Kirchthurm lagen.

„Knüpft sich nicht eine berühmte Sage an diese Schlösser?" fragte Gertrud. „Ist mir doch, als hätt' ich ihre Namen in Bezug auf Dein Amt als Geschichtenerzähler nennen gehört."

„Ja," erwiederte Trevylyan, „die Geschichte handelt von den letzten Herren jener zerfallenen Burgen und . . . . ."

„Du setzst Dich näher zu mir und fängst an," unterbrach ihn Gertrud mit ihrem kindlichen Befehlton: — „nur zu!"

## Die Brüder.

### Eine Erzählung. *

„Stelle Dir denn einen schönen Sommertag vor, theure Gertrud," hob Trevylyan an, „und baue mit der reichen Fülle Deiner Dichterkraft, der es gelungen, selbst in mir etwas von diesem himmlischen Funken anzufachen, jene versunkenen Zinnen in ihrer alten Pracht wieder auf; erhebe Halle und Gänge, bemanne die Warte mit Wächtern, und laß die stolzen Banner tapfern Ritterthums auf den Wällen wehen. Und oben, abschüssig über die Felsen herab, denke Dir die hängenden Gärten von Liebenstein voll süßen Blumendufts im Glanz der Mittagssonne.

Auf grünem Rasen, im Schatten einer Eiche saßen drei Personen in der Blüthe der Jugend. Zwei davon waren Brüder, die Dritte ein verwaistes Fräulein, das der Besitzer des gegenüber liegenden Schlusses Sternfels dem Schutz sei-

* Diese Geschichte gründet sich wirklich auf die schöne Sage von Liebenstein und Sternfels.

nes Bruders, des Herrn von Liebenstein, hinterlassen hatte. Die Burg selbst, nebst den dazu gehörigen Ländereien erbte nicht auf die weibliche Linie, sondern fiel Otto, dem jüngern der beiden Brüder, die auf dem Rasen saßen, anheim.

„Ah," fragte der Aeltere, mit Namen Walter, „ah, geliebte Hildegard, Du wandtest meinem Bruder einen Kranz; hast Du denn nicht eine einzige Blume für mich?"

Die schöne Waise (denn sie war schön, Gertrud, wie es der Heldin einer Geschichte, die Du zu hören wünschest, geziemt; — muß sie in den Träumen meiner Phantasie nicht Dein glänzendes Haar und süßes Lächeln und das Blau Deiner Augen tragen, deren Sprache niemals schweigt? Vergib mir, daß ich der Heldin einer frühern Erzählung Deine Schönheit versagt habe und erinnere Dich, daß ich ihr als Ersatz die Reize Deiner Seele geliehen) — die schöne Waise erröthete bis in die Stirn, und suchte aus den Blumen auf ihrem Schoos die frischesten Rosen hervor, um sie für Walter zum Kranz zu winden.

„Es wäre besser," bemerkte der muntere Otto, „meinem gesetzten Bruder die Cypresse und Raute zu wählen; die heitre Rose taugt nicht für einen so ernsthaften Ritter."

Hildegard hob den Finger verweisend empor.

„Laß ihn lachen, geliebtes Mühmchen," entgegnete Walter, während sein Blick leidenschaftlich auf ihren beweglichen Zügen haftete, „und glaub mir, Hildegard, daß ein stiller Strom am tiefsten ist."

In diesem Moment hörte man die Stimme des alten Ritters, ihres Vaters, der laut nach dem Fräulein rief; denn immer, wenn er von der Jagd heimkehrte, verlangte ihn nach ihrer milden Nähe, und die Halle dünkte ihm öd, wenn nicht ihr leichter Tritt und die Musik ihrer Worte ihm zum Willkommen entgegen tönten.

Hildegard eilte zu ihrem Vormund, und die Jünglinge blieben allein.

Nichts konnte ungleicher seyn, als Züge und Charaktere der beiden Brüder. Das kräftige Roth der Gesundheit färbte Otto's Wange; seine braunen Augen waren voll Feuer;

dunkles Haar umwallte in kurzen Locken seine freie, offene Stirn; nie erstarb der Scherz auf seinen Lippen, und sein Fuß hatte die Schwungkraft des Alpenjägers. Er war regen und kühnen Geistes; zeigte er auch manchmal den kecken Uebermuth der Jugend, so dachte er doch edel, und war er nicht jeder Zeit geneigt, Reue über einen Fehltritt blicken zu lassen, so war er es doch stets, sich für einen Freund in Gefahr zu stürzen.

Walter, wenn gleich nicht minder kräftig als der Bruder, war zärter gebaut. Langes blondes Haar, das Zeichen seiner nordischen Abkunft, beschattete von beiden Seiten das bleiche Gesicht, dessen sinnige Stille man fast schwermüthig nennen konnte. Auch verließ dieser Ausdruck selten seine Züge, die übrigens regelmäßiger und edler als die Züge Otto's waren. Entschlossener noch als der Bruder, war er minder heftig; tief fühlend hatte er nicht dessen wechselnde Laune.

Nachdem Hildegard die Brüder verlassen, schwiegen Beide still. Otto gürtete nachläßig sein Schwert, das er neben sich ins Gras gelegt hatte; aber Walter sammelte die Blumen, die von des Fräuleins zarter Hand berührt worden, und schob sie in den Busen.

Otto, den dies verdroß, biß sich in die Lippen und wechselte die Farbe; endlich sagte er mit gezwungenem Lachen:

„Man muß gestehen, Bruder, daß Du die Anhänglichkeit an unsre schöne Muhme auf einen Grad treibst, den selbst Verwandtschaft kaum zu rechtfertigen scheint."

„Es ist wahr," erwiederte Walter ruhig, „ich bin durch eine stärkere Liebe, als durch die Bande des Bluts an sie gekettet."

„Wie?" rief Otto mit Ungestüm, „Du könntest es wagen, um Hildegard zu werben?"

„Wagen?" wiederholte Walter, indem seine farblose Wange noch tiefer erbleichte.

„Ja, ich habe das Wort ausgesprochen! Wisse, Walter, daß auch ich Hildegard liebe, daß auch ich sie zur Braut erkoren habe. Nie so lang ich ein Schwert schwingen und die ritterlichen Sporen tragen kann, werd' ich einem Nebenbuhler

weichen. Selbst dann nicht," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „wenn dieser Nebenbuhler mein Bruder seyn sollte!"

Walter antwortete nicht; seine ganze Seele schien erschüttert; er starrte den Bruder lang und gedankenvoll an und mit abgewandtem Gesicht stieg er stillschweigend den Felsen hinab.

Dieses Schweigen machte Otto bestürzt. Gewohnt, jeder Empfindung Worte zu geben, konnte er die Mäßigung Walters nicht begreifen; kannte jedoch dessen edeln und tapfern Sinn zu wohl, um dieselbe der Furcht zuzuschreiben. Mochte sie nicht vielmehr Verachtung seyn? oder wollte Walter etwa sogleich den Vater aufsuchen, dem Bruder mit einer Erklärung seiner Liebe für die Waise zuvorkommen, und zugleich sein Vorrecht als Aeltester geltend machen? Von solchem Verdacht durchzuckt, eilte der ungestüme Otto dem Bruder nach, und rief, die Hand auf seine Schulter legend, hastig: „Wohin gehst Du; willigst Du ein, mir Hildegards Hand abzutreten?"

„Liebt sie Dich, Otto?" erwiederte Walter nach langem Stillschweigen, und seine Stimme bekundete eine so tiefe Angst, daß selbst Otto's aufgeregte Leidenschaft dadurch entwaffnet wurde.

„Du bist es jetzt, der schweigt," fuhr Walter fort; „sprich: liebt sie Dich und hat es ihre Lippe bekannt?"

„Ich glaubte, daß sie mich liebe," stammelte Otto, „aber ihr Benehmen ist jungfräulich und ihr Mund hat es mir allerdings nie gestanden."

„Genug," sagte Walter, „laß mich los."

„Halt!" rief Otto, dessen Argwohn wieder erwachte, „halt! — nur noch ein Wort: suchst Du den Vater? Er ehrte Dich immer mehr als mich; willst Du ihm Deine Liebe gestehen und Dein Recht als Erstgeborner geltend machen? Versuch's und, bei meiner Seele und meiner Hoffnung auf Seligkeit, Einer von uns muß fallen!"

„Armer Knabe," erwiederte Walter bitter, „wie wenig verstehst Du ein Herz, das wahrhaft liebt. Glaubst Du, daß ich sie mein nennen möchte, wenn sie Dich liebt? Glaubst Du, daß ich mein Glück erkaufen wollte, wenn es ihr auch nur

eine Minute Schmerz kostete? Weg mit solchen Gedanken — hinweg!"

„Du willst also nicht den Vater aufsuchen?"

„Den Vater? — hat der Vater Hildegards Neigung zu vergeben?" erwiederte Walter, und die Hand des Bruders wegstoßend, ging er dem Schloß zu.

Beim Eintritt in die Halle durchzitterte ihn Hildegards Stimme, die dem alten Ritter eine jener einfachen Balladen sang, wie sie Jäger und Krieger lieben. Er stand still, um den Zauber nicht zu stören, der ihm mächtiger däuchte, als der Zauber des Magiers. Doch, wie er ihre schöne Gestalt ins Aug faßte, entsank ihm der Muth. Heute im Garten hatte er, wie sein Bruder, dem Fräulein eine Blume gegeben: die seinige war die schönere und seltenere, aber er erblickte sie jetzt nicht, während diejenige Otto's an ihrem Herzen blühte.

Das Lied war zu Ende und der Ritter eingelullt von den Tönen und von der Jagd ermüdet, sank in Schlummer. Walter trat näher und winkte Hildegard, ihm zu folgen. Er schlug einen abgelegenen, einsamen Pfad ein, und als sie sich etwas vom Schloß entfernt hatten, ergriff er leis ihre Hand.

„Weilen wir hier einen Augenblick, geliebte Muhme," sprach er, „ich habe Manches auf dem Herzen, was ich Dir gern mittheilen möchte."

„Was kann das seyn?" erwiederte Hildegard, indem sie sich auf eine Moosbank niederließen, zu welcher der breite Rhein unten heraufglänzte: „was kann es seyn, was mein gütiger Walter von mir zu verlangen hat? Ach! wäre es irgend eine Gunst, irgend Etwas, das die arme Hildegard wirklich gewähren kann; denn immer, von Kindheit auf, bist Du höchst liebreich, höchst freundlich gegen mich gewesen. Du, so wurde mir oft gesagt, hast meine ersten Schritte geleitet; Du lehrtest meinen kindischen Lippen Sprache, und später, wenn der wilde Otto fern in den Wäldern auf der Jagd war, achtetest Du seines Spottes nicht, und bliebst zu Hause, damit ich nicht allein seyn durfte. Ach, könnte ich Dir vergelten!"

Walter wandte das Antlitz ab; sein Herz war voll, und er bedurfte einiger Momente, um Muth zur Antwort zu sammeln.

„Holdes Mühmchen," erwiederte er, „das waren glückliche Tage, aber es waren die Tage der Kindheit. Neue Sorgen und neue Gedanken sind jetzt über uns gekommen. Doch ich bin noch Dein Freund, Hildegard, und Du wirst, wie immer, Deine jungen Sorgen und Hoffnungen mir vertrauen. Nicht wahr?"

„Kannst Du fragen?" antwortete das Mädchen, und Walter, der ihr ins Gesicht schaute, bemerkte, daß ihre Augen voll Thränen standen, ihn aber dennoch fest anblickten. Da ward ihm klar, daß sie ihn nur wie eine Schwester liebe.

Er seufzte und hielt wieder inn. „Genug," hob er endlich an, „nun ans Werk. Einst, liebe Muhme, lebte in diesen Bergen ein Ritter, der zwei Söhne hatte; und eine Waise, gleich Dir, wohnte ebenfalls in seiner Burg. Der ältere Sohn, — doch nichts hievon, laß uns keine Worte über ihn verschwenden! — der jüngere Sohn also liebte die Waise zärtlich, zärtlicher als man blos eine Verwandte liebt, allein eine Abweisung fürchtend, bat er den Bruder, für ihn um das Fräulein zu werben. Hildegard, meine Geschichte ist zu Ende. Kannst Du Otto lieben, wie er Dich liebt?"

Als er sofort seinen Blick zu Hildegard emporhob, sah er, daß sie heftig zittere und ihr Gesicht mit Gluth bedeckt war.

„Sage mir," fuhr er fort, indem er sich ermannte, „ist nicht diese Blume, sein Geschenk, ein Zeichen, daß er Deine Gunst besitzt?"

„Ach, Walter, halte mich nicht für undankbar, daß ich die Deinige nicht auch trage, aber —"

„Still!" entgegnete Walter hastig. „Ich bin nur Dein Bruder, ist nicht Otto mehr als das? Er ist jung, tapfer und schön. Gott gebe, daß er Deiner würdig sey, wenn Du ihm den reichen Schatz Deiner Neigung schenkst."

„Ich sah Otto seltener in meiner Kindheit," erwiederte

Hildegard ausweichend, „daher mag es kommen, daß seine jetzige Freundlichkeit mich mehr überraschte, als die Deinige.“

„Und Du willst ihn also nicht abweisen? Du willst seine Braut seyn?“

„Und Deine Schwester!“ antwortete Hildegard.

„Gott segne Dich, geliebte Muhme! Einen Bruderkuß und dann Lebewohl. Otto mag Dir selbst danken.“

Er küßte ruhig ihre Stirn, ging hinweg und stürzte sich ins Dickig des Waldes. Dann erst — und nicht früher — ließ er seinen Gefühlen freien Lauf. Hätte Hildegard dieselben beobachten können, Otto's Bewerbung wäre verloren gewesen; denn so tief, so glühend ihr weiches, reines Herz den Jüngling liebte, war ihr doch Walters Glück nicht minder theuer.

Als der junge Ritter seine Fassung wieder gewonnen, ging er, Otto aufzusuchen.

Er fand ihn im Wald allein, mit verschlungenen Armen an einen Baum gelehnt und trüb vor sich hinstarrend. Walters edles Gemüth ward durch des Bruders Schmerz bewegt.

„Muth gefaßt, Otto,“ rief er, „ich bring' Dir keine schlimme Zeitung; ich habe Hildegard gesehen — mit ihr gesprochen; — nein erschrecke nicht: — sie liebt Dich! sie ist Dein!“

„Großmüthiger, großmüthiger Walter!“ rief Otto, und warf sich an des Bruders Hals.

„Doch das darf ich nicht seyn; Du hast ältere Ansprüche — ich trete sie Dir ab. Vergib meine Heftigkeit, Bruder, vergib mir.“

„Gedenke des Vergangenen nicht mehr,“ erwiederte Walter. „Daß Hildegard Dich liebt, würde größeren Anstoß entschuldigen, als Du mir gegeben; und nun sey freundlich gegen sie; ihr Gemüth ist sanft und tieffühlend. Ich kenne sie genau, denn ich habe die leiseste Regung ihres Wesens beobachtet. Du bist heftig und leicht zum Zorn gereizt; bedenke, daß, wo die Liebe tief ist, ein Wort verletzt. Meinetwillen nicht minder, als ihretwillen laß Dir Hildegards Wahl theurer seyn, als Dein eigenes; eile jetzt zu ihr — sie

harrt von Deinen Lippen Worte zu hören, die von den meinigen nur kalt erklangen."

Damit verließ er den Bruder, begab sich noch einmal in die Burg und in die Halle seiner Väter. Der alte Ritter schlief noch immer; Walter legte die Hand auf sein graues Haupt und segnete ihn; dann schlich er in sein Gemach hinauf, legte Helm und Rüstung an, küßte dreimal das Heft seines Schwertes und sprach mit roth angeflogener Wange:

„Fortan sey Du meine Braut!"

Hierauf trat er aus dem Schloß, stieg auf den einsamsten Pfaden den Felsen hinab, gewann den Rhein, rief einen der zahlreichen Fischer am Fluß, ließ sich auf das jenseitige Ufer setzen, und eilte allein aber nicht traurig, denn ihn trug das hohe Herz und mindestens war Hildegard glücklich, nach Frankfurt.

Die Stadt war voll Munterkeit und Leben; Waffengeklirr an jeder Ecke, Geschmetter von Kriegstrompeten, Wehen der Fahnen, Schimmer bebuschter Helme, Wiehern von Schlachtrossen: — Alles vereinigte sich, das Blut aufzuregen, den Sinn zu entflammen. Sankt Bernhard hatte das Kreuzpanier an den Ufern des Rheins erhoben, und Frankfurts Straßen bezeugten mit welchem Erfolg!

Noch an demselben Tag heftete Walter das heilige Zeichen auf und ward unter die Ritter Kaiser Konrads eingereiht.

Wir müssen jetzt einige Zeit als vorübergegangen annehmen, aber immer noch waren Otto und Hildegard nicht getraut; denn in der ersten Glut der Dankbarkeit für den Bruder hatte Otto den Vater und die Geliebte mit Walters Selbstbezwingung bekannt gemacht, und das Fräulein, im tiefsten Herzen gerührt, wollte nicht, daß die Hochzeit sogleich stattfinde. „Möge ihm mindestens," sprach sie, „nicht durch voreilige Freude Schmach angethan, mög' ihm Zeit gelassen werden, unter den stolzen Schönheiten, die er in fernen Landen sehen wird, zu vergessen, daß er einst die geliebt, welche Du liebst, Otto."

Der alte Ritter billigte dieses Zartgefühl und selbst

Otto unterfing sich in der ersten Ueberwallung seiner Empfindungen für den Bruder keiner Gegenrede. So ward denn beschlossen, daß die Vermählung nach Ablauf eines Jahrs stattfinden solle.

Monate vergingen und gedankenvolle, unmuthige Verdüsterung setzte sich auf Otto's Stirn. Wenn er mit seinen lustigen Gefährten einen Ausflug nach einer benachbarten Stadt machte, vernahm er von nichts als dem Ruhm der Kreuzfahrer, von den Ehren, die den Helden des Kreuzes von den Höfen unter Wegs gezollt würden, von ihren Abenteuern und dem frischen Geist, der diesen Krieg beseele. Wirklich ließ weder Sänger noch Priester die Sache kalt werden, und der gefeierte Ruf derer, die in den heiligen Kampf gezogen waren, gereichte der zurückgebliebenen Jugend zugleich zu Nacheiferung und zum Schmerz.

„Und mein Bruder genießt dieses glühende, glorreiche Leben," sprach der ungeduldige Otto, „während ich, dessen Arm eben so stark, dessen Herz eben so kühn ist, hier unter den matten Geschichten eines gebrechlichen Alten und den einfältigen Liedern eines verwaisten Mädchens verdumpfe." Sein Herz schalt ihn bei den letzten Worten, aber schon hatte er angefangen, Hildegards zarter Liebe überdrüssig zu werden. Vielleicht daß, als länger kein Sieg über einen Nebenbuhler zu gewinnen war, die Aufregung nachließ, oder vielleicht mochte sich sein stolzer Sinn, ungeachtet sein Erfolg in der Liebe glücklicher gewesen, als der des Bruders, darüber zergrämen, von Letzterem an Edelmuth übertroffen worden zu seyn.

Die arme Hildegard aber, einmal auf Otto als ihren Verlobten hingewiesen, gab ihr Herz ganz seiner Beherrschung hin. Sein wilder Geist, seine dunkle Schönheit, sein kecker Muth gewannen und schreckten sie zugleich, und in der Launenhaftigkeit seiner Natur lagen jene ewigen Quellen der Hoffnung und Furcht, welche die Borne unruhvoller Liebe sind. Mit wachsendem Kummer sah sie die Veränderung, die über Otto's Gemüth hereinwuchs. Aber sie er-

rieth die Ursache nicht. „Gewiß hab' ich ihn mindestens nicht beleidigt!" dachte sie.

Unter Otto's Gefährten befand sich Einer, der eine besondere Gewalt über ihn besaß. Er gehörte dem geheimnißvollen Templerorden an, der einst so große Herrschaft über die Menschengemüther ausübte.

Eine starke, gefährliche Wunde, Folge eines Zweikampfs mit einem englischen Ritter, hatte den Templer in Frankfurt festgehalten und gehindert, sich dem Kreuzzug beizugesellen. Während der langsamen Wiedergenesung hatte er Freundschaft mit Otto geschlossen und war, nachdem er sofort seinen Aufenthalt im Schloß Liebenstein genommen, von Hildegards Schönheit tief angeregt worden. Durch seinen Eid an der Ehe gehindert, erlaubte er sich doppelte Freiheit in der Liebe, und zweifelte nicht, daß, falls er den jungen Ritter von seiner Braut abzuziehen vermöge, diese eine neue Eroberung neben den vielen Siegen seyn würde, die er selbst schon davon getragen. Listig schilderte er daher Otto die mannigfachen Reize des heiligen Kriegs und vor Allem versäumte er nicht, mit glühenden Farben die Schönheiten zu malen, die im funkelnden Morgenland die Ritter des Kreuzes mit verschwenderischer Gunst auszeichneten. Mitgaben, erzählte er, in den unergiebigern Gebirgsgegenden des Rheins noch unbekannt, begleiteten die Hand dieser schönen Mädchen, und selbst eine Fürstentochter würde als keine zu hohe Verbindung für einen Helden angesehen, der sich Königreiche gewinnen könne.

„Mir," sprach der Templer, „sind dergleichen Aussichten auf ewig versagt. Aber Euch, wäret Ihr nicht bereits verlobt, welches Glück könnte Euch zu Theil werden!"

Durch dergleichen Unterredungen ward Otto's Ehrgeiz fortwährend aufgeregt. Sie halfen seinen Mißmuth über seine bisherige Unberühmtheit verstärken, und den einzigen Trost, welchen dieselbe durch die Unschuld und Liebe Hildegards bot, ihm zum Ekel machen.

Eines Abends suchte ein Sänger im Schloß Liebenstein Schutz vor dem Ungewitter. Sein Besuch ward von dem

alten Ritter freundlich aufgenommen, und er vergalt die empfangene Gastfreundlichkeit durch Proben seiner Kunst. Er sang von der Jagd, und der gewaltige Rüde fuhr vom Boden auf. Er sang von Liebe, und Otto, seine unruhigen Träume vergessend, näherte sich Hildegard und warf sich zu ihren Füßen. Lauter und lauter tönte sofort die Saite: der Sänger sang vom Krieg; er schilderte die Thaten der Kreuzfahrer; er senkte sich ins dichteste Gewühl der Schlacht; das Roß wieherte, die Trompete tönte: es war, als höre man das Klirren des Stahls. Als er aber an die Namensbezeichnung der kühnsten Ritter gelangte, tönte hoch unter den edelsten der Name Walters von Liebenstein. Dreimal habe er das kaiserliche Banner gerettet; zwei Pferde wären unter ihm getödtet worden, und er habe ihre Leiber mit den Tapfersten unter den Feinden bedeckt. Sanft im Zelt und schrecklich im Gefecht sey Walter, und eher werde der Sänger seine Kunst vergessen, als der Rhein seinen Helden.

Der alte Ritter fuhr von seinem Sitz auf. Hildegard faßte des Sängers Hand. „Sprecht; Ihr habt ihn gesehen, er lebt, ist geehrt?“

„Ich selbst komme gerad' von Palästina, tapferer Herr und edles Fräulein. Ich sah den tapfern Ritter von Liebenstein zur Rechten des kaiserlichen Konrad. Und er, Fräulein, war der einzige Ritter, auf welchen die Bewunderung ohne ihren Schatten, den Neid, strahlte. Wer also,“ (fuhr der Sänger, noch einmal in die Harfe greifend, fort) „Wer möchte ruhmlos zurückbleiben in der Halle? Werden ihn nicht die Banner seiner Väter vorwurfsvoll anwehen? wird nicht jede Stimme ans Palästina Hohn in seine Seele schleudern?“

„Ja!“ rief Otto plötzlich, und warf sich dem Vater zu Füßen. „Du vernimmst, was mein Bruder gethan, und Deine greisen Augen weinen Freudenthränen. Soll allein ich Dein Alter durch ein rostig Schwert entehren? Nein! erlaub mir, wie mein Bruder mit den Kreuzeshelden zu ziehen!“

„Edler Jüngling,“ bemerkte der Harfner, „aus Euch

sprach Herrn Walters Seele; hört ihn, Herr Ritter, hört den edlen Jüngling."

„Des Himmels Stimme ruft laut aus der seinigen," sagte feierlich der Templer.

„Mein Sohn, ich kann Deinen Eifer nicht schelten," sprach der alte Ritter, indem er ihn mit zitternden Armen aufhob; „aber Hildegard, Deine Verlobte."

Bleich wie eine Bildsäule, ihrem Ohr nicht trauend, als die grausamen Worte des Geliebten es durchdrangen, war die Waise dagestanden. Sie redete nicht, sie athmete kaum. Sie sank auf ihren Stuhl und starrte auf den Boden, bis mit den Worten des alten Ritters jungfräulicher Stolz und jungfräuliche Zärtlichkeit ihr das Bewußtseyn zurückgaben, und sie entgegnete:

„Ich, Oheim? soll ich Otto bleiben heißen, wenn sein eigener Wunsch ihn forttreibt?"

„Ruhmbedeckt wird er zu Euch zurückkehren, edles Fräulein," erwiederte der Harfner; aber Otto sprach kein Wort weiter. Hildegards rührende Stimme ging ihm in die Seele; stillschweigend nahm er seinen Stuhl wieder ein; Hildegard trat auf ihn zu, lispelte sanft: „Handle, als wär' ich nicht," und verließ die Halle, allein mit ihrem Herzen Zwiesprache zu halten und zu weinen.

„Ich kann sie noch vor meinem Abgang heirathen!" rief Otto plötzlich, als er in jener Nacht mit dem Templer auf dessen Zimmer zusammensaß.

„Das ist wahr! aber Deine Gattin schon in der ersten Woche verlassen — eine harte Probe!"

„Besser, als daß ich Gefahr laufe, sie nie die Meinige zu nennen. Theure, gute, geliebte Hildegard!"

„Gewiß verdient sie Alles von Deiner Seite, und wirklich ist es bei Deinen Jahren und Deinem Aeußern kein kleines Opfer für ewig auf jede Theilnahme unter den edlen Jungfrauen zu verzichten, die Du finden wirst. Ach, welche Augen werden von den Balkonen Konstantinopels auf Dich herab sehen, und auf die Kunde, daß Du Otto der Vermählte seyst, sich fürder gleichgültig abwenden. Ein Gatte

ohne eine Gattin! Nein, Freund, so vieler Krieger das Kreuz auch bedarf, bin ich Dir doch zu gut, um Dir nicht, im Fall Du heirathest, zu sagen: bleibe ruhig zu Haus und vergiß in der Jagd die Mühen des Kriegs, welchen Du um den Kampfplatz der Liebe ärmer machen willst."

„Ich wollte, ich wüßte, was ich thun soll," entgegnete Otto unentschlossen. „Mein Bruder — ha! soll er mich für immer ausstechen! — und Hildegard, wie wird sie sich zergrämen — sie, die ihm um meinetwillen entsagt hat!"

„War das Dein Fehler?" fragte der Templer heiter. „Noch oft mag Dirs begegnen, daß man Dich einem Andern vorzieht. Wahrlich an solcher Sünde hat das Gewissen eben nicht schwer zu tragen. Aber beschlaf die Sache jetzt, Otto; die Augen werden mir schwer."

Tags darauf kam Otto zu Hildegard und schlug ihr vor, die Hochzeit solle seiner Abreise noch vorangehen; er war aber so befangen, so getheilt zwischen zwei Wünschen, daß Jene beleidigt, gekränkt, verletzt durch seine Kälte, den Vorschlag ohne Bedenken zurückwies. Sie verließ ihn, damit er sie nicht weinen sähe, und dann — dann machte sie sich im Stillen Vorwürfe über ihren gerechten Stolz!

Otto dagegen, sein Gewissen mit der Vorstellung zu beschwichtigen suchend, daß nunmehr der ganze Fehler auf ihrer Seite liege, betrieb jetzt die Vorbereitungen zu seinem Abgang aufs Emsigste. Im Eifer, den Bruder zu verdunkeln, reiste er nicht, wie Walter, allein und ohne Begleitung ab, sondern alle Pferde, Mannen und Gelder aufbietend, die seine Herrschaft Sternfels, von welcher er bis jetzt noch keine Lehnspflicht gefordert, lieferte, begab er sich an der Spitze einer glänzenden Schaar nach Frankfurt.

Der Templer blieb, unter dem Schein eines Rückfalls seiner Krankheit, und versprach in Konstantinopel, wovon er ein so prunkendes Gemälde entworfen, mit Otto zusammen zu stoßen. Einstweilen wandte er die ganze Macht seiner Annehmlichkeiten zu Tröstung der unglücklichen Waise an. Allein die Kraft ihrer einfachen Liebe war stärker als all seine Kunstgriffe. Umsonst flüsterte er ihr Zweifel gegen den

Geliebten zu: sie wollte nicht auf dieselben hören: umsonst strömte er mit der weichsten Stimme den Zauber der Schmeicheleien und Lieder in ihr Ohr; sie wandte sich achtlos hinweg, und nur verletzt durch Artigkeiten, die so wenig an Otto erinnerten, schloß sie sich in ihr Zimmer und schmachtete in Einsamkeit nach dem, der sie verlassen.

Der Templer hatte sofort eben beschlossen, dunklere Künste zur Erlangung einer Macht über sie zu versuchen, als er glücklicher Weise durch einen Auftrag des Großmeisters von solcher Wichtigkeit abberufen ward, daß eine in seiner Brust mächtigere Leidenschaft als die Liebe — der Ehrgeiz — nicht zu widerstehen vermochte. Er überließ das Schloß seiner Einsamkeit, und da Otto mit seinen muntern Gefährten sich nicht mehr darin drängte, so konnte fortan keine Einsamkeit seltener unterbrochen werden.

Bisweilen jedoch gelangten Gerüchte von Waltern den Bewohnern zu Ohr; allein diese Gerüchte begleitete keine Kunde von Otto: von ihm vernahm man nichts, und so ward die Liebe der zarten Waise durch die ewige Unruhe der Angst stets lebendig erhalten. Endlich starb der alte Ritter und Hildegard blieb ganz allein.

Als sie eines Abends mit ihren Zofen in der Halle saß, hörten sie Hufschlag im äußern Hof; ein Horn tönte; die gewichtigen Thore thaten sich auf, und ein Ritter von stattlicher Gestalt, mit dem rothen Mantel des Kreuzes bedeckt, trat in das Gemach. Er hielt einen Augenblick am Eingang, wie überwältigt von seinen Gefühlen; im nächsten Moment hatte er Hildegard an seine Brust geschlossen.

„Kennst Du Deinen Vetter Walter nicht mehr?“ Er nahm den Helm ab und sie sah die hoheitvolle Stirn, die, ungleich der Stirn Otto's, ihr gegenüber sich nie geändert oder umwölkt hatte.

„Der Krieg ist für die nächste Zukunft aufgehoben. Ich habe des Vaters Tod erfahren und bin heimgekehrt, meine Banner in der Halle aufzuhängen und meine Tage in Frieden zu verleben.“

Zeit und Krieg hatten Walters Zügen ihre Veränderun-

gen aufgedrückt; das volle, dunkler gewordene Haar war an den Schläfen abgetragen und zeigte eine Narbe, die jedoch eher zur Schönheit eines Gesichts beitrug, das in seinem Ausdruck stets etwas Hohes, Heldenhaftes gehabt. Aber die Ruhe, die einst auf demselben gestanden, hatte sich zur Traurigkeit verdüstert; er sprach seltener als zuvor, und obwohl er noch eben so oft und eben so freundlich lächelte, war das Lächeln doch gedankenvoller geworden und aus der Freundlichkeit die Leidenschaft entwichen. Offenbar hatte er eine Liebe überwältigt, der sich so früh Hindernisse in den Weg gestellt, aber nicht die Treue des Andenkens gebrochen, die ihm Hildegard theurer machte als alle andre Menschen, und ihm verbot, an die Stelle der Bilder, die er in seine Seele gegraben, etwas Anderes zu setzen.

Der Waise Lippen bebten unter dem Namen Otto, aber eine gewisse Erinnerung erdrückte ihrer angstvollen Zärtlichkeit das Wort auf dem Mund. Walter eilte ihren Fragen zuvor.

„Otto," sprach er, „befände sich wohl und hielte sich zu Konstantinopel auf. Er hätte dort so lang verweilt, daß der Kreuzzug ohne seine Hülfe beendet worden, zweifelohne würd' er jetzt schnell heimkehren; ein Monat, eine Woche, ja der nächste Tag könne ihn an ihre Seite zurückführen."

Hildegard fühlte sich höchlich getröstet, aber etwas schien gleichwohl noch im Hintergrund zu liegen. Warum hatte er, der so gedürstet nach dem Kampf ums heilige Grab, so lang in Konstantinopel gezögert? Sie wunderte sich, ließ sich in Vermuthungen ein, aber sie wagte nicht weiter nachzufragen.

Der edelmüthige Walter verhehlte ihr, daß Otto ein Leben der rücksichtlosesten und müßigsten Zerstreuung führte, seinen Reichthum in den Vergnügungen des griechischen Hofs erschöpfend und seinen Ehrgeiz blos mit dem wilden Plan beschäftigend, ein Fürstenthum unter diesem fremden Himmel zu gründen, welchen die Unternehmungen der normannischen Abenteurer den ritterlichen Räubern jener Zeit so anlockend gemacht.

Die Bruderskinder traten in die alte Freundschaft zu einander ein, und Walter glaubte, es sey bloße Freundschaft. Wieder wandelten sie mit einander in den Gärten, dem Tummelplatz ihrer Kindheit, wieder saßen sie auf dem grünen Rasen, worauf sie Kränze geflochten; wieder blickten sie auf den ewigen Spiegel des Rheins; — ach, hätt' er noch die alte bewußtlose Frische des ersten Lenzes ihres Lebens zurückstrahlen können!

Walter ernstes, beschauliches Gemüth war durch die Kriegsehren nicht so vollkommen befriedigt worden, daß er nicht auch jene stilleren Quellen der Aufregung gesucht hätte, die sich unter den Weisen des Morgenlands noch fanden. Er hatte am Wissensborn jener fernen Gegenden getrunken und die sinnende Art der gebildeten Völker angenommen, von welchen die Kreuzfahrer die Kenntnisse, welche ihre Nachkommen erleuchten sollten, mit nach dem Norden brachten. So fand er denn wenig Verwandtes bei den roheren Rittern der Nachbarschaft; er lud sie nicht zu seinem Tisch und wohnte ihren lärmenden Gelagen nicht bei. Oft schien spät in der Nacht aus jenem zertrümmerten Thurm seine einsame Lampe still über den mächtigen Strom; und die einzige Erheiterung in seiner Abgeschiedenheit war die Gegenwart und der Gesang seiner sanften Muhme.

Monate vergingen, als plötzlich ein ungewisses, ängstliches Gerücht nach Schloß Liebenstein kam: „Otto kehre auf die Nachbarburg Sternfels zurück, aber nicht allein. Er bringe eine griechische Braut von erstaunenswürdiger Schönheit, ausgestattet mit fast königlichem Reichthum." Hildegard war die Erste, von welcher das Gerücht als eine Lüge bezeichnet wurde; Hildegard war bald die Einzige, welche dem Gerücht nicht glaubte.

Hell im sommerlichen Mittag glänzte ein Reiterzug; weit den steilen Berg hinauf wand sich die prächtige Schaar; Liebensteins einsame Thürme hörten den Wiederhall manchen Gelächters und den Ruf des Jubels. Otto führte seine Braut heim nach Schloß Sternfels.

Nachts war großes Bankett in Otto's Schloß; von je-

dem Fenster schienen die Lichter, und die Musik ertönte drinnen laut und endlos.

Neben Otto saß die Griechin, glänzend von der Juwelenfülle des Morgenlands. Ihre dunkeln Locken, ihr blitzend Aug', die gemalten Wangen und Braunen blendeten die Gäste. Zur Linken der Braut saß der Templer.

„Beim heiligen Kruzifix," sprach der Templer muthwillig, obwohl er sich bei diesen Worten bekreuzte, „wir werden die Eulen heut Nacht zu den grießgrämigen Thürmen von Liebenstein hinüberscheuchen. Dein ernster Bruder, Otto, wird viel zu thun haben, um sein Bäschen zu trösten, wenn sie sieht, was für ein lustig Leben sie mit Dir geführt haben würde."

„Armes Fräulein!" sprach die Griechin mit erkünsteltem Mitleid. „Ohne Zweifel versöhnt sie sich jetzt mit dem Verstoßenen. Ich höre, es sey ein Ritter von stattlichem Ansehen!"

„Still!" sagte Otto ernst und stürzte einen großen Becher Weins hinunter.

Die Griechin biß sich in die Lippen und blickte den Templer bedeutsam an, der den Blick zurückgab.

„Nur eine Schönheit wie die Deinige vermag mein Verfahren zu entschuldigen," bemerkte Otto, gegen seine Braut gewandt, indem er ihr leidenschaftlich ins Gesicht schaute.

Die Griechin lächelte.

Heiter schritt das Fest fort. Das Gelächter ward lauter, der Wein kreiste, als Otto's Aug auf einen Gast am Ende der Tafel fiel, dessen Gestalt von Kopf zu Fuß verhüllt und dessen Antlitz durch einen dunkeln Schleier bedeckt war.

„Wirklich," sprach er laut, „solcher Aufzug ziemt sich kaum bei unserm Fest. Will der Fremde die Gewogenheit haben sich zu enthüllen?"

Diese Worte wandten Aller Blicke nach der Gestalt, und Die, welche derselben zunächst saßen, bemerkten, daß sie heftig zitterte. Endlich stand sie auf, ging langsam aber anmuthvoll auf die schöne Griechin zu und legte einen Blumenkranz neben sie.

„Nur eine schlichte Gabe, hohe Frau," sprach die Ge-

stalt mit so sanfter Stimme, daß die rohesten Gäste davon gerührt wurden; „aber es ist Alles, was ich bieten kann, und Otto's Braut darf nicht ohne ein Geschenk aus meinen Händen bleiben. Mögt Ihr Beide glücklich seyn!"

Mit diesen Worten wandte sich die Fremde und trat still wie ein Schatten aus dem Saal.

„Bringt die Fremde zurück!" rief die Griechin, von ihrem Staunen wieder zu sich kommend. Zwanzig Gäste sprangen auf, ihr Gebot zu vollziehen.

„Nein, nein!" entgegnete Otto und winkte hastig mit der Hand. „Rührt sie nicht an, schaut ihr nicht nach, so lieb Euch Euer Leben ist."

Die Griechin beugte sich, ihren Verdruß zu bergen, über den Kranz, und die abgebrochene Hälfte eines Rings fiel heraus. Otto erkannte denselben augenblicklich: es war die Hälfte des Ringes, den er mit seiner Verlobten gebrochen. Ach, er bedurfte keines solchen Zeichens, ihn zu vergewissern, daß diese Gestalt, voll so unaussprechlicher Anmuth, diese rührende Stimme, diese einfache, von so zartem Gefühl zeugende Handlung, diese Gabe, dieser Glückwunsch einzig auf die verlassene und verzeihende Hildegard deuteten.

Walter aber, allein in seinem einsamen Thurm, ging mit hastigen Schritten auf und ab. Tiefer, unauslöschlicher Grimm über des Bruders Niederträchtigkeit gesellte sich einer glühenden, süßen Hoffnung bei. Er gestand sich, daß er sich getäuscht, als er glaubte, seine Leidenschaft sey vorüber: gab es jetzt noch eine Schranke gegen seine Verbindung mit Hildegard?

In dem Zartsinn, womit ihn seine Liebe durchhauchte, hatte er vermieden, Trost für sie zu suchen oder ihr die Schmach anzuthun, sie trösten zu wollen. Er fühlte, daß der Schlag allein getragen werden müsse, und doch schmachtete, dürstete er darnach, sich zu ihren Füßen zu werfen.

Aus diesen streitenden Gedanken ward er durch ein Pochen an der Thür aufgeweckt; er öffnete — der Flur war von Hildegards bleichen, angsterfüllten, weinenden Zofen vollgedrängt. Sie hatte die Burg, blos von einer Dienerin

begleitet, verlassen; Niemand wußte wohin. Nur zu bald jedoch gelangte man hierüber zur Kunde. Von Schloß Sternberg war sie in der dunkeln, rauhen Nacht nach dem Thal gegangen, wo das Kloster Bornhofen Denen, die müden Geistes und gebrochenen Herzens waren, eine Zuflucht vor dem Altar Gottes bot.

Mit Anbruch des Morgens stand Walter vor dem Klosterthor. Er sah Hildegard; welche Veränderung hatte Eine Schmerzensnacht in dem Gesichte hervorgerufen, das für ihn der Quell aller Lieblichkeit war! Er faßte sie in die Arme; er weinte; er sagte Alles was Liebe sagen kann; er flehte sie an, das Herz anzunehmen, das ihr Angedenken nie durch den leisesten Gedanken entweiht hatte. „Ach, Hildegard, sagtest Du nicht einmal, diese Arme hätten Dich als Kind getragen; diese Stimme habe Deine ersten Schmerzen eingelullt! O so vertraue ihnen wieder und für immer! Von einer Liebe, die Dir treulos ward, wende Dich zu einer Liebe, die nie von Dir abirrte."

„Nein," erwiederte Hildegard, „nein! Was würden die Ritter, deren Stolz Du bist, was würden sie von Dir sagen, freitest Du eine Verlobte und Verstoßene, die Jahre lang auf einen Andern harrte und in Deine Arme nur das Herz brächte, das Jener verlassen hat? Nein! und wärst Du selbst, wie Du meinem Ermessen nach allerdings seyn würdest, verhärtet gegen solche Schmach an Deinem hohen Namen, soll ich Dir ein gebrochen Herz, einen zerquetschten Geist mitbringen? Sollst Du Schmerz statt Freude freien? Sollen Seufzer, die nie enden, Thränen, die nie trocknen, die einzige Mitgift der Braut seyn, die Du erwählt hast? Du, auf welchen alle Segnungen des Glücks herabkommen sollten? Nein, vergiß mich; vergiß Deine arme Hildegard! Sie hat nichts als Gebete für Dich!"

Umsonst sprach Walter für seine Sache; umsonst brachte er Alles vor, was Zärtlichkeit und Wahrheit vorbringen können. Die Quellen irdischer Liebe waren im Herzen der Waise auf immer vertrocknet, und unerschütterlich ihr Ent-

schluß. Sie riß sich aus seinen Armen und das Klosterthor knarrte barsch in sein Ohr.

Ein neues, strenges Gefühl nahm ihn sofort völlig in Besitz. Von Natur mild und sanft nährte er, wenn einmal zum Zorn aufgereizt, denselben mit der ganzen Kraft einer ruhigen Seele. Hildegards Thränen, Schmerzen, die Schmach, die sie erlitten, ihre Sanftmuth, die nicht klagte, die Veränderung, die ihrem Gesicht bereits aufgedrückt war: Alles schrie laut zu ihm um Rache. „Sie ist eine Waise," sprach er bitter; „sie hat Niemand, sie zu schützen, ihr zu helfen, als mich allein. Meines Vaters Pflichten für ihre verlassene Jugend gehen mit Recht auf mich über. Was liegt daran, ob ihr Beleidiger mein Bruder ist? er ist ihr Feind. Hat er nicht ihr Herz zermalmt? Hat er sie nicht bis zum Grab dem Gram dahingegeben? Und mit welchem Hohn! Ohne vorgängiges Wort, ohne Entschuldigung, mit jubelnden Zechern vor dem Ohr, vor dem Aug der Verlobten die neue Hochzeitfeier zu durchschwärmen! Genug; die Zeit ist da, wo nach seinen eigenen Worten: „Einer von uns Beiden fallen muß!"

Er zog bei diesen Worten das Schwert halb aus, stieß es heftig zurück in die Scheide und kehrte heim nach seiner einsamen Burg. Der Ton von Rossen und Jagdhörnern traf ihn am Thor! der Brautzug von Sternfels, voll Lust und Herrlichkeit, zog schnaubend auf die Jagd.

Am Abend trat ein Ritter in voller Rüstung in den Bankettsaal von Sternfels, und forderte Otto von Seiten Walters von Liebenstein zum Kampf auf Leben und Tod.

Selbst der Templer erschrack über eine so unnatürliche Ausforderung; Otto aber hob den Handschuh erglühend auf, und Tag und Ort wurden bestimmt. Unmuthig, mit sich selbst zerfallen, gerieth er in eine wilde Freude; er sehnte sich, die Empfindungen seiner Verzweiflung selbst am Bruder auszulassen. Hatte er ja überdies in eifersüchtigem Herzen diesem Bruder seine Tugenden und seinen Ruhm nie verziehen!

Zur festgesetzten Stunde erschienen die Brüder als Gegner. Walters Visier stand offen und die ganze ruhige Strenge

seiner Seele war der Stirn aufgeprägt. Otto, der lieber dem Arm als dem Angesicht des Bruders entgegentrat, hatte den Helm geschlossen. Der Templer stand mit gekreuzten Armen neben ihm. Seinem menschenverachtenden Gemüth war solcher Auftritt ein Studium der Leidenschaften. Kaum jedoch hatte die erste Trompete zum grausamen Kampf geklungen, als eine neue Person auf den Schauplatz trat. Das Gerücht von einem so beispiellosen Ereigniß war auch nach Kloster Bornhofen gedrungen; Zwei und Zwei kamen die Schwestern des heiligen Altars, und die Gewaffneten wichen zur Seite, als Jene mit schleppenden Gewändern und verschleierten Gesichtern bis innerhalb der Schranken vordrangen. In diesem Augenblick trat Eine aus den Reihen der Nonnen und hielt im langsam hoheitvollen Schritt nicht an, bis sie mitten zwischen den feindlichen Brüdern stand.

„Walter," sprach sie mit hohler Stimme, die seinen dunkeln Muth erstarrte: „willst Du also Deine Liebe bekunden, und Deine Pflegschaft über die elternlose Waise üben, die Dein Vater Deiner Obhut hinterlassen hat? Soll ich Mord auf meiner Seele tragen?"

Bei dieser Frage hielt sie an, und Diejenigen, welche sie vernommen, schauderten in dumpfer Bestürzung. „Den Mord eines Menschen durch die Hand seines eigenen Bruders? — Hinweg, Walter, ich befehle es."

„Soll ich das Unrecht vergessen, das Du erduldet, Hildegard?" fragte Walter.

„Unrecht! es vereinte mich mit Gott! es ist vergeben, ist hinweg! Die Erde hat mich verstoßen, aber der Himmel hat mich in seine Arme genommen; — soll ich murren über solchen Wechsel? und Dich Otto" (hier wankte ihre Stimme) — „Dich, schlägt Dich Dein Gewissen nicht? — willst Du mir den Raub meiner jugendlichen Hoffnungen dadurch ersetzen, daß Du mir die Zukunft verschließest? Unselige, die ich seyn würde! — könnt' ich auf Gnade, auf Tröstung hoffen, wenn Dein Bruder durch Dein Schwert in meiner Sache fiele! Otto, ich hab Dir verziehen und Dich und Deine Gat-

tin gesegnet. Du liebtest mich vielleicht einmal; gedenke, wie ich Dich geliebt; — wirf Deine Waffen weg."

Otto blickte auf die verschleierte Gestalt vor ihm. Woher hatte die sanfte Hildegard so zu gebieten gelernt? Er wandte sich gegen den Bruder; er empfand alle Schmerzen, die er Beiden zugefügt. Das Schwert zu Boden werfend, kniete er zu Hildegards Füßen, und küßte ihr Gewand mit einer Andacht, wie sie nie von einem Beter gegen einen erhabenen Heiligen ausgeströmt worden ist.

Der Zauber, der auf den Kriegern umher gelegen, war gebrochen; ein lauter Ruf des Glückwunsches und der Freude erscholl. „Und Du, Walter," fragte Hildegard, sich zu dem Ort wendend, wo noch immer regungslos und stolz Walter stand.

„Hab' ich Deinem Willen je widerstrebt?" sprach er sanft, und steckte die Spitze seines Schwertes in den Boden. „Bist Du doch, Hildegard," fügte er mit einem Blick auf seinen knieenden Bruder hinzu: „bist Du doch bereits besser gerächt, als durch diesen Stahl."

„Das bist Du! Das bist Du!" rief Otto und zerschlug sich die Brust, und langsam und kaum die ihm Platz machende Menge gewahrend, trat Walter aus den Schranken.

Hildegard sprach nichts mehr; ihr göttlicher Zweck war erfüllt; lang und schmerzlich blickte sie der edeln Gestalt des Ritters vom Liebenstein nach, und wandte sich dann mit einem leisen Seufzer zu Otto: „Dies ist das letztemal, daß wir auf Erden zusammentreffen. Friede sey mit uns allen!"

Mit derselben majestätischen, gefaßten Haltung trat sie sofort wieder zu den Nonnen, und als diese im alten feierlichen Zug nach dem Kloster zurückwallten, war Niemand da, selbst den verhärteten Templer mit gezählt, der nicht das Knie wie Otto vor Hildegard hätte beugen mögen.

Noch einmal stürzte sich dieser in den wilden Braus seiner Zeit. Die Gäste drängten sich in seinem Schloß, und Nacht um Nacht schienen die erleuchteten Säle hinab gegen den ruhigen Rhein. Die Schönheit der Griechin, Otto's Reichthum, des Templers Ruf zogen die ganze Ritterschaft von

nah und fern herbei. Nie hatten die Rheinufer einen so gastlichen Herrn gesehen, wie den Ritter von Sternfels. Aber Trauer beherrschte ihn mitten in der Freude, und der laute Jubel war ihm nur als eine Zuflucht von der Reue willkommen. Bald jedoch mischte sich die Stimme übeln Gerüchtes mit derjenigen des Neids über Otto's Herrlichkeit. Die schöne Griechin, hieß es, wende, des Gemahls überdrüssig, ihr Lächeln sehr freigebig Andern zu; was jung und schön, sey im Schloß stets hoch willkommen, und vor Allem gebe sie sich kaum die Mühe, ihre frevelhafte Liebe zu dem Templer vor der Welt zu verbergen. — Otto allein schien von dergleichen Gerüchten nichts zu erfahren, und hatte er auch angefangen seine junge Gemahlin zu vernachläßigen, so ward doch sein vertrautes Verhältniß mit dem Templer nicht kälter.

Es war Mittag und die Griechin saß in ihrem Kloset allein mit dem ihr von der öffentlichen Stimme zugetheilten Geliebten. Die üppigen Düfte des Morgenlandes gesellten sich dem Blumenhauch bei, und verschiedene bis jetzt in diesen nordischen Gegenden unbekannt gewesene Gegenstände des Wohllebens gaben dem Gemach einen weichen, weibischen Ausdruck.

„Ich sag Dir," sprach die Griechin buhlend, „daß er anfängt Verdacht zu fassen, daß ich bemerkt habe, wie er Dich beobachtete und unterm Beobachten murmelte und mit dem Heft seines Dolchs spielte. Besser, wir fliehen eh es zu spät ist, denn seine Rache würde fürchterlich seyn, wär' sie einmal gegen uns aufgeregt. Ach warum verließ ich je mein süßes Land um dieser Barbarenufer willen! Dort wird die Liebe nicht als etwas Ewiges, die Unbeständigkeit als kein todeswürdiges Verbrechen angesehen."

„Still, Kleine," entgegnete der Templer theilnahmlos. „Du kennst die Gesetze unserer einfältigen Ritterschaft nicht. Denkst Du, ich könne aus dem Schloß eines Ritters fliehen, wie ein Dieb in der Nacht? Wahrhaftig, solche Schmach würde selbst das rothe Kreuz nicht decken! Besorgst Du, Dein langweiliger Eheherr habe Verdacht geschöpft, nun so

müssen wir eben auseinander. Der Kaiser hat mich von Frankfurt her entbieten lassen. Noch vor Abend kann ich auf dem Weg dahin seyn!"

„Und ich bliebe der Rache des Barbaren allein hingegeben? Ist das Deine Ritterschaft?"

„Nein, schwatz nicht so in die Quere!" erwiederte der Templer. „Sobald der Gegenstand seines Argwohns fort ist, können Deine Weiberkniffe und griechischen Ränke den eifersüchtigen Feind gewiß mit leichter Mühe besänftigen. Kenn ich Dich nicht, Glycera? Kannst Du doch jeden Mann hinters Licht führen — nur keinen Templer."

„Und Du, Grausamer, willst Du mich verlassen?" fragte weinend die Griechin. „Wie soll ich leben ohne Dich?"

Der Templer lachte geringschätzend. „Können solche Augen je ohne einen Tröster weinen? Aber lebe wohl; man darf mich nicht bei Dir finden. Morgen reis' ich nach Frankfurt ab; wir werden uns wiedersehen."

Sobald sich die Thüre hinter dem Templer geschlossen, erhob sich die Griechin und sagte, das Zimmer durchschreitend: „Selbstsüchtling, Selbstsüchtling; wie konnt' ich ihm jemals trauen? Indessen wag ich nicht, Otto allein entgegen zu treten. Gewiß war es sein Schritt, der uns bei unsrer gestrigen Unterredung störte. Ja, ich will fliehen. An einem Begleiter kann mirs nie fehlen."

Sie klatschte in die Hände; ein junger Page erschien. Sie warf sich auf ihren Stuhl und weinte bitterlich.

Der Page trat näher; Liebe war seinem Mitleid beigemischt.

„Was weint Ihr, edle Frau?" fragte er. „Kann Euch Euer Diener..... Diener! — ach Ihr habt in seinem Herzen gelesen.... Euer Anbeter Konrad in irgend Etwas behülflich seyn?"

Otto war den ganzen Tag allein umhergewandert; seine Dienstmannen hatten bemerkt, daß seine Stirn düsterer als gewöhnlich schien, denn in der Regel pflegte er zu verbergen, was immer in seinem Innern nagen mochte. Mit einigen der Vertrautesten unter den Dienern hatte er sich unterredet, und die Unterredung hatte die Wolken auf seinem Antlitz

noch verdichtet. In der Dämmerung kehrte er zurück. Die Griechin beehrte die Abendtafel nicht mit ihrer Gegenwart. Sie befand sich unwohl und wollte nicht gestört seyn. Der fröhliche Templer war die Seele des Gelags.

„Du trägst heut eine trübe Stirn herum, Otto," sprach er; „traun, Du hast sie in der Liebensteiner Luft gekriegt."

„Es liegt mir was auf dem Herzen," entgegnete Otto mit erzwungenem Lächeln, „das ich Deiner Freundesbrust gern mittheilen möchte. Die Nacht ist hell und der Mond steht am Himmel: gehen wir allein in den Garten hinunter."

Der Templer stand auf und vergaß nicht sein Schwert umzugürten, eh er dem Ritter nachfolgte.

Otto führte ihn nach einer der fernsten Terrassen über den Rhein.

„Tempelritter," — sprach er und hielt an: „beantworte mir Eine Frage auf Deine Rinterehre. Wars Dein Schritt, der gestern Abend um die Vesperzeit aus meiner Gemahlin Kloset trat?"

Betroffen über eine so plötzliche Frage, antwortete der listige Templer nur mit wankender Stimme.

Das rothe Blut stieg in Otto's Stirn. „Nein, lüge nicht, Herr Ritter; diese Augen haben, Gott sey Dank! meine Schmach nicht gesehen, aber diese Ohren haben durch Andere davon vernommen."

Während Otto sprach, bemerkte des Templers auf den Strom gehefteter Blick einen schnell über den Rhein hinrudernden Nachen. Die Entfernung gestattete ihm blos, die dunkeln Umrisse zweier Menschen darin wahrzunehmen. „Sie hat sich nicht geirrt," dachte er. „Vielleicht, daß dieser Nachen sie bereits der Gefahr entführt."

Sich zur ganzen Höhe seiner schlanken Gestalt erhebend, erwiederte er stolz:

„Junker Otto von Sternfels, wenn Du Dich herabgelassen, Deine Dienstmannen zu befragen, so möge Dir die Antwort auch blos von diesen kommen. Um solchen Günstlingen entgegen zu reden, sprechen Tempelritter keine Betheurung aus."

„Genug!“ rief Otto, die Geduld verlierend und gab dem Templer mit geballter Faust einen Streich; „zieh, Verräther, zieh!“

Einsam in seinem hohen Thurm sah Walter zu, wie die Nacht über den Himmel hereinzog, und hielt gramvoll mit sich selbst Zwiesprache.

„Wozu,“ dachte er, „sind diese mächtigen Herzenstriebe, diese Liebesfähigkeit, dieses Schmachten nach Mitgefühl mir gegeben worden? Ungeliebt und unbekannt geh ich in mein Grab, und alle edlere Geheimnisse meines Busens bleiben für ewig verschleiert.“

Also sinnend hörte er nicht den Anruf des Wärters auf der Mauer, noch das Aufriegeln des Thores unten, noch die Fußtritte die Wendeltreppe herauf. Die Thür öffnete sich plötzlich und Otto stand vor ihm. „Komm,“ sprach er mit leiser Stimme, zitternd vor Wuth; „komm, ich will Dir zeigen, was Dein Herz erfreuen wird. Zwiefach ist Hildegard gerächt.“

Verwundert blickte Walter auf den Bruder, mit dem er nicht wieder zusammengetroffen, seit sie in Waffen auf Leben und Tod gegen einander gestanden; er sah, daß Otto's gegen ihn ausgestreckter Arm von Blut träufte, das Tropf' um Tropfe auf den Boden rieselte.

„Komm,“ sprach Otto, „folge mir; es ist meine letzte Bitte. Komm, um Hildegards willen, komm.“

Bei diesem Namen zögerte Walter nicht länger; er gürtete sein Schwert um und folgte dem Bruder die Treppe hinab durch das Burgthor. Kaum traute der Pförtner seinen Augen, als er die beiden so lang getrennten Brüder um diese Stunde allein und dem Ansehen nach freundschaftlich mit einander fortgehen sah.

Walter, auf jener Stufe des Gemüths angelangt, wo nichts mehr in großes Erstaunen setzt, eilte schweigenden Tritts dem raschen Gang des Bruders nach. Beide Schlösser stehen, wie Du siehst, kaum einen Steinwurf von einander. Nach wenigen Minuten hielt Otto an einem freien Raum auf einer der Terrassen von Sternfels still, zu welcher der

Mond hell und fest herabschien. „Sieh," sprach er mit schaudriger Stimme, „sieh!" Und Walter erblickte auf dem Rasen den Leichnam des Templers, gebadet in das Blut, das noch schnell und warm aus seinem Herzen strömte.

„Höre!" sprach Otto. „Er wars, der zuerst meine Treue gegen Hildegard zum Wanken brachte; er beredete mich, um jene übertünchte Lügnerin zu werben. Höre! er, der mich also um meine wahre Liebe betrogen, entehrte mich durch meine treulose Gattin und so — so — so —" indem er zähnefletschend des Templers todten Leib wieder und wieder mit Füßen trat — „und so sind Hildegard und ich gerächt."

„Und Dein Weib?" fragte Walter erbarmungsvoll.

„Geflohen — geflohen mit einem gemietheten Pagen. Gut so! sie war nicht werth durch das Schwert zu fallen, das mir umgegürtet wurde — von Hildegard."

Die Sage, theure Gertrud, erzählt sofort, Otto habe, obwohl mehrmals durch die rohe Gerichtsverfassung jener Tage wegen des Templers Tod gefährdet, der Gefahr jedesmal glücklich getrotzt. Noch in der Vergeltungsnacht ergriff ihn eine lange, mit wilden Phantasien verknüpfte Krankheit. Der edle Walter verzieh, vergaß Alles, ausgenommen, daß Hildegards Liebe dem Bruder einst ihre heilige Weihe gegeben. Er pflegte ihn in der Krankheit, und als er wieder genesen, war Otto ein anderer Mensch. Er verschwor die Gesellschaft, um welche er sich ehedem bemüht, die Lustbarkeiten, die er sonst geleitet. Die Hallen von Sternfels standen öde, wie diejenigen von Liebenstein. Der einzige Begleiter, den Otto suchte, war Walter, und Walter nahm ihn willig auf. Keinen Gegenstand gab es zwischen ihnen zum Bindemittel, denn Einen Gegenstand empfand mindestens Walter zu tief, als daß er je gewagt hätte, darüber zu sprechen; gleichwohl band sie eine seltsame, geheime Sympathie. Wenigstens einen gemeinschaftlichen Schmerz hatten sie; oft sah man sie zusammen an den einsamen Ufern des Rheins oder durch die Wälder wandeln, ohne, wie es schien, Wort oder Zeichen gegen einander zu wechseln. Otto starb zuerst, noch in der Blüthe der Jahre, und Walter war jetzt

gefährtenlos. Umsonst lud ihn der Kaiserhof zu seinen Vergnügungen; umsonst hielt ihm das Feldlager das Vergessen seines Ruhmes vor. Konnte er sich einem Ort entreißen, von wo er Morgens und Abends fern in des Thales Mitte das Dach sah, das Hildegard schirmte, und wo ihn jedes Gehölz, jeder Rasen an frühere Tage erinnerte? Sein einsames Leben, sein mitternächtlich Wachen, wunderbare Schriftzüge in seinem Gemach brachten ihn nach und nach in den Ruf, als befleiße er sich der schwarzen Kunst, und der Menschenscheue ward nun von allen Menschen gescheut. Aber lieblich war es, wie von Zeit zu Zeit das Gerücht von der zunehmenden Heiligkeit Derjenigen sprach, auf welche Jener seine letzten Erdengedanken zusammengehäuft. Sie wars, welche die Kranken heilte; sie wars, welche den Armen wohl that; und der fromme Glaube jener Zeit brachte Pilger von weiter Ferne zu den Altären, welchen sie diente.

Viele Jahre nachher verwüstete eine Bande frecher Räuber, die bisweilen zur Verheerung und Plünderung der Rheinthäler aus ihren Bergfesten brach, und weder Geschlecht noch Alter, weder Burg noch Hütte, ja selbst die Gotteshäuser nicht schonte, die Gegend von Bornhofen, und forderte eine Brandschatzung von dem Kloster. Die Aebtissin, aus dem kühnen Geschlecht der Rüdesheimer, wies die kirchenschänderische Forderung zurück. Das Kloster wurde gestürmt; seine Dienstleute leisteten Widerstand; die Räuber, in Schlächtereien geübt, trugen den Sieg davon. Schon waren sie daran, die Klosterthore zu brechen, als an der Spitze einer kleinen aber mannhaften Schaar ein Ritter vom Berg herab stürzte, und dem Strom des Gefechtes eine andere Richtung gab. Wohin sein Schwert blitzte, fiel ein Feind: wo sein Schlachtruf erklang, war eine Lücke von Todten im Gewühl. Der Sieg war gewonnen, das Kloster gerettet; die Aebtissin und die Nonnenschaar kamen heraus, ihren Befreier zu segnen. Unter eine alte Eiche gelegt, hatte er sich bereits dem Tod nah geblutet. Sein Haupt war entblöst, und seine Locken grau, doch noch kaum von den Jahren. Nur Eine von der Schwesterschaar erkannte die hoheitsvolle Stirn;

Eine tränkte seine vertrockneten Lippen; Eine hielt des Sterbenden Hand, und in Hildegards Gegenwart schied die treue Seele des letzten Herrn von Liebenstein hinüber!

„Ach," rief Gertrud durch ihre Thränen: „gewiß hast Du die Thatsachen entstellt, — gewiß — gewiß müßte es Hildegarden mit ihrem treuen Frauenherzen unmöglich gewesen seyn, Otto mehr zu lieben als Walter."

„Mein Kind," bemerkte Vane, „so denken Frauen, wenn sie eine Liebesgeschichte *lesen* und das *ganze Herz* vor sich blos gestellt sehen; aber so handeln sie im wirklichen Leben nicht — wo sie blos die Oberfläche des Charakters wahrnehmen und nicht in seine Tiefe dringen — bis es zu spät ist!"

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Unsterblichkeit der Seele. — Ein noch in keinem Buch besprochenes, häufig vorkommendes Begegniß. — Trevylyan und Gertrud.

Der Tag war, als er jetzt zum Abend erblaßte, kalt, und scharf kam die Luft über die zarte Gestalt der Leidenden.

Sie beschlossen nicht weiter zu fahren, und da sie Dienerschaft und Gepäck mitführten, so daß ihr Weiterkommen von den gewöhnlichen Behelfsmitteln fast unabhängig war, lenkten sie nach dem gegenüberliegenden Gestad, und landeten vor einem reizend in einem Thal gelegenen Dorf. Glücklicherweis fanden sie dort ein Quartier, wie man es in Gegenden, die man blos des malerischen Eindrucks halber besucht, selten trifft.

Nachdem sich Gertrud zu noch ziemlich früher Stunde zur Ruhe begeben, fielen Vane und Du—e in ein spekulatives Gespräch über die Menschennatur. Vanes Philosophie war ein ruhiger, passiver Skepticismus; der Arzt wagte Kühneres und ging vom Zweifel zur Negation über. Die Aufmerksamkeit des sinnend zur Seite sitzenden Trevylyan ward gegen seinen Willen erregt. Er merkte auf eine Unter-

redung, woran er selbst keinen Theil nahm; ihr dunkler Gegenstand hatte plötzlich ein Interesse für ihn gewonnen, das im Feuer der Jugend und in der Beschäftigung mit der Welt nie so mächtig in ihm angeregt worden war.

„Großer Gott!" dachte er unter unaussprechlicher Angst, als er auf den gewaltigen Eifer des Franzosen und die ruhige Beistimmung Vanes hörte: „wenn dieser Glaube wirklich wahr wäre, — wenn es keine andre Welt gäbe — so wäre Gertrud auf ewig für mich verloren; — durch die furchtbare Nacht des Grabes bräche dann kein Stern!"

Es gibt eine eigenthümliche Lage, worein vielleicht Jeder von uns zu seiner Zeit gerathen mag, die ich aber noch nie in Büchern angedeutet gefunden habe: — das Vernehmen eines Zweifels über die Zukunft gerad in dem Augenblick, wo die Gegenwart am meisten umwölkt ist, so daß man in demselben Moment die jetzige Welt ihrer Wahnbilder, die künftige ihrer Tröstungen beraubt findet. Mehr vielleicht um Anderer, als um unserer selbst willen bedarf das liebende Herz ein Jenseits. Die lautlose Ruhe, die Nacht, das Schweigen, der bloße Stillstand des Lebensrades haben nichts Schreckliches für den Weisen, welcher den wahren Werth der Welt kennt:

„Nach den Wogen der stürmischen See
Ist endlich der Hafen der Ruhe süß."

Aber nicht so, wenn diese Stille uns auf ewig von Andern scheiden soll; wenn Die, welche wir mit der ganzen Leidenschaft, mit der Hingabe, mit der heiligen Hut des schwachen Menschenherzens geliebt haben, nicht mehr für uns da seyn sollen! — wenn nach langen Jahren der Verlassenheit und Verwaisung auf Erden keine Hoffnung zum Wiederfinden in der Unsichtbarkeit jenseits der Sterne ist; wenn nicht nur des Lebens, sondern auch der Liebe Fackel in dem dunkeln Strom gelöscht werden soll, und das Grab, von welchem wir die Wiederanknüpfung gebrochener Bande hoffen möchten, nur das dumpfe Siegel hoffnungsloser — gänzlicher — unerbittlicher Trennung ist! Dieser Gedanke, diese Empfindung sind es, was den Schmerz zur Religion umwandelt und das trauernde Herz glauben lehrt, das im Jubel vereinter Zärt-

lichkeit die Nothwendigkeit eines Himmels nicht empfunden hatte! Für wie Viele ist der Tod der Geliebten der Vater der Unsterblichkeitsforderung!

Ins Innerste getroffen von seinen Gefühlen, stand Trevylyan plötzlich auf, stahl sich von der kleinen Herberge weg, und wandelte fort in der heiter dunkelnden Nacht. Von Gertrudens Zimmer strömte das Licht ruhig in den Purpurschimmer der Luft.

In ungleichem Schritt, oft stehen bleibend, ging er unter dem Fenster auf und ab und überließ sich seinen Gedanken. Wie innig fühlte er, daß Gertrud Alles für ihn war; wie schmerzlich sah er den Wechsel in seinem Schicksal und Charakter voraus, den ihr Tod hervorbringen würde! Denn Wer, der ihn in spätern Jahren traf, hätte sichs je träumen lassen, daß so sanfte und doch so glühende Empfindungen einst in einer so strengen Brust gewohnt? Wer hätte je geglaubt, daß der geglättete kalte Trevylyan, einst unter dem Zimmer eines Wesens, das so wenig Aehnlichkeit mit ihm selbst hatte, wie Gertrud, in einem abgeschiedenen, einsamen Dörfchen gewacht habe, eingeschlossen von den gespensterrüchigen Bergen des Rheins und unter dem Mondlicht des romantischen Nordens?

Während er also hinwandelte, ward das Licht in Gertruds Zimmer plötzlich ausgelöscht; Worte vermögen nicht auszudrücken, wie sehr ihn dieser geringfügige Umstand angriff! Glich er doch einem Wahrzeichen Dessen, was da kommen sollte; das Licht war das einzige Zeugniß des Lebens gewesen, das diese Stunde noch durchdrang, und jetzt stand er allein mit den Schatten der Nacht. Schien dies nicht eine Verkündigung von Gertruds eigenem Tod? das Erlöschen des einzigen lebenden Strahls, der in die Finsterniß der Welt eingedrungen!

Seine Angst, sein Vorgefühl gänzlicher Verödung wuchs. Er seufzte laut; er schlug die geballte Faust gegen die Brust — große kalte Schmerzenstropfen fielen ihm von der Stirn. „Vater," rief er mit bebender Stimme, „laß diesen Kelch vor mir vorübergehen! Treffe meinen Ehrgeiz in der Wurzel; straf mich mit Armuth, Schande, Krankheit; aber laß mir diesen einzigen Trost, diese einzige Gefährtin meines Schicksals!"

In diesem Augenblick öffnete sich Gertrudens Fenster leise, und besänftigend hörte er ihre Töne in sein Ohr schleichen:

„Ist das nicht Deine Stimme, Albert?“ fragte sie mild. „Ich vernahm sie, als ich mich eben zur Ruhe legte und kann nicht schlafen, wenn Du also der feuchten Nachtluft ausgesetzt bist. Du antwortest nicht; es ist doch gewiß Deine Stimme; wann hab ich sie je mit einer andern verwechselt?“

Mit gewaltsamer Anstrengung seine Empfindungen meisternd, antwortete Trevylyan mit krampfhafter Heiterkeit:

„Kannst Du an diese Ufer kommen, geliebte Gertrud, ohne mit der ihnen geziemenden Chevalerie geehrt zu werden? Welcher Wind, welcher Thau kann mir schaden, so lang ich im Umkreis Deiner Gegenwart bleibe? Welcher Schlaf kann mir so holde Träume bringen, als der wachende Gedanke an Dich?“

„Es ist kalt,“ erwiederte Gertrud schaudernd. „Komm herein, lieber Albert, ich bitte Dich, und will Dir morgen danken!“ Gertruds Worte wurden durch den hektischen Husten unterbrochen, der wie ein Pfeil durch Trevylyans Herz fuhr. Jetzt erinnerte er sich, daß sie in ihrer Aengstlichkeit um ihn den eigenen Körper der ungesunden Nacht aussetze.

Ohne etwas weiter zu sprechen, eilte er in das Haus, und als das graue Morgenlicht über seine verdüsterten, durch den Mangel an Schlaf kraß gewordenen Züge hereinbrach, hätte es nach diesem trüben Auge und dieser eingesunkenen Wange scheinen mögen, die Liebenden würden auch durch den Tod nicht getrennt werden.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

**Worin der Leser erfahren wird, wie die Elfen von den Metallkönigen aufgenommen wurden. — Die Klagen des letzten Fauns. — Der rothe Jäger. — Der Sturm. — Tod.**

Im tiefen Ehrenthal hielten die Metallkönige: — der Fürst der Silberpaläste, der Selbstbeherrscher der dumpfen

Bleiminen und der Präsident der Vereinigten Kupferstaaten, einen Hof, um die Elfenwanderer von der Insel Nonnenwerth zu empfangen.

Prinz Faisenheim trug ein prächtiges Jagdkleid von Eichenlaub zu Ehren Englands und eine Ueberfülle von Elfenorden, die von Zeit zu Zeit zu Ehren der Menschendichter gestiftet worden, welche die Geister und ätherischen Geschlechter verherrlicht hatten. Als der angesehenste unter diesen Orden, süßer Träumer des Sommernachttraums, galt das Zeichen, das aus dem Thau krystallisirt war, der in der Nacht Deiner Geburt — jener großen Epoche in der Welt des Geistes — aus dem flüsternden Rohr des Avons aufhauchte! Auch entbehrtest Du nicht, geliebter Musäus, noch Du, Tiek voll dämmernder Träume, noch der wilde Schöpfer der hellgelockten Undine, oder der launenhafte Genius, der für den düstern Manfred die Zauberin der lautlosen Alpen und die Geister der Erde und Luft anrief: — Ihr Sämmtliche entbehrtet nicht die Ehre der Elfenhuldigung! Euer Gedächtniß mag schwinden aus dem Menschenherzen, der Stab jüngerer Magier mag den Zauber verdrängen, den Ihr einst über das Antlitz der gemeinen Erde gewoben; aber stets ehren Euch in den grünen Hügeln des gefeierten Thals und im tiefen Waldesschatten und in den sterngeschmückten Palästen der Luft die Wesen Eurer Träume als Halbgötter und Könige! Von unsichtbaren Händen werden Eure Gräber gewartet und Eure Geburtsstätten sind geheiligt durch unvergängliche Andacht.

Eben während ich schreibe,* scheidest Du, fern unter den Bergen Kaledoniens, bei dem Wald, den Du mit unsterblichem Grün umkleidetest, Wecker „der Harfe an Glenfillans einsamem Quell," von der Erde, die Du „mit Wonnen ummalt hast." So sind die Wechsel menschlichen Ruhms! Unsrer Kinder Kinder mögen neue Idole erheben an der Stätte Deines heiligen Altars, und kritteln, wo ihre Väter anbete-

* Eben zur Zeit, als der Verfasser ans Ende seines Werkes gekommen war, war seiner Kunst großer Meister zum Schluß seiner Laufbahn gelangt.

ten; aber um Dich wird die Nixe klagend in der Korallengrotte, und der Sylphe in den Wasserfällen wird trauern! Wunderbare Gestalten werden Dein Denkmal in den Schooß einsamer Felsen hauen; stets werden die Elfen unterm Mondlicht in ihrem Reigen anhalten, wenn ein romantischer Klang ihres Lieds sie an das Deinige erinnert; sie werden lassen von ihrem Tanz, um über das Schweigen der mächtigen Leier zu weinen, der eine Enthüllung der Geheimnisse der Geister, wie der Menschen, entströmte.

Der König der Silberminen saß in einer Höhle des Thals, durch welche eben der Mond drang, also daß sein Licht dämmernd schlief auf dem in unzählige Metallgebilde ausgearbeiteten Boden. Unter dem Silberkönig, auf einem niedrigern Thron, saß mit grauem Bart und niedergeschlagenem Aug der alte Zwergenkönig, der Beherrscher des schweren Blei-Reiches, welcher dem . . . die Verse und dem . . . die Prosa einhaucht! Endlich war, ein fantastischer Hauselfe, der Präsident der Kupferrepublik da — ein Geist, der Wirthschaft und Nutzen liebt und selten auf das Schöne lächelt. Mitten in der Höhle, auf Betten von weichem Moos, dem nie von einem Fuß betretenen Gewächs von Jahrhunderten, ruhten die zu Besuch gekommenen Elfen; Silpelit saß neben ihrem Verlobten. Rund umher an den Grottenwänden stand die Zwergdienerschaft der Metallkönige, in tausend seltsamen Gestalten und grotesken Trachten. Auf den abschüssigen Felsenkanten drängten sich in dichtem Gewimmel die ins Schweigen, aber nicht in Schlaf gebannten Fledermäuse, und sahen dem Schauspiel mit starren, verwunderten Augen zu; und eine alte, graue Eule, die Lieblingin der Thalhexe, saß blinzend in einem Winkel und horchte mit aller Macht, damit sie ihrer Herrin die ganze Lästerkronik mitbringen könnte.

„Sag' mir, Prinz der Rheininsel-Elfen," sprach der König der Silberminen, — „denn Du bist ein Weitgereister und ein Elfe, der Viel gesehen hat — wie gehen die Menschendinge in der Oberwelt? Was uns selbst betrifft, so leben wir hier in dumpfem Glanz, und hören die Tagesgeschichte nur, wenn Unser Bruder vom Blei den englischen Drucker-

pressen einen Besuch macht, oder der Kupferpräsident nach seinen Verbesserungen in den Dampfmaschinen sieht."

„Wahrhaftig," entgegnete Faisenheim und schickte sich zum Sprechen an, wie Aeneas am Hof von Karthago: „wahrhaftig, ich weiß nur wenig, was Eure Majestät auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Menschenangelegenheiten interessiren könnte, ausgenommen, daß Hochdieselben heut zu Tag noch ganz in eben so hohen Ehren stehen, wie zur Zeit, als der römische Eroberer sein Knie in den Taunusbergen vor Ihnen beugte. Eine große Anzahl kleiner, runder Unterthanen von Ihnen wird von den Vermöglichen stets mitgetra en und von den Armen mit hoffnungsloser Anbetung ersehnt. Aber darf ich mir die Freiheit nehmen, Eure Majestät zu befragen, was aus Dero Vetter, dem König der Goldminen, geworden? Wohl weiß ich, daß selbiger keine Herrschaft in diesen Thalen ausübt und wundere mich deßhalb über seine Abwesenheit von Ihrem Hof nicht; aber ich bekomme so wenig von seinen Unterthanen auf Erden zu sehen, daß ich fürchten müßte, mit seinem Reich sey es ziemlich am Ende, säh' ich nicht, daß man einer beinah unsichtbar gen ordenen Macht gleichwohl allenthalben die unterwürfigste Huldigung darbringt."

Der König der Silberminen holte einen tiefen Seufzer. „Ach, Prinz," erwiederte er, „nur zu richtig schließest Du auf den Untergang des Reichs meines Vetters. So viele seiner Unterthanen sind nach und nach zum Kriegsdienst auf der Oberwelt gepreßt worden und nie zurückgekehrt, daß seine Lande beinah entvölkert stehen. Er selbst lebt in fernen Erdtheilen in schwermüthiger Abgeschiedenheit. Das goldene Zeitalter ist vorüber, das papierne hat begonnen."

„Papier," bemerkte Silpelit, die immer noch ein wenig von einer Precieuse an sich hatte; „Papier ist ein wunderbares Ding. Was für hübsche Bücher das Menschenvolk darauf schreibt."

„Ach, das eben ists, was ich sagen will," erwiederte der Silberkönig. „Es ist weniger das Zeitalter des Papiergel-

des als des Papierregimentes; die Presse ist die wahre Bank." Bei dem Wort Bank spitzte der Großschatzmeister der englischen Elfen die Ohren, denn er war der Attwood der Elfen; er trug sich mit einem Lieblingsplan, Geld aus Binsen zu machen, und hatte vier große Bienenflügel über die wahre Natur des Kapitalwerthes vollgeschrieben.

Während man also sprach, tönten auf Einmal Klänge wie von einer ländlichen, rohen Musik durch die Luft; nachdem das wilde Vorspiel zu Ende war, vernahmen sie folgendes Lied:

## Die Klage des letzten Fauns.

Der Mond mit Liebeshelle
Auf Latmos Höhen scheint,
Noch stets die Silberquelle
In Doris Thale weint;
Doch nimmer dort Selene
Des Lieblings Träume sucht;
Doch fließt des Bornes Thräne
Jetzt um der Nymphe Flucht.

Um die Arkadereiche
Schlingt sich das Epheu her,
Doch aus dem Glanzgesträuche
Blickt jetzt kein Satyr mehr.
Still sind Silenus Saiten,
Noch wächst des Mänal's Rohr,
Doch Pans Schallmeien gleiten
Nicht mehr ins Hirtenohr.

Das Laub der Rebe zittert
Im Hauch des Mittagblau's,
Und Tibers Woge schüttert
Noch des Silvanus Haus:
Doch zu der Erde Weiten
Vom Brudergrab gewandt,
Träum ich von alten Zeiten
Allein im fremden Land.

Kalt blickt die Sonne nieder,
Scharf ist des Nordens Luft —
O Argos, Land der Lieder!
O Tanz in Idas Duft!
Die Erde deckt jetzt Winter,
Und an der welken Brust
Schwillt nicht mehr ihrer Kinder
Entschlaf'ne gold'ne Lust.

Ihr seyd des Glückes Erben,
Die längst der Welt entfloht;
Viel besser selbst zu sterben,
Als klagen um den Tod;
An fremden Stromes Säumen
Zu geh'n im Dämmerschein,
Und aus der Griechen Träumen
Der letzte Schatten seyn!

Als der Gesang zu Ende, durchkreuzte ein Schatten das Mondlicht, das weiß und strahlend vor dem Eingang der Grotte lag, und die aufschauende Silpelit gewahrte eine anmuthige, obwohl groteske Gestalt, die draußen auf dem Rasen stand und die Gruppe in der Höhle betrachtete. Es war eine buntscheckige Figur mit Ziegenfüßen und Ziegenohren; der übrige Leib aber und die Höhe des Ganzen wie bei einem Menschen. Ein schelmisches, angenehmes, obwohl boshaftes Lächeln spielte um die Lippen; in der Hand hielt sie die Hirtenflöte, von welcher die Dichter gesungen haben: — zu derselben zu singen, dürften sie schwer finden!

„Wer bist Du?" fragte Faisenheim mit einer Heldenmiene.

„Ich bin der letzte Wanderer von dem Geschlecht, das die Römer verehrten. Hieher folgte ich ihren siegreichen Schritten, und blieb in diesen grünen Schluchten zurück. Am stillen Mittag, wenn das Frühlingslaub im flüsternden Hain knospt, komm ich aus meinem Felsenlager hervor und schrecke den Landmann mit meiner fremden Stimme und noch fremdern Gestalt. Dann geht er nach Haus und verwirrt sein dickes Hirn mit Träumen und Einbildungen, bis er sich endlich vorstellt, ich, das Kind des Südens, sey einer seiner nordischen Dämonen; und seine Dichter passen die Erscheinung ihren barbarischen Versen an."

„Hoho!" sprach der Silberkönig, „gewiß bist Du der Ursprung des Satans, von welchem die Kapuzenmänner, die einst in den Ruinen dort drüben wohnten, fabelten, mit seinen Hörnern und Ziegenfüßen, und der harmlose Faun mußte das Bild für den unversöhnlichsten Feind hergeben. Aber warum, o Wanderer des Südens, bleibst Du in diesen frem-

den Thälern? Warum kehrst Du nicht zurück zu den Bergen Achajas oder den Ebenen um die gelbe Strömung der Tiber?"

„Meine Brüder sind nicht mehr," sagte der arme Faun, „und selbst der Glaube, der uns heiligte und schirmte, ist dahin. Hier zu Land aber werden alle nicht sterbliche Geister noch stets geehrt; und trauernd um Silenus wandere ich umher, obwohl unter Reben, die mich für seinen Verlust trösten sollten."

„Du hast große Wesen gesehen in Deinen Tagen," bemerkte der Bleikönig, der die Philosophie der nackten Wahrheitssätze liebte; (ich werde dereinst die Geschichte seiner Begeisterung schreiben.)

„Ja wohl," erwiederte der Faun, „meine Geburt fiel in die Jugend der Welt, als der Strom des allgemeinen Lebens Alles mit Göttlichkeit färbte, als keinem Baum seine Dryade, keinem Quell seine Nymphe fehlte. Ich saß am grauen Thron des alten Saturn, eh' er gekrönt wurde, (denn er war kein Traumbild, sondern wirklich der oberste Beherrscher der goldenen Zeit,) und hörte aus seinem Mund die Geschichte der Weltgeburt. Aber diese Zeiten sind vorüber auf ewig! — sie haben rauhe Nachfolgerinnen zurückgelassen."

„Es ist die papierne Zeit!" murmelte der Großschatzmeister kopfschüttelnd.

„He da, einen Tanz!" rief Faisenheim, zu königlich fürs Moralisiren, und wirbelte die schöne Silpelit in einen Walzer. Und heraus kamen die Elfen und heraus die Zwerge. Und der Faun lehnte sich gegen eine alte Ulme, und schnell, eh' die Mitternacht lichter ward, tanzten die Elfen ihren Zauberring zum alten Reigen seiner Flöte — zum Reigen der Griechenwelt!

„Hast Du, meine Silpelit," sprach Faisenheim in den Pausen des Tanzes, „die Schluchten des Harzes schon gesehen und die rothe Gestalt seines mächtigen Jägers?"

„Ein furchtbarer Anblick!" entgegnete Silpelit; „aber wenn Du dabei bist, würd' ich mich nicht fürchten?"

„Hinweg denn!" rief Faisenheim, „hinweg mit dem ersten Hahnenruf in jene zerrissenen Thäler, denn dort brau-

chen wir der Nacht nicht, um uns zu verstecken; und für die Jagdlust der übermenschlichen Geschlechter ist das zeugenlose Erröthen des Morgens oder die schauerliche Mittagsstille eben so gut die rechte Zeit, als das Licht des Mondes."

Silpelit, entzückt über den Vorschlag, willigte mit Freuden ein, und zur letzten Nachtstunde, die Sternstrahlen der vielnamigen Frigga * beschreitend, eilte der Elfenzug nach dem Dunkel des geheimnißvollen Harzes.

Gern möcht' ich erzählen, wie sie anlangten in dem dichten Schooß des Forstes; wie sie den Jäger auf einer umgestürzten Fichte neben einer weiten Erdspalte sitzen sahen, indem die gewölbten Aeste der zauberkräftigen Eiche sich ihm zu Häupten wie eine Laube verschlangen, und Bogen und Speer müßig zu seinen Füßen lagen. Gern möcht' ich erzählen von dem Empfang, den er den Elfen angedeihen ließ, und wie er ihnen von seinen alten Siegen über die Menschen berichtete; wie er über die zunehmenden Invasionen in seine Reiche schalt, und wie er freudig von einer großen Erschütterung in den nordischen Staaten sprach, die der wilde Dämon in seinen dunkeln Träumen in diesen einsamen Wäldern brütend voraussah. All das möcht' ich gern erzählen, aber es gehört nicht dem Rhein an, und meine Geschichte duldet keinen Verzug. Während der Unterhaltung mit dem feindlichen Geist war der Mittag herangeschlichen und der Himmel hatte sich mit düstern Wolken umzogen. Stürmisch wogten die Riesenbäume hin und her, und das tiefe Ansammeln des Donners verkündigte das kommende Gewitter. Da erhob sich der Jäger, dehnte die gewaltigen Glieder, faßte seinen Speer und schritt rasch in den Wald, Wesen seiner Art zu treffen, welche der Sturm weckt auf ihrem zerklüfteten Lager.

Plötzlich fuhr ein Gedanke durch Silpelit. „Weh!" rief sie händeringend; „was hab' ich gethan! Ueber die Reise mit Dir hieher hab' ich mein Amt vergessen. Vernachläßigt hab' ich meine Hut über die Elemente und meine

* Frigga, die Gemahlin Odins, zählt bei den skandinavischen Dichtern sieben bis acht Namen.

Der Uebersetzer.

menschlichen Schützlinge sind zu dieser Stunde vielleicht der ganzen Wuth des Sturmes ausgesetzt."

„Sey guten Muths, meine Silpelit," erwiederte der Prinz, „wir wollen den Sturm legen." Und er schwang sein Schwert und murmelte den Zauber, welcher die Winde beut und den schreitenden Donner zurückwälzt. Aber zum ersten Mal schwieg der Sturm nicht auf seinen Spruch, und als die Elfen sofort in der tobenden Luft dahin eilten, begegnete ihnen eine bleiche, schöne Gestalt, und sie hielten an und zitterten. Denn die Kraft dieser Gestalt vermochte selbst Elfen zu besiegen. Es war ein Frauenbild mit goldenem Haar, mit einem Kranz von welkem Laub gekrönt. Ihre ausnehmend schönen Brüste lagen dem Wind blos und sie drückte ein Kind dawider, das in so tiefem Schlaf ruhte, daß weder das Rollen des Donners, noch der blaue, von Wolke zu Wolke zuckende Blitz das schlummernde stören, geschweige wecken konnten. Und das Gesicht des Frauenbildes war unaussprechlich still und lieblich (obwohl nicht ohne einen Zug von Strenge); auf der farblosen Stirn stand keine Linie oder Falte; nie schrieb der Kummer seine entstellenden Züge auf diese ewige Schönheit. Sie kannte weder Schmerz noch Veränderung; geistergleich und schattenhaft schwebte die Gestalt dahin durch den Abgrund der Zeit, die Welt mit unbestreitbarer, lautloser Macht beherrschend. Und die Kinder der grünen Einsamkeiten, die lieblichen Elfen meiner Geschichte, schauderten, denn sie sahen und erkannten die Gestalt des Todes!

### Rechtfertigung des Todes.

„Und weßhalb," sprach die schöne Gestalt mit einer Stimme so sanft wie die letzten Seufzer eines sterbenden Kindes, „weßhalb beunruhiget Ihr die Luft mit Zaubersprüchen? Mein ist die Stunde und die Herrschaft und der Sturm ist das Geschöpf meiner Macht. Fern im Westen fegt er die See und nicht länger drückt das Schiff die Wellen; er rüttelt den Wald und der Baum, aus den Wurzeln gerissen, fühlt fortan nicht, wie der Winter die Freude aus

seinen Zweigen streift! — Das Toben der Elemente ist für ihre Opfer der Herold ewiger Ruhe, und die, welche mich schreiten hören, schaudern thörichterweise über das Nahen des Friedens. Und Du, zarte Tochter der Elfenkönige, was grämst Du Dich über das Schicksal einer Sterblichen? Weißt Du nicht, daß mit den Jahren die Sorgen kommen, und daß leben trauern heißt? Selig ist die Blume, die im frühen Lenz geknickt, den Wind nicht fühlt, der ihre Blüthen eine um die andere umherstreut und nur den dürren Stengel zurückläßt. Selig sind die, welche ich jung an meine Brust drücke und in den Schlummer lulle, den der Sturm nicht brechen, der Morgen nicht zu Sorge oder Mühe wecken kann. Das Herz, das im Frühling seiner ersten Regungen zur Ruhe ging, das mit seinem letzten Schlag sich dem Aug der Liebe zuwandte und noch nichts wußte von der Möglichkeit, daß es anders werden könne — hat den Wein des Lebens bereits geschlürft und ist nur von den Hefen gerettet. Wie die Mutter das Weinen ihres unruhigen Kindes im Schlaf wiegt, öffne ich meine Arme dem gequälten Geist und mein Schooß wiegt den ruhelosen zur Ruhe.“

---

Die Elfen antworteten nicht, denn ein Schauder und eine Furcht lag über ihnen, und die Gestalt schwebte dahin, und noch lang, wie sie fortschritt durch die Wolkenschleier, hörten sie ihre leise Stimme durch das Brüllen des Sturms singen, wie die Klage des Wassergeistes über das Schiff, das er in Strudel oder Untiefen verlockt hat.“

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Thurmberg. — Sturm auf dem Rhein. — Die Ruinen von Rheinfels. — Fühllosigkeit der Liebe gegen Gefahr. — Das Echo des Lurlei. — St. Goar, Kaub, Gutenfels, Pfalzgrafenstein. — Unendlichkeit des Gemüths in den ersten Einsiedlern. — Gemälde des Rheins bis Bacharach.

Am folgenden Tag, der minder schön als irgend einer,

der bisher vorgekommen war, setzte unsere Gesellschaft ihre Reise fort. Dumpf und schwer zogen die Wolken dahin und ließen die Sonne blos in zerstreuten Zwischenräumen durchbrechen. Die Wanderer fuhren durch die gekrümmte Bucht, welche der Rhein in jener Gegend bildet, und schauten auf die Ruinen von Thurmberg mit den reichen Gärten, die unten die Ufer säumen. Das erste Mal als Trevylyan diese gegen den Himmel aufsteigenden Ruinen gesehen, und das grüne Laub am Fuß des Felsen und das drunter versteckte, ruhige Dörflein, das seine Dächer und den vereinzelten Thurm im Wasser spiegelt, wars mit einer frohen Sommerschaar leicht wandelnder Freunde gewesen, die während der Mittagshitze am Ufer Halt gemacht und über Wein und Früchten Gruppen aus Boccaccio gebildet, Guitarren, Scherz, improvisirte Liebe und lachende Geschichten durch einander geworfen hatten.

Welcher Unterschied in seinen jetzigen Gedanken — im Zweck der Reise — in seinen gegenwärtigen Gefährten! Geräuschlos ist der Tritt der Jahre; wir bemerken, wir achten ihn nicht, bis wir beim Verfolgen einer Bahn, die wir vor langer Zeit gegangen, mit Bestürzung finden, welche tiefe Spur er hinterlassen hat. Einen Schauplatz unserer Jugend wieder besuchen, heißt mit dem Gespenst unseres Selbsts sprechen.

Jetzt eben sammelten sich die Wolken rasch am Himmel und die Reisenden wurden vom ersten Rollen des Donners erschreckt. Plötzlich und schnell kam der Sturm heran und Trevylyan zitterte, als er Gertrudens Gestalt mit den rauhen Schiffsmänteln bedeckte, welche sie mitführten. Das kleine Fahrzeug fing an wild auf den Wellen hin und her zu wiegen. Hoch über ihnen stiegen die gewaltigen, geschleiften Trümmer von Rheinfels auf; der Blitz zuckte durch die geborstenen Kreuzstöcke und zerbrochenen Gewölbe, und erhellte die düstern Bäume, welche, gegen den zürnenden Wind nickend, hie und da die Felsen umkleideten. Schnell kreisten die Wasservögel über den Fluß, tauchten ihr Gefieder in den weißen Schaum und ließen ihr mißtöniges Geschrei ertönen.

Ein Sturm auf dem Rhein hat eine Großartigkeit, die über jede Beschreibung hinausgeht. Die Felsen, das Blättergrün, die Ritterburgen, die allenthalben von den luftigen Höhen aufsteigen, und mit den Stimmen der Verwitterung von manchem frühern Kampf gegen Zeit und Sturm sprechen; die breite, schnelle Strömung des sagenreichen Flusses — Alles steht in Einklang mit dem Streit der Elemente, und wohl wird man fühlen, daß Wer den Rhein blos im Sonnenschein gesehen, von seinem erhabensten Anblick nichts weiß. Von welchen Fehden sind diese Trümmer Zeugen gewesen! Durch die Räubereien der übermüthigen Dränger in diesen Mauern ging der erste Rheinbund — der große Kampf zwischen der neuen Zeit und der alten — der Stadt und dem Schloß — dem Bürger und dem Ritter hervor. Grau und streng boten die Ruinen dem Sturm die Stirnen; — ein Bild des alten Geistes, der sie einst mit bewaffneten Sklaven bemannte, und noch in Trümmern und Verfall gegen die siegreiche Freiheit, der er nicht länger widerstehen kann, Einsprache führt.

Von Trevylyans schützenden Armen umschlossen, das Haupt an seine Brust gelehnt, fühlte Gertrud nichts von dem Sturm als seine Majestät, und Trevylyans Stimme flüsterte ihr aufhellenden Muth ins Ohr. Sie antwortete mit einem Lächeln und einem Seufzer, aber keinem Schmerzensseufzer. In den Zuckungen der Natur vergessen wir unser eigenes gesondertes Daseyn, unsere Absichten, Plane, Besorgnisse; unsere Träume schwinden in ihre Höhlen zurück. Nur Einen Affekt überwältigt der Sturm nicht: die Liebe gesellt ihre Gegenwart der Stimme des tobendsten Gewitters eben so bei, wie dem Geflüster des Mittagwindes. So empfand denn Jene, während sich Beide fest umschlungen hielten, und sie die Angst aus Trevylyans Blick wegzulächeln suchte, eine Sicherheit, ja eine Freude; denn die Gefahr ist selbst dem ängstlichen Frauenherzen angenehm, wenn sich ihm das Gefühl, geliebt zu seyn, durch sie noch stärker eingräbt.

„Noch einen Augenblick und wir sind am Land," flüsterte Trevylyan.

„Ich sehne mich nicht danach," erwiederte Gertrud sanft. Aber noch eh' sie nach St. Goar gelangte, stürzte der Regen in Strömen herab und selbst die dichten Hüllen um der Kranken Körper boten keinen hinlänglichen Schutz gegen denselben. Naß und triefend erreichte sie den Gasthof; aber weder jetzt noch in den nächsten Tagen war sie für den Stoß empfindlich, den ihre abnehmende Gesundheit erlitten.

Das Gewitter dauerte nur wenige Stunden, und nachher brach die Sonne wieder so strahlend hervor, und so einladend sah der Fluß aus, daß man Gertruds angelegenem Wunsch nachgab und die Reise, jedoch in einem geräumigern Fahrzeug, fortsetzte. Man kam an dem eingeengten, gefährlichen Paß des „Gewirres," und dem furchtbaren Strudel „die Bank" vorbei, und am Ufer stieg zur Linken der mächtige Lurleifels, groß und gestaltlos, vor ihrem Blick auf. An diesem Ort ist ein wunderbares Echo; einer von den Schiffleuten stieß in ein Horn, was eine fast schauderhafte Musik hervorrief — so wildlaut und oft wiederhallend war der Ton.

Sofort krümmte sich der Fluß in ein schmales tiefes Bett zwischen zerrissenen Felsen, auf welche die Abendsonne lange, seltsame Schatten warf. Hier hatte der Einsiedler, von dessen heiligem Namen das Städtchen St. Goar den seinigen ableitet, gewohnt und die Religion des Kreuzes gepredigt. „Es lag," bemerkte Vane, „eine gewisse Unendlichkeit des Gemüths in der Bevorzugung jener gänzlichen Einsamkeit, welcher die ersten Enthusiasten unserer Religion sich hingaben. Die abgeschiedene Wüste, der öde Fels, die rauhe Wohnung in einer Höhle, der ewige Verkehr mit dem eigenen Herzen, mit der Natur und den Träumen von Gott: — Alles gibt ein Bild strenger, übermenschlicher Größe. Sagen wir was wir wollen von der Nothwendigkeit und den Reizen des geselligen Lebens, der Mensch, der sich der Menschheit entschlägt, bekommt etwas Großartiges."

„Was Das betrifft," erwiederte Du—e achselzuckend, „so gab es wahrscheinlich sehr guten Wein in der Nachbar-

schaft, und die Augen der Mädchen um Oberwesel herum sind ausgezeichnet blau."

Die Reisenden näherten sich sofort Oberwesel, abermals eine ehmalige Reichsstadt, und erblickten hinter derselben die Ueberreste des Schlosses, von welchem das berühmte Geschlecht von Schomberg, die Ahnenreihe des greisen Helden des Boyne,* stammte. Etwas weiter oben, am entgegengesetzten Ufer, hob sich Schloß Gutenfels über dem geschäftigen Städtchen Kaub.

„Wiederum ein Schauplatz," bemerkte Trevylyan, „der eben so sehr durch Liebe als durch Schlachtenruhm verherrlicht ist, denn das Schloß hat seinen Namen von der schönen Geliebten eines Kaisers ** und von einem Vorsprung des Hügels nach unten gab der große Gustav Adolph Befehl, den Kampf mit den Spaniern zu beginnen."

„Jetzt sieht es friedlich genug aus," erwiederte Vane und zeigte auf das auf dem Strom liegende Floß und die grünen, über eine Uferkrümmung gebeugten Bäume. Jenseits, mitten im Wasser, steht das einsame Schloß Pfalzgrafenstein, das als Gefängniß für angesehenere Verbrecher eine traurige Denkwürdigkeit erhalten hat. Wie viele sehnsüchtige Blicke mögen sich von diesen Fenstern aus nach den rebenbekränzten Hügeln am freien Ufer gewandt haben: wie viel ergrimmte Herzen mögen die tiefen Flüche des Hasses in den Kerkern da unten genährt und nach den Wogen, die an die grauen Wände schlugen, geschmachtet haben, daß sie sich Bahn zu ihnen hereinbrächen und sie in Freiheit setzten! ***

* Boyne heißt ein Fluß in Irland, an welchem der englische König Wilhelm III. den aus Frankreich eingefallenen Jakob II. am 1. Juli 1690 schlug, jedoch dabei den 82jährigen Herzog von Schomberg, einen seiner ausgezeichnetsten Generale, verlor. Die Zahl der Treffen, welchen jener deutsche Held beigewohnt, soll der Zahl seiner Jahre gerade gleich gekommen seyn.
Der Uebersetzer.

** Die Sage von einer schönen Erbgräfin Guda, in welche Kaiser Richard verliebt gewesen, ermangelt des historischen Grundes. Schreibers Handbuch. Der Uebersetzer.

*** Wenn auch in der Pfalz (oder dem „Pfalzgrafenstein") bisweilen Staatsgefangene aufbewahrt wurden, so ist Dies doch,

Hier ist der Rhein, von allen Seiten umgrenzt, zu einem jener scheinbaren Seen eingefesselt, in welche er seine lebendige Strömung so oft umzuwandeln scheint. Während der Durchfahrt glaubt man, das Wasser überfließe leis sein Bett und breche sich einen Weg in die Klüfte des bergigen Ufers. Auf der einen Seite an der Insel Werth, auf der andern an Schloß Stahleck vorüber, gelangten unsere Reisenden nach Bacharach, das mittelalterliche Erinnerungen mit römischen verknüpfend, seinen Namen vom Gott des Weines entnimmt, und, wie Du—e mit eigenthümlichem Nachdruck erklärte, indem er einen großen Kelch des eigenthümlichen Nektars hinabschlang, „diese Ehre vollkommen verdient."

---

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Reise nach Bingen. — Entschuldigungen für die einfachen Begebenheiten in dieser Geschichte. — Lage und Charakter Gertruds. — Gespräch der Liebenden im Tempel. — Widerlegung einer Thatsache. -- Gedanken, veranlaßt durch ein, in den schönsten Umgebungen des Rheins gelegenes Haus für Wahnsinnige.

Am folgenden Tag setzte man die Reise fort und Gertruds Stimmung war ungewöhnlich heiter; die Luft dünkte ihr leichter und sie athmete mit geringerer Anstrengung. Noch einmal kam Hoffnung in Trevylyans Brust, und das Gespräch auf dem hintanzenden Fahrzeug war in keine düstern Farben getaucht. Sobald Gertrudens Gesundheit es erlaubte, war keine Laune so fröhlich, so mild fröhlich, wie die ihrige, und der naive Scherz in ihren Bemerkungen rief ein Lächeln auf Vanes ruhige Lippe und glättete sogar Trevylyans ängstliche Stirn. Was Du—e betrifft, der hin-

so viel dem Unterzeichneten bekannt, eben nicht häufig geschehen, und der Ausdruck, daß das Schloß hierdurch eine traurige Denkwürdigkeit erhalten habe, kaum zu rechtfertigen. Eher knüpft die Sage eine heitere Erinnerung an das Gebäude, indem die Pfalzgräfinnen ehmals ihre Wochenbette daselbst gehalten haben sollen.
Der Uebersetzer.

ter seiner Amtswürde viel von einem lustigen Kameraden hatte, so brach er alle Augenblicke in Bruchstücke französischer Chansons und Trinklieder aus, die er für das Ergebniß der bacharacher Luft erklärte. Unter solcher Unterhaltung gleiteten die Trümmer von Fürstenberg und das wiederhallende Thal von Rheindiebach an ihren Segeln vorüber! sofort auf dem entgegengesetzten Ufer der alte Flecken Lorch (wo der rothe Wein zuerst gepflanzt worden seyn soll), mit dem grünen Werder davor. In seinen mannigfachen Windungen zeigte der Strom Burg um Burg, gleichmäßig zertrümmert und gleichmäßig auf fast unzugänglichen Jähen erbaut. Dann kam die St. Klemenskirche und gegenüber das Dorf Aßmannshausen; die hohe, auf dem äußersten Rand des Berges erbaute Rossel; jetzt der Hattosthurm, durch Southeys Ballade gefeiert; und endlich die alte Stadt Bingen. Hier hielten die Reisenden einige Tage an, um das Rheingau genauer zu besichtigen.

Jedem meiner Leser muß sich von selbst ergeben, daß bei dem gewagten Versuch, an Stellen aus Trevylyans Geschichte wie gegenwärtige, nicht sowohl eine dichterische Erzählung, als einen Abschnitt aus dem wirklichen Leben zu liefern, es sehr schwer hält ein anderes als das allereinfachste und unaufregendste Interesse zu bieten. Wohl hatten für Trevylyan jeder Tag, jede Stunde ihr Ereigniß, aber was sind solche Ereignisse für Andere? Eine Wolke am Himmel, ein Lächeln von Gertruds Lippe war für ihn inhaltvoller, als es die buntesten Scenen einer frühern viel bewegten Laufbahn gewesen; allein die Geschichte des Herzens übersetzt sich nicht leicht in Worte, und die Welt wird immer ungeneigt seyn, in ihrem geschäftigen Treiben einzuhalten, um den Wechsel auf der Wange eines sterbenden Mädchens zu beobachten.

Was will in der unermeßlichen Summe menschlichen Daseyns eine einzige Zahl besagen? Jeder Rasen, den wir treten, ist das Grab eines frühern Wesens; gleichwohl sänftigt es das Herz, ohne es zu entnerven, wenn wir im Leben eines Andern Empfindungen verfolgen, die wir alle einst selbst er-

fahren haben. Denn Wer hätte nicht auf seiner eigenen Bahn durchs Leben einmal all das gewöhnliche Geschäft desselben angehalten und gefühlt, wie die Mannigfaltigkeit der Begegnisse sich gegen ein einziges Tagebuch zärtlicher Regungen umtauschte? Wer hat nicht das Hinwandeln eines Trittes, ihm zu jener Zeit theurer als die ganze Welt, zum einzigen Augenmerk gemacht? Und diese einzige Zahl, so unbedeutend nach der Berechnung anderer Menschen, von welch unschätzbarem Werth war sie für ihn selbst? Wenn wir dergleichen von der Zeit überschattete und hinabgedrückte Erinnerungen in einem Andern wahrnehmen, fühlen wir die wunderbare Heiligkeit des menschlichen Daseyns; wir fühlen, welche Empfindungen ein einziges Wesen hervorzubringen vermag; welch eine Welt von Hoffnungen in èinem einzigen Grab eingescharrt werden kann. Und so halten wir die sanften Quellen jener Humanität in uns lebendig, welche uns mit unserer Gattung verbindet und über die rauhen Bilder und unruhigen Kämpfe der Erde die Färbung einer gemeinsamen Liebe wirft.

Oft liegt auch in der Jahreszeit, worin dergleichen Gedanken sich uns darbieten, ein gewisser Einklang mit den von denselben erweckten Gefühlen. Während ich schreibe, vernehme ich die letzten Seufzer des scheidenden Sommers und dürres, gelbes Laub blickt zwischen dem Grün der Natur hervor. Wenn aber dieses Buch in die Welt eintritt, ist das Jahr durch eine noch tiefer stehende Kette des Verfalls geschritten und die ersten düstern Wahrzeichen des Winters haben in das Gemüth der Menschen jene Trauer geworfen, welche sich leicht mit dem Andenken an Freunde, an Gefühle, die nicht mehr sind, verbindet. Gleich uns selbst bezeichnen die Jahreszeiten ihren Lauf durch etwas Schönes oder Großes, das verloren zurückbleibt. Wie der Wanderer in Palästina Grab um Grab vor sich aufsteigen sieht, als Marksteine seines Wegs und einzige Andeutung der Heiligkeit des Bodens: also wandert die Erinnerung über die heiligsten Stätten ihrer wechselvollen Welt, und verfolgt ihre Spur nur nach Gräbern des Vergangenen.

Gertrud fing nunmehr an den Stoß zu fühlen, den ihre Gesundheit in dem Sturm auf dem Rhein erlitten. Kalte Schauer überliefen sie häufig; ihr Husten ward hohler und ihr Körper zitterte beim leichtesten Lüftchen.

Vane ward ernstlich beunruhigt; es gereute ihn, daß er Gertrudens Wunsch nachgegeben und dem Rhein die Stelle des Arno oder der Tiber zugewiesen. Noch jetzt würd' er über die Alpen nach einem wärmern Himmelsstrich geeilt seyn, hätte Du—e nicht erklärt, die Kranke würde die Reise nicht überleben; und die einzige Möglichkeit einer Herstellung liege für sie in der Ruhe. Indessen hielt Gertrud selbst, in fortwährender Täuschung über ihr Uebel, immer noch fest an dem Glauben der Wiedergenesung, unterstützte immer noch des Vaters Hoffnungen und sänftigte mit heimlich trautem Gespräch über die Zukunft die Angst des Verlobten. Der Leser erinnert sich vielleicht, daß die rührendste Stelle in den Tragödien der Alten, der herzergreifendste Abschnitt des herzergreifendsten aller menschlichen Dichter die bittende Rede Iphigenia's ist, in welcher sie, um Fristung ihres Lebens flehend, ein so zartes Gemälde von dessen Unschuld und Schönheit gibt * — und Gertrud glich dem Gebild des Griechen

* Euripides, Iphigenie in Aulis, Akt 5. Sc. 3.
Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felsen mir
Zu folgen zwingen und durch meine Rede
Der Menschen Herzen, wie ich wollte, schmelzen,
Jetzt würd' ich diese Kunst zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunst sind Thränen,
Die hab ich und die will ich geben! Sieh,
Statt eines Zweigs der Flehenden leg ich
Mich selbst zu Deinen Füßen: Tödte mich
Nicht in der Blüthe! Diese Sonne ist
So lieblich: Zwinge mich nicht, vor der Zeit
Zu sehen was hier unten ist! Ich wars,
Die Dich zum erstenmale Vater nannte,
Die Erste, die Du Kind genannt, die Erste,
Die auf dem väterlichen Schooße spielte,
Und Küsse gab und Küsse Dir entlockte.
Da sagtest Du zu mir: „mein Töchterchen,
Werd' ich Dich wohl, wie's Deiner Herkunft ziemt,
Im Hause eines glücklichen Gemahls

darin, daß sie am Rand des Grabes die ganze Blüthe, Glut und Lieblichkeit des Lebens fühlte. Ihre Jugend füllten Hoffnung und vielfarbige Träume; sie liebte, und noch lag für sie der Morgenhauch auf der unentzauberten Erde. Der Himmel war für sie nicht der gemeine Himmel; die Welle hatte eine eigenthümliche Musik für ihr Ohr und das flüsternde Laub eine Anmuth, die Niemand, dessen Herz nicht in der Liebe und dem Sinn für das Schöne sich badet, durchzuhören vermochte. Und so erkannte dann auch Trevylyan in spätern Jahren mit tiefer Dankbarkeit an, daß sie so wenig von ihrer Gefahr vorausempfunden; daß die Natur für sie kein Grabesdunkel angenommen; daß, nach dem

Einst glücklich und gesegnet sehen?" — und ich,
An diese Wangen angedrückt, die flehend
Jetzt meine Hände nur berühren, sprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit süßem Gastrecht ehren,
Und meiner Jugend sorgenvolle Pflege
Dem Greis mit schöner Dankbarkeit belohnen?"
So sprachen wir. Ich habs recht gut behalten.
Du hasts vergessen, Du, und willst mich tödten.
O nein! bei Pelops, Deinem Ahnherrn! nein
Bei Deinem Vater Atreus, und bei ihr,
Die mich mit Schmerzen Dir gebar und nun
Aufs Neue diese Schmerzen um mich leidet!
— — — — — — — —
O gönne mir Dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung.
Daß ich ein Denkmal Deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm mein Bruder,
(der kleine Orestes)
Kannst Du auch wenig thun für Deine Liebe,
Hinknieen und weinen kannst Du doch. Er soll
Die Schwester nicht ums Leben bringen, sag' ihm.
Sieh da! auch Kinder fühlen Jammer noch!
Sieh, eine stumme Bitte richtet er
An Dich — laß Dich erweichen! laß mich leben!
An Deinen Wangen flehen wir Dich an,
Zwei Deiner Lieben, Der unmündig noch,
Ich eben kaum erwachsen! Soll ich Dirs
In Ein herzrührend Wort zusammenfassen?
Nichts Süßres gibt es, als der Sonne Licht
Zu schaun. Niemand verlanget nach da unten.
Nach Schillers Uebersetzung.

griechischen Ausdruck, „der Tod sie schlafend unter Blumen fand.“

Nach wenigen Tagen trat eine jener in Gertrudens Krankheit so häufigen Umkehrungen ein; Jugend und Freude verbündeten sich gegen die eindringende Tyrannin und während der nächsten vierzehn Tage schien die Leidende noch einmal innerhalb der Hoffnungsgrenzen. Während dieser Zeit machten die Wanderer verschiedene Ausflüge ins Rheingau, und endigten ihre Reise im alten Heidelberg.

Nachdem sie eines Morgens auf einer dieser Exkursionen das Gehölz des Niederwalds durchstreift, gewannen sie jenen kleinen, feenhaften Tempel, der leicht an der Stirn des Berges hangend, eine der schönsten Aussichten auf Erden beherrscht. Neben einander sitzend schauten die Liebenden hier auf die schöne Welt unter sich hinab. Fern, zur Linken, lagen die glücklichen Inseln in der Umarmung des Rheins, der sich durch die niedern, gekrümmten Anger in der Umgebung von Niederingelheim und Mainz hinwindet. Weit herüberschimmernd ergoß sich die Nah, vorüber am Mäusethurm und den das alterthümliche Bingen krönenden Trümmern des Klopp, in den Hauptstrom. Dort erhoben sich zu beiden Seiten der Stadt der Rochus- und der Rupertsberg, letzterer mit einer alten, trüb in der Sonne stehenden Klosterruine.* Aber näher, unterhalb des Tempels, gähnte, im Gegensatz mit allen andern Zügen der Landschaft, ein dunkler, zerrissener Schlund herauf, umgürtet von hohen Ulmen und verwitternden Burgen, ein eigentliches Bild des Abgrundes der Zeit — schwarz und ankerlos unter Trümmern und Verödung.

„Oft denk' ich,“ sagte Gertrud, „wenn wir vor Gegenden wie diese hier beisammen sitzen, und der wirklichen Welt entrückt, nur den Zauber sehen, welchen die Ferne dem Anblick leiht, — oft denk' ich dann, welche Wonne es dereinst seyn werde, uns diese Stunden zurückzurufen. Würdest Du mich je weniger lieben, so brauchte ich Dir blos zuzuflüstern:

* Jetzt ist an der Stelle dieser Ruine ein Gebäude für die preußische Mauth aufgeführt. Der Uebersetzer.

„der Rhein!" Werden dann nicht alle Empfindungen zurückkehren, die Du jetzt für mich hast?"

„Ach, es wird nie eine Veranlassung geben, meine Liebe für Dich zurückzurufen; sie kann nie abnehmen."

„Was für ein wunderbares Ding ist das Leben!" rief Gertrud; „wie unzusammenhängend, wie flüchtig scheinen alle einzelne Theile desselben. Steht diese süße Ruhe von den Mühen, von den gewöhnlichen Sorgen des Daseyns in irgend einer Gemeinschaft mit Deiner bisherigen — Deiner künftigen Laufbahn? Du wirst in die große Welt treten; in wenigen Jahren werden Dir dergleichen Augenblicke der Muße und des stillen Sinnens versagt seyn; das handelnde Leben, das Du liebst und suchst, ist ein eifersüchtiger Wirkungskreis; es gestattet keine Abschweifungen, keine Rast. Solche Momente werden Dir dann nur wie jene Inseln, jene glänzenden Nägel auf dem Band des Rheins, erscheinen: — der Strom zögert einen Augenblick vor ihnen und eilt dann in seiner raschen Bahn dahin; sie bringen Abwechselung, aber nicht Unterbrechung in den Lauf der Fluthen.

„Du bist schwärmerisch, meine Gertrud, aber Dein Gleichniß könnte wahrer seyn! Vergleiche diese Ufer lieber unserem Leben, und den Strom dem einzigen Gedanken, der ewig zwischen beiden hinfließt, beide mit unsterblicher Frische segnend."

Gertrud lächelte, und als Trevylyans Arm sie sofort umschlang, neigte sie das schöne Antlitz an seine Brust und er bedeckte es mit Küssen; ihr aber war's in diesem Moment als hätte, selbst wenn der Tod über sie hingegangen wäre, diese Umarmung sie wieder ins Leben zurückrufen müssen.

Die Reise nach Mainz setzten sie theils zu Land, theils auf dem Fluß fort. Als sie eines Tages auf der Rückkehr von den rebenbekränzten Hügeln des Johannisbergs, des Beherrschers des ganzen Rheingaus, des schönsten Thals der Welt, zu Wasser nach dem Städtchen Ellfeld fuhren, bemerkte Gertrud:

„Dein Lieblingsdichter hat einen von Dir oft wiederholten Gedanken, den ich gleichwohl nicht für richtig halten kann:

„In der Natur liegt keine Trauer."

Mir scheint es, eine gewisse Trauer sey unzertrennlich von der Schönheit. Am sonnigsten Mittag zieht sich ein Gefühl von Einsamkeit und Stille durch die Natur, und haucht uns aus der Glorie des Lebens heraus mit einem träumerischen, zarten Schmerz an. Woher das?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Trevylyan gramvoll; „aber ich gestehe, daß Du Recht hast."

„Es ist," fuhr die dichterische Gertrud fort, „als spräche der Weltgeist zu uns aus dem Schweigen, und erfüllte uns mit der Empfindung unserer Sterblichkeit; ein Flüstern der in der Natur liegenden Religion, welche die Erde stets mit Mahnungen an den Himmel zu verbinden sucht. Ach, was wäre selbst die Liebe ohne einen Himmel! eine ewige Angst vor der Trennung, die einst kommen muß! Wenn," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, und ein Schatten lagerte sich auf ihr junges Antlitz, — „wenn es wahr ist, Albert, daß ich Dich verlassen soll ....."

„Es ist nicht möglich — nicht möglich!" rief Trevylyan wild. „Sey still, sey still, ich flehe darum."

„Sehen Sie," bemerkte Du—e, zu rechter Zeit das Gespräch der Liebenden unterbrechend, „auf jenem Hügel dort zur Linken ist eine ehemalige Abtei zum Zufluchtsort des Wahnsinns geworden!* Sieht er nicht wie ein ruhiger, heiterer Aufenthalt für die entfesselten, irren Gemüther aus, die ihn bewohnen? Welch Geheimniß in unserem Mechanismus diese seltsamen, verwilderten Phantasien, die an die Stelle unserer festen Vernunft treten! welche Leere predigen sie unserer menschlichen Schwäche!"

Wirklich verleitet es zu einem dunkeln, eigenthümlichen Zug der Gedanken, wenn wir mitten unter diesen lieblichen Gegenden plötzlich auf die einsame Wohnung Derer stoßen, deren Augen die Natur vielleicht umsonst anlächelt! Oder ist sie für dieselben ein Blendwerk? Sie sehen auf den breiten Rhein mit seinen ruhigen Inseln hinab; geben ihre wilden Täuschungen dem Strom etwa einen andern Na-

* Die Abtei Eberbach. Der Uebersetzer.

men, bevölkern sie die Thäler mit Gestalten, wie keine leben? Strahlt der zerbrochene Spiegel in ihrem Innern das Angesicht der Wirklichkeit zurück, ohne Schatten und Formen in wildem Durcheinander — Truggebilde der Träume eines Kranken? Doch vielleicht macht ein einziges, in der allgemeinen Zertrümmerung des Gehirns unversehrt gebliebenes Andenken den schönen Rhein noch schöner, als er fürs gewöhnliche Auge ist; sänftigt den Strom mit den Farben hingeschiedener Liebe, und läßt das sie bewahrende Herz über die rebenbekränzten Hügel mit Wesen hinwandeln, die nicht mehr sind! Hier sitzt vielleicht der selbsterschaffene Herrscher auf seinem Thron und sieht die Schiffe für seine Flotte, die Wogen und Thäler für sein Gebiet an. Dort sieht der Schwärmer, vom Licht irgend einer Phantasiereligion verbrannt, Engelgestalten und findet in den Wolken um die sinkende Sonne her den Sitz Gottes. Dort beschwört das Opfer treuloser oder untergegangener Liebe, mächtiger als die alten Magier, die Todten herauf oder ruft die Ungetreuen durch den Zaubertrank unsterblicher Imagination zurück. Ach glücklich bist du, beschwingte Macht der Bildungskraft in uns! — Besiegerin jeden Grams — Erhellerin jeder Verzweiflung! Du nimmst uns von der Welt hinweg, wenn uns die Vernunft nicht länger an dieselbe zu fesseln vermag, und gibst dem Wahnsinnigen die Begeisterung und den Trost des Dichters! Du, Mutter der reineren Liebe, bleibst wie die Liebe bei uns, sogar wenn wir selbst uns verlassen, und beleuchtest die zertrümmerten Gemächer des Herzens mit der Glorie, die aus der Ruine ein Heiligthum schafft.

---

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ellfeld. — Mainz. — Heidelberg. — Ein Gespräch zwischen Vane und dem deutschen Studenten. — Ruinen des Heidelberger Schlosses und deren einsamer Bewohner.

Es war jetzt voller Mittag; leichte Wölkchen zogen sich gegen das jenseitige Rheinufer, aber über den gothischen

Thürmen von Ellfeld breitete sich der Himmel blau und klar aus; mit sonnigem Wogenschlag tanzte der Strom neben den alten Mauern hin, und ganz in der Nähe gab ein mit Reisenden vollgedrängtes und von lauten Stimmen ertönendes Schiff dem Schauplatz ein heiteres Leben. Vom entgegengesetzten Gestad strichen die Hügel an den fernen Horizont hinüber, und ein kleiner Nachen mitten im Wasser brach den einsamen Glanz der Mittagsstille.

Das Städtchen Ellfeld wurde von Otto dem Ersten an die Kirche von Mainz geschenkt; nicht weit davon ist der klare Quell, welcher der köstlichen markebrunner Rebe seinen Namen gibt.

„Ah!" rief Du—e, „ohne Zweifel wußten sich die guten Bischöfe von Mainz diese Nachbarschaft gar wohl zu Nutze zu machen!"

Die Reisenden hielten sich einen Augenblick in der Stadt auf, und besuchten die Ruinen von Scharfenstein. Sofort kamen sie, den Fluß weiter hinauf, an Walluf vorüber, der Pforte des Rheingaus, und an dem üppigen Garten von Schierstein; und gelangten, nachdem sie am Schloß des Herzogs von Nassau und zwei langen schmalen Rheininseln vorbeigesegelt, nach Mainz, eben als die Sonne ihre letzten Strahlen auf das Wasser warf, den stolzen Thurm der Kathedrale vergoldete und die Nebel durchbrach, die sich im Hintergrund über den Felsen des Rheingaus zu sammeln begannen.

Ewig denkwürdiges Mainz! — gleich denkwürdig für die Freiheit und für die Poesie! — Wie oft erklangen in diesen Mauern die Töne des Minnesängers zum Lob der Frauen, und wie oft bebte an diesem Fluß das Herz des Mädchens beim Dichterlied. Wiederum in diesen Mauern schlug der kühne Walpode seinen großen Entwurf einer Hansa zuerst vor; und vor Allem, erlauchtes Mainz, kannst Du die Erfindung des mächtigsten Hebels des menschlichen Geistes, des großen Gleichners der Gewalten, des Demiurgs der moralischen Welt — der Presse in Anspruch nehmen! Auch lebte hier der verläumdete Held des größten Dramas des modernen Geistes, der mährchenhafte Faust, der, in seiner Person das

Schicksal seiner Nachfolger in der Lichtverbreitung voraus-verkündend, wegen seiner Weisheit für ein Ungeheuer gehalten und zum Lohn der Wohlthaten, die er den Menschen erwiesen, zu den Höllenqualen verdammt ward.

In Mainz hörte Gertrud so viel und so wiederholt von Heidelberg, daß sie begierig ward, diese bezaubernde Stadt zu besuchen, und da Du—e die Heidelberger Luft für reiner und kräftigender erachtete, als diejenige von Mainz, so beschloß man dort einen längern Aufenthalt zu nehmen. Ach, es war der Ort, der die kurze, schwermüthige Pilgerfahrt enden und für Trevylyans Herz der heiligste Fleck werden sollte, den die Erde enthält — die Kaaba der Welt! Gertrud aber, ihres Verhängnisses unkundig, unterhielt sich im schnell dahin rollenden Gefährt froh mit den Begleitern, und berührte, stets erregbar für jeden neuen Eindruck, mit ihrer bezeichnenden Lebhaftigkeit Alles, was man auf der bisherigen Reise gesehen. In den Bemerkungen eines Wesens, dem die Welt noch neu ist, während wir selbst ihrer alltäglichen Ansichten und Töne etwas überdrüssig geworden, liegt ein großer Zauber; wir hören aus jener Frische heraus eine Stimme unserer eigenen Jugend.

Im vielbesuchten Thal des Neckars, des krystallhellsten aller Flüsse * steht die Stadt Heidelberg. Schon sammelten sich die Abendschatten über ihr, als der schwere Reisewagen durch die alten Straßen rasselte, und erst am folgenden Tag ward Gertrud die über jeder Vergleichung stehenden Schönheiten recht gewahr, welche den Ort umgeben.

Vane, der früh aufzustehen pflegte, ging des Morgens allein aus, um Einsicht von der Stadt zu nehmen. Indem er den Petersthurm betrachtete, hörte er sich plötzlich beim

* Einleitung S. 16:

Gepränglos ist was ich erzähl' und nimmer
Würd' es das Ohr gemeinerm Erdenton
Entlocken, lieh' die helle Phantasie
Nicht ihre Regenbogenbilder, gäbe
Des Ideales Färbung der Geschichte.

Erinnerung für die Umwohner des Neckars vom Uebersetzer.

Namen rufen. Er wandte sich um und erblickte den deutschen Studenten, den sie in den Taunusbergen getroffen, an seiner Seite.

„Sie haben sehr wohl gethan, mein Herr, hieher zu kommen," rief der Student; „ich hoffe, unsre Stadt wird nicht hinter Ihren Erwartungen zurückbleiben!"

Vane erwiederte mit Höflichkeit; der Deutsche bot sich ihm zum Begleiter auf seinem Spaziergang an, und so fiel denn das Gespräch natürlich auf das Universitätsleben, und die gewöhnliche Erziehung des deutschen Volkes.

„Es ist wunderlich," bemerkte der Student, „daß die Menschen ewig neue Erziehungssysteme erfinden, und doch bei den alten verharren. Wie viele Jahre ist es schon her, daß Fichte in Pestalozzi's System die Wiedergeburt des deutschen Volks verkündet hat! Was war die Folge? Wir bewundern — wir loben, und stolpern in eben dem Weg fort, welchen Pestalozzi als irrig nachweist. Gewiß," fuhr der Student fort, „muß eine Unterrichtsmethode, bei welcher Geist die Ausnahme, Stumpfsinn das gewöhnliche Ergebniß ist, an irgend einem Grundgebrechen leiden. Vollends auf unsern deutschen Hochschulen beweist Alles, daß Erziehung ohne entsprechende Institutionen wenig zur allgemeinen Charakterbildung hilft. Die jungen Leute stehen, so lange sie die Hörsäle besuchen, gegen einander auf einem Fuß der vollkommensten Gleichheit; sie sind kühn, romantisch, bis zum Wahnsinn für die Freiheit begeistert. Sie verlassen die Universität; keine politische Laufbahn fördert die dort angenommene Geistesrichtung weiter! sie tauchen in Dunkelheit unter, leben zerstreut und vereinzelt, und der von seinem Schiller trunkene Student sinkt zum passiven Geistlichen oder schläfrigen Landjunker herab. Seine Universitätslaufbahn, weit entfernt ein Vorbild seines künftigen Lebens zu seyn, ist gerad der Gegensatz desselben; er wird auf einem Feld erzogen, um auf einem ganz entgegengesetzten fortzuwandeln. Dies halte ich für das allgemeine Gebrechen der Erziehung in allen Ländern. Man faßt dieselbe als ein Etwas auf, womit es in einem gewissen Alter ein Ende nehme. Man

macht sie nicht zu einem Theil der fortwährenden Lebensgeschichte, sondern zu einem Abstecher von derselben."

„Sie sind in England gewesen?" fragte Vane.

„Ja; ich habe es beinah ganz zu Fuß durchwandert. Ich war damals arm, und in der Einbildung, als bestände zwischen allen wissenschaftlich gebildeten Männern eine Art Freimaurerbund, fragte ich in jeder Stadt nach den Gelehrten und bat sie, als etwas ganz Natürliches, um Geld."

Vane lachte beinah laut über die Schlichtheit und naive Unkunde der Herabwürdigung, womit der Student sich selbst als einen öffentlichen Bettler hinstellte.

„Und was war in der Regel Ihr Erfolg?"

„In den meisten Fällen ward ich mit den Fußblöcken bedroht, und zweimal ward ich vom Friedensrichter der Dorfpolizei überantwortet, um nach einem mystischen Mekka gebracht zu werden, das man Pfarrgemeinde zu nennen beliebte. Wirklich," fuhr der Deutsche mit vieler Gutmüthigkeit fort, „es war zum Erbarmen, in einer großen Nation so viel Werth auf ein so elendes Ding, wie das Geld, gelegt zu sehen. — Was mich aber höchlich in Erstaunen setzte, war der Ton Ihrer Poesie. Als Hauptcharakter derselben bezeichnet uns Frau von Staël, die vielleicht so viel von England wußte als von Deutschland, das Chevalereske; allein mit Ausnahme Scotts, der, beiläufig gesagt, kein Engländer ist, fand ich keinen chevaleresken Dichter bei Ihnen."

„Unter uns gesagt," sprach der Student weiter, „glaub' ich übrigens, daß auf unserer gegenwärtigen Civilisationsstufe in der Ansicht des größern Publikums über den Werth poetischer Werke ein noch unerörtertes Mißverständniß vorwalte. Noch immer gereicht die Poesie zur Lust, aber nicht mehr zur Lehre. Eine aus dem Herzen hervorkommende Prosa erleuchtet, belehrt, erhebt weit mehr. Ihre philosophischen Dichter würden, wenn man sie in Prosa übersetzte, sehr alltäglich werden. Der scheinbar so tiefe Childe Harold verdankt seine Tiefe zuletzt nur seiner Sprache; in der That enthält er nichts Neues als den Mechanismus seiner Diktion. Nicht in Verse lassen sich die läuternden, tiefsinnigen Ge-

danken bringen, für welche ein großer prosaischer Schriftsteller Gestalt und Ausdruck findet; ewig verkrüppelt sie der Reim; dieser paßt für die allgemeinen, jetzt abgedroschen gewordenen Grundwahrheiten der Menschennatur, nicht für die feinen philosophirenden Folgerungen, die aus denselben abgezogen werden. So ist, so parador es auch auf den ersten Blick scheinen mag, das Alltägliche eher das Element der Poesie als der Prosa. In diesem Gefühl schrieb Schiller die tiefste der neuern Tragödien, seinen Fiesko, in Prosa."

Eine solche Ansicht entzückte Vane, der nichts von einem Dichter an sich hatte, und mit einer Zuvorkommenheit, die ihn beim zweiten Zusammentreffen mit neuen Bekannten sonst selten anwandelte, lud er den Studenten zum Frühstück im Gasthof ein.

Nachdem dieses eingenommen war, zog unsre Gesellschaft durch die Stadt nach dem wundervollen Schloß, das die Hauptzierde Heidelbergs bildet, und die edelste Trümmer deutscher Größe ist.

Und als sie jetzt, noch vor Ersteigung der Höhe, anhielten, blickte die prachtvolle Ruine, umgürtet von ihren massiven Mauern und frei hervorspringenden Terrassen, an welche sich von Stelle zu Stelle das zwergartige, bunte Laub schmiegte, finster auf sie nieder. Im Hintergrund hob sich der gewaltige Berg hoch empor, bis zum äußersten Gipfel mit dunkeln Bäumen bedeckt, in seinem geheimnißvollen Schoß die Schattengestalten der Mährchenwelt verschließend. Aber gegen die Ruinen zu, auf dem steilen Abhang, mag man einige zerstreute Schafe wahrnehmen, wie sie in dünnen Gruppen sich gegen den unterbrochenen Boden hervorheben. In der Höhe, über dem Bollwerk, steigt verödet und mächtig das Schloß der Kurfürsten von der Pfalz empor. Auf seinen geborstenen Mauern kann man die Spuren des Blitzes verfolgen, der seine alte Pracht zerstörte, aber im gewaltigen Umfang der Masse immer noch ein passendes Denkmal an die Zeit Karls des Großen zurückließ. * In der Ferne unten

* Für Deutsche braucht es kaum der Nachweisung, daß der Verfasser sich hier in einem doppelten Irrthum befinde. Schon ur-

dehnte sich die Ebene weit und geräumig aus, bis endlich der umschattete Fluß, mit einem einsamen Segel auf seinem Schoos, das schwermüthige Bild der Erde dem herbstlichen Himmel verband.

„Seht," sagte Vane und zeigte auf zwei Landleute in ihrer Nähe, die unbewußt der Erinnerungen, die der Ort einflößt, über Angelegenheiten ihres kleinen Handels sprachen; „seht! nach Allem, was man für Menschengröße schon gesagt und gethan, bleibt sie doch immer nur die Größe einiger Wenigen. Jahrhunderte vergehen und lassen die arme Heerde, die Masse der Menschen, ewig als die nämliche zurück — als Holzhauer und Wasserträger. Die Pracht der Fürsten hat ihre Ebbe und Fluth; aber der Landmann verkauft sein Obst dem Fremdling in den Ruinen so wohlgemuth, als dem Kaiser in seinem Palast."

„Wird es immer so seyn?" fragte der Student.

„Laßt uns für einen dauernden Ruhm das Gegentheil hoffen," erwiederte Trevylyan. „Hätte ein Volk jenen Palast erbaut, sein Glanz wäre nie erloschen."

Vane zuckte die Achseln und Du—e nahm eine Prise.

Der ganze Eindruck jedoch, welchen das Schloß in einiger Entfernung hervorbringt, ist noch nichts gegen den Standpunkt innerhalb des gewaltigen Umkreises, wo man die Baukunst aller Jahrhunderte zu einer mächtiger Trümmer ver-

sprünglich stammte dasjenige Schloß, dessen Ueberbleibsel die jetzigen Ruinen sind, aus einer viel spätern Zeit, als das Jahrhundert Karls des Großen, geschweige, daß die Hauptmasse der gegenwärtigen Reste bis in jene Periode hinaufreichte. Höchstens, daß vielleicht einige Säulen, die Kurfürst Philipp der Aufrichtige aus dem Palast Karls des Großen in Niederingelheim nach Heidelberg bringen ließ, noch jetzt unter den Ruinen vorhanden seyn mögen. — Sodann war es bekanntlich nicht der Blitz, sondern der französische General Melac, welcher, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, dem Schloß seine nunmehrige Gestalt gab. — Die Zerstörung durch einen in das Pulvermagazin gefallenen Blitz, deren der Verfasser weiter unten noch ausführlicher gedenkt, kam im Jahr 1537 vor, traf jedoch das obere Schloß, von welchem nur noch einige Steinhaufen übrig sind, und erfolgte nicht während einer Belagerung, sondern im Frieden. Vergl.: „Heidelberg und seine Umgebungen von A. Schreiber." Der Uebersetzer.

bunden sieht. Die reichen Farben des Gemäuers, die prunkenden Façaden, jede Art von Bauwesen, welches der Mensch je für den Krieg oder für die Behaglichkeit erschuf, trifft man hier mit dem gemeinsamen Ausdruck — der Ruine! Das mittelalterliche Bollwerk, der gähnende Graben, der rauhe Thurm, der prächtige Bogen, die Stärke einer Festung, die Herrlichkeit eines Palastes — Alles zusammen berührt die Seele, wie die Geschichte eines untergegangenen Reichs in all seinen Epochen.

„Einen wunderlichen Bewohner haben diese Ruinen," bemerkte der Student; „einen einsamen Maler, der schon seit einigen und zwanzig Jahren hier wohnt, blos seine Kunst zur Gefährtin. Kein Gemach als das, welches er inne hat, ist von einem menschlichen Wesen eingenommen."

„Welche poetische Existenz!" rief Gertrud, entzückt über eine so deutungsvolle Einsamkeit.

„Mag seyn;" entgegnete der grausame Vane, stets bemüht, jede Illusion zu zerstören; „wahrscheinlicher aber noch hat die Gewohnheit für ihn all Das getödtet, was uns mit Schauern überwältigt, und vielleicht wandelt er unter diesen Ueberresten eher mit dem Bestreben umher, irgend ein rohes Stück einer Antiquität wegzubekommen, als daß er seine Einbildungskraft mit den dämmernden Sagen nährte, welche die Trümmer mit einer so erhabenen Poesie umkleiden."

„Ihre Vermuthung, mein Herr, hat etwas Wahres," erwiederte der Deutsche; — „übrigens ist der Maler ein Franzose."

Zu der eigenthümlichen Schwermuth und Hoheit der Heidelberger Ruinen, in welchen die gewaltige Kraft einen auffallenden Gegensatz zu der gänzlichen Verwüstung bildet, trägt auch das sich hier aufdrängende Gefühl des Fatums bei. Zweimal wurden sie vom Blitz getroffen und sind das Wrack der Elemente, nicht der Menschen. Während der großen Belagerung soll das Wetter zufällig in das Pulvermagazin geschlagen haben.

Welch ein Feld für ein großes, auf die Phantasie berechnetes Werk! Welch Beispiel des spottenden Zorns der

Natur im winzigen Streit der Menschen. Ein Streich des „rothen Arms“ über uns zermalmt den Triumph von Jahrhunderten und höhnt die Macht der Belagerer und den Muth der Belagerten.

Den ganzen Tag verbrachten sie unter den gewaltigen Trümmern, und als sie nach ihrem Gasthof hinunter stiegen, war ihnen, als hätten sie die Höhlen eines mächtigen Grabs verlassen.

---

## Dreißigstes Kapitel.

Kein Theil der Welt ist wirklich einsam. — Elfenlied. — Die heilige Stätte. — Die Windhexe. — Zauber und Amt der Elfen.

Doch an welchem Fleck der Welt herrscht je gänzliche Einsamkeit? Die Eitelkeit des Menschen nimmt an, seine Abwesenheit mache einen Ort einsam. Wer aber kann sagen, welche Millionen geistiger Geschöpfe unsichtbar über die scheinbar verödetsten Orte hinschweben? Oder kennen wir unsern eigenen Organismus so genau, daß wir Wesen, welche wir nicht wahrzunehmen vermögen, die Möglichkeit des Lebens und der Beweglichkeit absprechen dürften?

Beim Mondlicht hörten die düstern Schatten, die Nachts durch die verwitterten Hallen des Heidelberger Schlosses und die dunkeln Höhlen seines Bergs schweifen, folgenden Gesang im großen Hof am Rand des zersprengten, mit Weiden übergrünten Bassins:

Aus Wäldern und aus der grünenden Schlucht,
Die wild der Quendel durchwebt,
Von den Flüssen, auf derer kräuselnder Flucht,
Das küssende Mondlicht bebt;

Wenn aus der Berghöhle blickt der Gnom,
Und der Erlkönig aus dem Duft,
Und die Nixe aus ihrem klagenden Strom —
Enthuschen wir still in die Luft.

Es lächelt der Wogen Rebengeleit,
Und die Schlösser des ragenden Lands:
Sie träumen zurück die vergangene Zeit
Und nicken auf unseren Tanz!
Ja Tanz!

Leicht tanzen wir durch die Gemächer fort,
Den Boden betreten wir kaum;
Doch siehe, da hat ein einziges Wort
Die Eule verscheucht von dem Baum,
Und den Koboldgeist!
Ha! Ha! wir haben mit Einem Wort
Die Alte verscheucht von dem Baum,
Und den Koboldgeist!

„Sie kommen nicht," sagte Pipali, „und doch ist das Banket bereit und die arme Königin wird froh seyn, einige Erfrischungen zu erhalten."

„Welcher Jammer! alle Rosenblätter werden überkocht werden!" rief Schnipp.

„Laßt uns unsere Lust mit dem alten Maler haben!" schrie Tripp und sprang über die Ruinen.

„Recht gesagt!" riefen Pipali und Schnipp. Und alle drei, den Großschatzmeister, entsetzt über solche Leichtfertigkeit, zurücklassend, huschten in des Malers Zimmer. Indem wir ihnen erlauben, die Dinte auf das Papier ihres Opfers umzuwerfen, seine Pinsel zu zerbrechen, seine Farben zu vermengen, seine Nachtmütze zu verlegen, in Gestalt einer großen Fledermaus gegen sein Gesicht anzuschwirren, bis der erstaunte Franzmann zu glauben anfing, die sonst so nachdenklichen Kobolde des Ortes seyen von einer Geisteskrankheit befallen worden, — eilen wir auf ein grünes Plätzchen, nur wenig entfernt von der Stadt, im Neckarthal, am Ufer des silbernen Flusses. Es war, die vom Wasser begrenzte Seite ausgenommen, rund um von dunkeln Bäumen eingehegt. Wilde Blumen sproßten in verschwenderischer Fülle von dem noch weichen und auffallend grünen Rasen. Dort beschrieb der deutsche Elfe einen Kreis rund um den Fleck und sprach seinen Zauber. Und Silpelit saß gramvoll in der Mitte, bedeckte ihr Antlitz, das niedergebeugt war, wie das Haupt einer Wasserlilie, und weinte krystallhelle Thränen.

Da kam ein hohles Gemurmel durch die Bäume und ein Rauschen wie von einem mächtigen Wind, und eine dunkle Gestalt trat aus den Schatten und näherte sich dem Ort.

Das Gesicht war runzlig und alt und stieß durch ein böswilliges und übles Ansehen zurück. Den dürren, gewaltigen Leib stützte ein Stab, und ein kurzer, grauer Mantel deckte die gekrümmten Schultern.

„Geschöpfe des Mondstrahls," sprach die Gestalt mit kreischender, gespensterhafter Stimme, „was wollt Ihr hier und warum feyet Ihr diesen Fleck gegen meinen und der Meinigen Tritt?"

„Dunkle Zauberin des Mehlthaus und Sturms," erwiederte der Elfe, „Du, die das Kraut in der zarten Jugend abknickt und das Herz der weichen Knospe abzehrt: sieh, es ist nur ein kleines Plätzchen, das die Elfen von Deinem Erbe in Anspruch nehmen, und worauf sie in Frost und Hitze das Gras grün und die Luft in ihren Seufzern sanft erhalten wollen."

„Und warum, o Bewohner der Erdklüfte, willst Du diesen Fleck vor dem Fluch der Jahreszeiten bewahren?"

„Wir wissen durch unsern Instinkt," antwortete der Elfe, „daß dieser Fleck das Grab von Einer werden wird, welche die Elfen lieben. Hieher werden wir durch unsern unbemerkten Einfluß ihren Schritt leiten, so lang sie noch lebt, und im Hinschauen auf diesen Ort wird Wunsch nach Ruhe und Ergebung in den Tod ihre Seele beschleichen. Sieh durch das Weltganze alle Wesen mit einander im Krieg, den Löwen mit dem Lamm, die Schlange mit dem Vogel, ja das zarteste Vögelchen selbst mit der Motte der Luft oder dem Wurm der niedern Erde. Was also ist für Menschen und den Menschen überragende Geister so lieblich und heilig, als ein Wesen, das keinem andern ein Leid thut? Was so schön als Unschuld? was so traurig, als deren vorzeitiges Grab? Und sollte solch Grab nicht heilig seyn? soll es nicht unter unserer besonderen Obhut stehen? Sollen wir nicht darüber klagen, wie über das Hinschwinden eines schönen Wunders in der Natur, zu zart für die Dauer, zu selten, um vergessen zu werden?"

„Darum, o furchtbare Weckerin des Sturms, möchten die Elfen dieses Plätzchen heiligen; darum möchten sie von

seinem ruhigen Rasen die wandernde Eule und die bösen Kinder der Nacht wegzaubern. Hieher soll weder die übelkündende Eule, noch die Fledermaus, noch der unreine Wurm kommen. Und Du sollst weder Willen noch Macht haben, die Blüthen des Lenzes zu knicken, oder das grüne Kraut des Sommers zu sengen. Ist es nicht dunkle Mutter der bösen Winde, ist es nicht unser unvordenkliches Amt, das Grab der Unschuld zu warten und die Blumen um die Ruhestätte jungfräulicher Liebe frisch zu erhalten?"

Da zog die Hexe ihren Mantel um und murmelte für sich hin. Und ohne weitere Antwort wandte sie sich nach den Bäumen und verschwand, indem der Hauch des Ostwinds, der sie als Gefährte begleitet, das trauernde Laub ihrem Pfad entlang streute!

---

## Einunddreißigstes Kapitel.

Gertrud und Trevylyan, als Erstere von dem Gefühl des herannahenden Todes ergriffen wird.

Am folgenden Tag zog Gertrud mit ihren Begleitern den Ufern des lieblichen Neckars entlang. Sie hatte eine schlaflose, schmerzliche Nacht gehabt, und ihre schwindenden, kindlichen Lebensgeister waren zu einer wehmüthigen, gedankenvollen Stimmung herabgedämpft. In einem offenen Gefährt mit dem ihr nie von der Seite weichenden Trevylyan lehnte sie sich müd zurück, während Du—e und Vane langsam voran ritten. Umsonst suchte sie der Freund aufzuheitern: selbst seine sonst so begierig aufgenommenen Versuche, durch eine Erzählung oder ein Mährchen ihre trüben Augenblicke wegzuzaubern, waren diesmal fruchtlos. Sanft schüttelte sie den Kopf, drückte seine Hand und sagte: „Nein, lieber Trevylyan, nein; selbst Deine Kunst verfehlt heut ihren Zweck, aber Deine Liebe niemals!"

Und seine Hand an ihre Lippen pressend, brach sie in einen heftigen Thränenstrom aus.

Erschreckt und angstvoll drückte er sie an die Brust, suchte das auf seinen Ruheplatz gesunkene Antlitz zu erheben, und ihre Thränen wegzuküssen.

„Ach,“ sprach sie endlich, „mißachte mich nicht wegen meiner Schwäche; ich bin von meinen eigenen Gedanken überwältigt. Ich blicke auf die Welt und sehe, daß sie schön und gut ist; ich blicke auf Dich und seh' in Dir Alles, was ich zu verehren und anzubeten vermag. Das Leben scheint mir so süß und die Erde so lieblich; — kannst Du Dich wundern, daß ich bei dem Gedanken an den Tod erbebe? Nein, unterbrich mich nicht, theurer Albert; der Gedanke muß ertragen und bestanden werden! Ich hab' ihn nicht genährt, ihm während des langen Anwachsens meines Uebels keine Macht eingeräumt, aber es gab Zeiten, wo er sich mir gewaltsam aufdrängte, und jetzt, jetzt fühlbarer als je. Halte mich nicht für schwach und kindisch; nie fürchtete ich den Tod, bis ich Dich kennen lernte — aber Dich nicht mehr sehen; — nie wieder diese liebe Hand zu berühren; — Dir nie wieder für Deine Liebe zu danken; — nie mehr für Deine Sorgfalt erkenntlich zu seyn — niederzuliegen und zu schlafen und nie, nie noch einmal von Dir zu träumen! — ah, das ist ein bitterer Gedanke! aber ich will ihm trotzen — ja trotzen, als Eine, die Deiner Achtung werth ist.“

Trevylyan, von erwürgenden Gefühlen umklammert, bedeckte das eigene Gesicht mit den Händen, lehnte sich im Wagen zurück und kämpfte umsonst gegen sein Schluchzen an.

„Vielleicht,“ hob sie, die mitunter sich noch an der Hoffnung festhielt, die von ihm gänzlich gewichen war, wieder an: „vielleicht, daß ich mich gleichwohl täusche; daß meine Liebe zu Dir, von welcher mir ist, als könnte sie den Tod besiegen, mich gegen diese grausame Krankheit aufrecht erhält. Die Hoffnung, mit Dir zu leben — Dich zu hüten — Deine hohen Plane zu theilen — und — ach vor Allem — Dich in Kummer und Leiden zu trösten, wie Du mich getröstet: — liegt in solcher Hoffnung nicht etwas, das selbst diesen dahinsinkenden Leib zu tragen vermag? Und Wer wird Dich lieben, wie ich Dich liebe? Wer Dich in dem Licht sehen, wie

ich Dich gesehen? Wer für Dich unter Dank und Thränen beten, wie ich gebetet habe? O Albert, so wenig bin ich eifersüchtig auf Dich, so wenig denk' ich vergleichungsweise an mich, daß ich meine Augen zufrieden vor der Welt zuschlöße, wenn ich wüßte, daß ein anderes Wesen Dir seyn werde, was ich Dir seyn könnte!"

„Gertrud," erwiederte Trevylyan, und blickte sie, das farblose Antlitz erhebend, mit ernster, feierlicher Ruhe an — „Gertrud, laß uns jetzt gleich unsern Bund schließen; wenn das Schicksal uns trennen soll, so schneide es auch das letzte, innigste Band der Vereinigung entzwei; fühlen wir wenigstens, daß wir einander auf Erden Alles in Allem gewesen; trotzen wir dem Tod, noch während er uns anstiert. Sey die Meinige morgen — heut. — O Gott! sey die Meine!"

Selbst über die bleichen Züge, unter deren Farben die Lampe des Lebens so schwach flackerte, streifte einen Moment lang eine hohe, strahlende Röthe, die schönen Trümmer mit jungfräulicher Glut und leidenschaftlicher Hoffnung erleuchtend, und starb dann rasch hinweg.

„Nein, Albert," sprach sie mit einem Seufzer, „nein! so soll es nicht seyn; denn leichter wird Dich der Schlag treffen, wenn wir noch nicht gänzlich vereint sind, und was mich selbst betrifft, so ist mirs Selbstsüchtlingin zu Muth, als würd' ich, wenn ich also von Dir scheide, eine zärtere Erinnerung in Deinem Herzen zurücklassen, — eine zärtere, aber nicht so traurige. Auch möcht' ich Dich nicht als einen Wittwer an mein Andenken gebunden wissen; möchte nicht, daß dieses wie ein Mehlthau an Deinen schönen Aussichten für die Zukunft haftete! Denke meiner eher als eines Traumes, als eines Etwas, das nie ganz in Deinen Besitz kam, und daher keine andere Treue als freundliche, verzeihende Gedanken in Anspruch nimmt. Erin'erst Du Dich jenes Abends auf dem Rhein, — o selige, selige Stunde! — als wir vom Ufer aus Musik vernahmen, nicht so künstlich, daß sie an sich selbst des Hinhörens werth gewesen wäre, aber zu der Stunde und dem Ort passend, so daß wir still wurden,

um sie besser zu vernehmen; und als sie unmerklich auf dem Wasser dahinstarb, kam eine Art Wehmuth über uns; wir fühlten, daß etwas, das die Landschaft mild gemacht hatte, weg war, und wir sprachen nicht mehr mit so leichten Herzen wie vorher. Eben so, mein einzig geliebter, mein einzig angebeteter Trevylyan, eben so ist der Eindruck, der unsre kurze Liebe — das Daseyn Deiner armen Gertrud Deinem Gedächtniß zurücklassen sollte. Ein Ton — ein Bild — soll Dich eine kurze Zeit und nicht länger verfolgen, bis Du für den Ruhm, der Deiner auf der eingeschlagenen Bahn wartet, wieder empfänglich wirst!“

Als jedoch Gertrud dieses gesagt, wandte sie sich zu Trevylyan und beim Anblick seiner Todesqual konnte sie nicht länger an sich halten. Sie fuhlte, daß ein Trost hier ein Hohn sey; sie warf sich an seine Brust und sie vereinigten ihre Thränen mit einander.

---

## Zweiunddreißigstes Kapitel.

### Ein Ort, der zu einem Grab paßt.

Auf dem Heimweg nahm Du—e den dritten Sitz im Wagen ein und suchte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit seine Gefährten aufzuheitern; und so groß war die Biegsamkeit in Gertrudens Natur, daß bei ihr sein freundlicher Versuch bis zu einem gewissen Grad gelang. Schnell empfänglich für die Reize einer Landschaft verlor sie sich allmälig in die schöne, bei jeder Straßenbeugung dem Blick anders geöffnete Außenwelt. Und die Silberglätte des Flusses, welcher den fortwährenden Augenpunkt der Gegend bildete; die Heiterkeit des Wetters, die Klarheit des Himmels, unterstützt von jenem Zauber, den die Natur über ihre Verehrer stets ausübt, beruhigten ein Gemüth, das sich, wie die Sonnenblume, so instinktartig vom Schatten dem Licht zuwandte.

Einmal ließ Du—e das Gefährt an einem zwischen Bäumen eingebetteten Grasplätzchen anhalten, und sagte zu

Gertrud: „Wir sind hier an einem der vielen Orte am Neckar, die von Ihren Lieblingssagen geheiligt werden. In jenem Gehölz wohnte in den früheren Zeiten des Christenthums ein Einsiedler, der, obwohl jung an Jahren, wegen der Heiligkeit seines Lebens berühmt war. Niemand wußte, woher er gekommen oder aus welcher Ursache er den Kreis des Daseyns auf die Einsamkeit seiner Klause eingeschränkt hatte. Selten redete er, außer wenn sein geistlicher Rath oder sein theilnehmendes Gebet in Anspruch genommen wurden. Er lebte von Kräutern und den Früchten, welche die Landleute in seine Höhle brachten, und jeden Morgen und jeden Abend kam er hieher, seinen Krug mit dem Wasser des Flusses zu füllen. Jedoch sah man ihn an dieser Stelle lang, nachdem er seine Arbeit bereits verrichtet, verweilen und nach einem Kloster hinüber blicken, das sich damals am jenseitigen Ufer erhob, von welchen aber jetzt selbst die Ruinen verschwunden sind. Allmählig wich seine Gesundheit unter dem strengen Leben, das er führte, und eines Abends ward er von einigen Fischern bewußtlos auf dem Rasen gefunden. Sie schafften ihn, um ärztliche Hülfe zu bekommen, in das Kloster drüben, und Eine aus der Schwesterschaft, die Tochter eines Fürsten, wurde beauftragt des Klausners zu warten. Als er jedoch seine Augen gegen die ihrigen öffnete, schienen Beide von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen zu werden. Er sprach — aber Worte in einer fremden Mundart, und die Schwester warf sich über das Lager des Sterbenden und rief einen Namen, den gefeiertsten in der ganzen Umgegend, den Namen eines einst weit berufenen Minnesängers, der in jenen rohen Zeiten den Dichter mit dem ungebändigten Ritter verbunden hatte. Vor vielen Jahren, hieß es, sey derselbe in einem der damals gewöhnlichen Kämpfe zwischen Fürsten und trotzigen Vasallen umgekommen, als er eben das Schloß stürmte, das die jetzt fromme Nonne, damals die umworbene Schönheit und Vorsitzerin bei Turnier und Lanzenspiel, bewohnte. In ihren Armen hauchte der Siedler jetzt seinen Geist aus. Sie überlebte ihn nur wenige Stunden und ließ

die Neugier geschäftig über eine Geschichte zurück, für welche sie nie eine weitere Spur erlangte. Mancher Sänger gab in spätern Zeiten in der Dichtung die nähern Umstände, welche die Wahrheit nicht ergänzen wollte, und der Ort, wo sich der Einsiedler bei Aufgang und Untergang der Sonne stets eingefunden, um nach dem Kloster zu blicken, ward durch das Lied geweiht."

Die Stelle, welcher die Sage dieses Interesse gab, hatte das Ansehen wehmüthiger Ruhe in auffallendem Grad. Wilde Blumen weilten noch auf dem Rasen, dessen Schilfgras den Neckar sanft überhing, und mit klagender Musik murmelte der Fluß darunter durch. Kein Lüftchen regte die Bäume, aber in einiger Entfernung hob sich der Thurm einer Kirche aus dem Gehölz, und während einer eingetretenen Pause im Gespräch ertönte plötzlich von dem heiligen Haus die Glocke, welche zum Begräbniß ruft. So im Einklang mit dem Ort, mit der Stunde, mit der athmenden Stille traf sie ins Ohr, daß sie Jeden mit unbeschreibbarer Macht bis ins Herz durchbebte. Sie war wie eine Stimme aus eiuer andern Welt, die von den Sorgen der gegenwärtigen den eingelullten Geist unter dem Schweigen der Natur abruft: — sie lud ein, schreckte nicht ab, und hatte in ihrem Ton eher etwas Mildes als Furchtbares.

Mit aufschießenden Thränen wandte sich Gertrud, faßte Trevylyan bei der Hand und flüsterte: „an einer solchen Stätte, so ruhig, so abgeschieden, und doch in der Nachbarschaft des Gotteshauses möchte ich, daß diese zerbrochene Hülle der Ruhe übergeben würde."

## Letztes Kapitel.

### Schluß dieser Geschichte.

Von diesem Tag an gewann Gertruds Stimmung wieder die gewohnte Heiterkeit, und die ganze folgende Woche hindurch kam sie nie wieder auf ihr bevorstehendes Schicksal

zurück; noch einmal schien sie der nahen Begrenzung desselben unkundig geworden zu seyn. Vielleicht daß sie, bis zum letzten Hauch für Trevylyan besorgt, keine Trübung weiter auf ihre irdische Trennung werfen wollte; vielleicht auch daß, die Gewißheit ihres Verhängnisses einmal fest ins Auge gefaßt, seine Schrecken verschwanden. Die Saiten der Gedanken, bei der leisesten Bewegung zitternd, können durch einen einzigen Vorfall oder in einer einzigen Stunde umgestimmt werden; ein Klang heiliger Musik, ein grüner stiller Begräbnißplatz vermag die Gestalt des Todes zu einem Engel umzuwandeln. Weise und mit schöner Lehre für uns entkleideten daher die Griechen das Grab seiner unwirklichen Düsterkeit; weise verkörperten sie den großen Gedanken der Ruhe durch festliche, liebliche Bilder — unbewußt des nordischen Wahnsinns, der ein Gespenst aus dem stillen Schlummer machte!

Aber während Gertrudens Stimmung den Ton der Gesundheit wieder gewann, nahm ihr Körper rasch ab, und wenige Tage reichten jetzt zu einer Verwüstung hin, wozu kurz vorher Monate nöthig gewesen.

Eines Abends stieß Trevylyan, der allein ausgegangen war, um den Vorstellungen nachzuhängen, die er in Gertruds Gegenwart zu ersticken suchte, unter den verödeten Ruinen des Schlosses plötzlich auf Vane. Einsam stand der ruhige, fast verhärtete Zögling des Ungemachs der Welt da und betrachtete die zertrümmerten Fenster und den gespaltenen Thurm, durch welche die Sonne eben ihren schiefen Scheidestrahl warf.

Trevylyan, der diesen kalten, unerregbaren Menschen von jeher nur um Gertrudens willen geliebt hatte, fühlte jetzt bei dem Gedanken, daß der Alte in solchem Moment, wo der Tod an der Blüthe seines Hauses schwelgte, noch ruhig seyn und lächeln und grübeln und moralisiren und das gemeine Spiel der Welt spielen konnte, beinah einen Haß über sich hinrieseln. Langsam schritt er auf ihn zu, stellte sich hart vor ihn und sagte mit hohler Stimme und verzerrtem Lächeln: „Sie unterhalten sich angenehm, Herr: das ist

ein schöner Prospekt, und über einen seit Jahrhunderten zum Schlummer gebrachten Schmerz zu sinnen ist besser, als ein krankes Mädchen zu hüten und die Angst in ihrem Herzen nagen zu lassen."

Vane sah ihn ruhig aber aufmerksam an und gab keine Antwort.

„Vane!" fuhr Trevylyan mit derselben gewaltsam erzwungenen Kaltblütigkeit fort, „Vane, in wenigen Tagen wird Alles vorüber seyn, und Sie und ich, die Dinge, die Mächler, die unrechten Menschen der Welt, werden allein bleiben — verlassen von dem einzigen Wesen, das unser dumpfes Leben schmückte, das nur durch seine Liebe Jeden von uns eines Gedankens werth machte."

Vane fuhr zusammen und wandte das Gesicht ab. „Sie sind grausam," sprach er mit bebender Stimme.

„Was, Mensch;" schrie Trevylyan laut auf und packte ihn jählings beim Arm, „kannst Du fühlen? ist Dein kaltes Herz gerührt? So komm," setzte er mit wildem Lachen hinzu, „so komm, da müssen wir Freunde seyn!"

Vane trat mit einer gewissen Würde zurück, die selbst in solchem Augenblick auf Trevylyan einwirkte. „In einigen Jahren," sprach er, „wird man Sie kalt nennen, wie mich; Kummer wird Sie die Weisheit der Affektlosigkeit lehren; es ist eine bittere Schule, Herr, eine bittere Schule! Aber meinen Sie, ich sähe wirklich ungerührt meine letzte Hoffnung zertrümmern? — das letzte Band, das mich an mein Geschlecht bindet? Nein, nein! ich fühl' es, so sehr ein Mensch fühlen kann: — und ich verberg mein Gefühl, wie es einem unter Unglück ergrauten Manne geziemt; Mein Kind ist mir mehr, als Ihnen Ihre Braut; denn Sie sind jung und reich, und das Leben lächelt vor Ihnen; aber ich . . . . . nichts weiter, mein Herr, nichts weiter."

„Verzeihen Sie mir," entgegnete Trevylyan demuthvoll. „Ich habe Ihnen Unrecht gethan, aber Gertrud ist eine Entschuldigung für jeden Frevel aus Liebe; und hören Sie jetzt meine letzte Bitte — geben Sie Ihre Tochter mir — selbst

am Rand des Grabes. Der Tod kann sie in den Armen — unter der Obhut einer Liebe, wie die meinige, nicht fassen."

Vane schauderte. „Es hieße einer Todten angetraut werden!" sprach er. — „Nein!"

Trevylyan wich von ihm und stürzte ohne ein weiteres Wort hinweg. Er kehrte nach der Stadt zurück; mit überlegter Ruhe suchte er den Eigenthümer des Grundstücks auf, in welchem beerdigt zu werden Gertrud gewünscht hatte. Er kaufte es und begab sich noch in der Nacht zu dem Geistlichen einer nah gelegenen Kirche, dem er auftrug, den Ort nach dem gehörigen Ritual zu weihen.

Der Geistliche, ein bejahrter, frommer Mann, ward über das Verlangen, wie über das Aussehen Dessen, der es vorbrachte, betroffen.

„Soll es sogleich geschehen, mein Herr?" fragte er zögernd.

„Sogleich," erwiederte Trevylyan mit ruhigem Lächeln; „ein Bräutigam, wissen Sie wohl, ist stets ungeduldig."

Die drei nächsten Tage befand sich Gertrud so übel, daß sie das Bett hüten mußte. Diese ganze Zeit über saß Trevylyan vor ihrer Thür, ohne ein Wort zu sprechen, kaum daß er den Blick vom Boden aufschlug. Das Gesinde ging ab und zu; — er bemerkte es nicht, vielleicht war er, als selbst die fremden Diener sich abwandten und die Augen wischten und Gott baten, ihn zu trösten, des Mitleids minder bedürftig, als zu jeder andern Zeit. Es gibt eine Betäubung im Leiden, und quallos schlummert das Herz, wenn es vom Gram erschöpft ist.

Am vierten Tag aber stand Gertrud auf und ward (wie verändert und doch immer noch wie lieblich!) ins gemeinsame Zimmer hinabgetragen. Während jener drei Tage hatte der Geistliche sie mehrmals besucht, und ihr von Kindheit an von Religion durchdrungenes Gemüth war durch seinen Zuspruch unausdrückbar getröstet worden. Sie nahm Nahrung aus Trevylyans Hand: sie lächelte ihn so hold an, wie sonst. Sie sprach mit ihm, obwohl mit schwacher Stimme und nur auf kurze Augenblicke. Aber sie empfand keinen Schmerz; ihr

Leben ebbte mählig und wehlos hinweg. „Mein Vater,“ sagte sie zu Vane, dessen Züge noch die gewöhnliche Ruhe trugen, was im Innern auch vorgegangen seyn mochte; „ich weiß, Sie werden sich, wenn ich dahin bin, mehr grämen als die Welt glaubt, denn ich allein weiß, was Sie vor Jahren gewesen, ehe die Freunde Sie verlassen und das Schicksal finster auf Sie geblickt hatte — und ehe meine arme Mutter starb. Aber nimmer, nimmer glauben Sie, daß Hoffnung und Trost mit mir von Ihnen scheiden. So lang der Himmel über der Erde weilt, wird es auch Trost und Hoffnung für Alle geben.“

Sie wohnten nicht in der Stadt, sondern hatten ihr Quartier, mit der Aussicht auf den Neckar, in der nächsten Umgebung genommen. Vom Fenster aus sahen sie jetzt ein leichtes Schifflein munter dahingleiten, bis es vorüber war und wieder Einsamkeit auf den Wellen lag.

„Das Schifflein entschwindet unsern Augen,“ sprach Gertrud auf dasselbe zeigend, „aber stets gleitet es glücklich dahin, wenn wir es auch nicht mehr sehen, und ich fühle — ja, Vater, ich fühle, daß es so auch mit uns ist. Wir entgleiten den Menschenaugen auf dem Strom der Zeit, aber wir hören deßhalb nicht auf zu seyn!“

Und als jetzt die Dämmerung herabkam, drückte sie den Wunsch aus, man möge sie, ehe sie sich zur Ruhe lege, mit Trevylyan allein lassen. Er saß jetzt nicht mehr neben ihr, denn ihm fehlte der Muth dazu, sondern in einiger Entfernung mit abgewandtem Gesicht. Sie rief ihn beim Namen, aber er antwortete weder, noch wandte er den Kopf. So schwach sie war, erhob sie sich vom Sopha, schwankte leis über den Boden hin, bis sie bei ihm ankam und in seine Arme sank.

„Unfreundlicher!“ sprach sie, „zum erstenmal Unfreundlicher, wendest Du Dich von mir ab? Komm, laß uns noch einmal auf den Fluß blicken! sieh, die Nacht dunkelt darüber. Unsre liebliche Reise, das Bild unsrer Liebe ist zu Ende; nicht mehr aufgerollt wird unser Segel. Nimmer vermag Deine Stimme die Müdigkeit der Kranken zu verscheuchen mit Mährchen und Gesang; die Bahn ist aus, das Schiff zer-

brochen, die Nacht sinkt auf seine Trümmer herab; aber jetzt in dieser Stunde, liebe mich, sey freundlich gegen mich wie immer. Immer noch laß mich Deine Gertrud seyn — immer noch laß mich heute Nacht die Augen mit dem süßen Bewußtseyn schließen, geliebt zu seyn."

„Geliebt! O Gertrud, sprich nicht also zu mir!"

„Horch! jetzt bist Du wieder Du selbst!" und mit schwachen Armen klammerte sie sich liebkosend an seine Brust. „Und nun," sprach sie feierlicher, „laß uns vergessen, daß wir sterblich sind, laß uns gedenken, daß das Leben nur ein Theil, nicht das Ganze unsrer Bahn ist; laß uns in dieser milden Stunde so lang wir noch ungetrennt sind, die Gegenwart des Ewigen in uns fühlen; so daß die Trennung nicht wie Tod, sondern nur wie eine kurze Abwesenheit erscheine, und wenn einmal der Schmerz des Scheidens vorüber ist, mußt Du nur denken, daß wir uns in Kurzem wieder sehen! Was, Du wendest Dich noch immer von mir? Sieh, ich weine und zergräme mich nicht, ich habe die Qual der Trennung überwunden, willst Du von mir übertroffen werden? Erinnerst Du Dich, Albert, wie Du mir einmal erzählt, die erhabensten unter den alten Weisen hätten im Gefängniß und vor dem Tod ihre Freunde durch Beweise für die Unsterblichkeit der Seele getröstet? Ist sie kein Trost? — reicht sie nicht hin? oder hältst Du, was erhaben auf den Lippen der Weisheit ist, für nichtig auf den Lippen der Liebe?"

„Still, still!" rief Trevylyan wild, „oder mir wird, als wärest Du schon jetzt ein Engel!"

Doch schließen wir diese Unterredung und lassen die letzten heiligen Worte unenthüllt, welche die Beiden auf Erden wechselten.

Als Vane und der Arzt wieder leis ins Zimmer schlichen, winkte ihnen Trevylyan zu, still zu seyn. „Sie schläft," flüsterte er, „Bst!" Und wirklich war sie abgemattet von den eignen Empfindungen und eingelullt von dem Glauben, sie habe Dem, bei welchem ihr Herz, wie immer, wohnte, Ruhe gegeben, an seiner Brust in Schlaf oder vielleicht in Ohnmacht gesunken.

Während sie hier so schön, so geknickt, so zart lag, verdüsterte sich das Zwielicht zur Dunkelheit, und der erste Stern brach, wie die Hoffnung der Zukunft, über die Finsterniß der Erde herein.

Nichts kam der äußern Stille gleich! — nichts als Das, was odemlos im Innern lag. Keiner von der Gruppe regte sich oder sprach, und der über die Schlummernde gebeugte Trevylyan wandte das Aug nie von ihrem Antlitz, betrachtete die geöffneten Lippen und glaubte, er trinke ihren Odem. Ach der Odem wehte nicht mehr! Vom Schlaf war sie ohne einen Seufzer zum Tod hinübergegangen; selig, unendlich selig in solchem Tod! geschmiegt in die Arme ungeänderter Liebe, erhellt im letzten Gedanken durch das Bewußtseyn der Unschuld und Gewißheit des Himmels!

* * * * * *

* * * * * *

* * * * * *

Nach langem Aufenthalt auf dem Kontinent kehrte Trevylyan nach England zurück. Er stürzte sich ins thätige Leben und ward, was man in diesem Zeitalter der kleinen Namen einen ausgezeichneten und berühmten Mann nennt. Was aber fortan in seinem Benehmen am meisten auffiel, war seine Unfähigkeit für Ruhe. Gierig griff er nach jeder Beschäftigung, selbst von der verschiedensten und buntesten Art — Oekonomie — Wissenschaften — politische Thätigkeit — Vergnügungen. Er ertrug keinen Stillstand auf seiner Bahn und Muße war für ihn, was Sorgen für Andere. In der Welt lebte er, wie die übrigen Menschen, seinen Obliegenheiten nachkommend, seine Neigungen befriedigend, seine Laufbahn erfüllend. Aber in seinem Innern hatte ein tiefer, winterlicher Wechsel stattgefunden; die Sonne seines Lebens war hinunter; der Duft der Phantasie hatte die Erde verlassen. Fest wie bisher stand der Stamm gegen den Sturm, aber das grüne Laub war auf immer von ihm gefallen, und der Vogel hatte seine Zweige verlassen. Einst hatte er die Schönheit angebetet, von welcher das Lied der Dichter singt; die Herrlichkeit und Glut, womit solche Ge-

danken umgeben sind, die unserer gemeinen Scholle nicht angehören; aber jetzt war der Born der Begeisterung versiegt und die goldne Schale war am Quell zerbrochen. Mit Gertrud hatte ihn die Poesie des Lebens verlassen. Eine Musik hatte, wie sie selbst ihren Hingang beschrieben, aufgehört, aus der Schöpfung zu athmen; mochte fortan die Barke auch noch eben so schnell segeln, der Strom mit ebenso stolzer Woge sich heben, Etwas, das das Herz umsaitet, war still geworden, und der Zauber der Reise dahin!

Und Gertrud schläft an dem Ort, wo sie ihr letztes Bett gebetet wünschte, und theurer, — unendlich theurer ist dieser kleine Fleck am fernen Neckarstrand für Trevylyans Herz, als all die weiten Ländereien und fruchtbaren Gefilde seines Stammguts. Auch bewahrt dort der Rasen sein smaragdenes Grün, und fast will mir bedünken, die Feldblumen sproßten noch in reicherer Fülle, als ehedem, um das einfache Grabmal auf. Eine Uferkrümmung bricht die Fluth des Neckars, daher seine Strömung still hält, als ob sie zögernd weilte an dem einsamen Grab und klagte unter dem flüsternden Schilf, ehe sie weiter zieht. Und als ich mir das letztemal die ruhige Stätte betrachtete, als ich den Rasen so frisch, die Blumen in solchem Farbenglanz sah, dachte ich, wohl möchten wirklich Geisterhände den Ort pflegen; nicht nur für die Einbildung hätt' ich die Elfen in meine Geschichte entboten; in Wahrheit und mit fortdauernder, obwohl unsichtbarer Hut sicherten sie das Grab Derer, die ihr Geschlecht so geliebt und in ihrer zarten fleckenlosen Reinheit ein Anrecht auf Verwandtschaft mit der Geisterwelt hatte, vor jedem verunreinenden Fußtritt und dem rauhen Einfluß der Jahreszeiten. Gibt es Einen unter uns, der nicht irgend ein Wesen gekannt, welchem gegenüber es keine zu wilde Phantasie erschien, sich solchem Traum hinzugeben?"

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton, / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

E. L. Bulwer's sämmtliche Romane

Bd.: 63/65

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.9(11#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11714780-0